

Vanessa Schlevogt, Herbert Vogt (Hrsg.)

Wege zum Kinder- und Familienzentrum

Ein Praxisbuch



Cornelsen

Vanessa Schlevogt/Herbert Vogt (Hrsg.)
Wege zum Kinder- und Familienzentrum

Vanessa Schlevogt, Politikwissenschaftlerin, freiberufliche Prozessbegleiterin in Frankfurt am Main, berät seit 2002 Träger, Einrichtungen und Netzwerke, Kommunen, Landkreise und Ministerien zum Thema Kinder- und Familienzentrum, Referentin in Weiterbildungen für Multiplikator/innen und Berater/innen für Kinder- und Familienzentren am Odenwald- und Osterberg-Institut der Karl Kübel Stiftung.

Herbert Vogt, Grundschullehrer und Diplom-Pädagoge, war Kita-Leiter und Fachberater für Kindertageseinrichtungen; leitender Redakteur von TPS (Theorie und Praxis der Sozialpädagogik) und freiberuflicher Fortbildner und Teamberater, Leiter der Weiterbildung für Multiplikator/innen und Berater/innen für Kinder- und Familienzentren am Odenwald-Institut der Karl Kübel Stiftung.

Vanessa Schlevogt/Herbert Vogt (Hrsg.)

Wege zum Kinder- und Familienzentrum

Ein Praxisbuch

Cornelsen

Bei Fragen und Anregungen wenden Sie sich bitte an unsere Berater:

Marketing, 14328 Berlin, Cornelsen Service Center,
Servicetelefon 030/89 785 89 29

Weitere Informationen finden Sie im Internet unter:

www.cornelsen.de/fruehe-kindheit

Lektorat: Sigrid Weber, Freiburg

Umschlaggestaltung & Layout: Claudia Adam Graphik-Design, Darmstadt

Technische Umsetzung: Ludger Stallmeister, Wuppertal

1. Auflage 2014

© 2014 Cornelsen Schulverlage GmbH, Berlin

Das Werk und seine Teile sind urheberrechtlich geschützt. Jede Nutzung in anderen als den gesetzlich zugelassenen Fällen bedarf der vorherigen schriftlichen Einwilligung des Verlages.

Hinweis zu den §§ 46, 52 a UrhG: Weder das Werk noch seine Teile dürfen ohne eine solche Einwilligung eingescannt und in ein Netzwerk eingestellt oder sonst öffentlich zugänglich gemacht werden. Dies gilt auch für Intranets von Schulen und sonstigen Bildungseinrichtungen.

Druck: Beltz Bad Langensalza GmbH

ISBN 978-3-589-24864-3



Inhalt gedruckt auf säurefreiem Papier
aus nachhaltiger Forstwirtschaft.

Inhalt

Kinder- und Familienzentren auf dem Vormarsch	8
1 Neue Ansätze für die Zusammenarbeit mit Familien	10
1.1 Kinder- und Familienzentren in Deutschland – Konzepte und Modelle	11
<i>Vanessa Schlevogt</i>	
1.2 Mit Familien zusammenarbeiten	24
<i>Herbert Vogt</i>	
2 Konzepte und Fördermodelle	34
2.1 Qualitätsentwicklung in Kinder- und Familienzentren der Stadt Hannover	35
<i>Andreas Schenk</i>	
2.2 Das Kinder- und Familienzentrum in der kommunalen Bildungs- und Förderkette	45
<i>Dieter Assel</i>	
2.3 Kinder- und Familienzentren im ländlichen Raum – Idylle im Grünen oder Zentrum sozialer Dienstleistungen?	55
<i>Brigitte Noack</i>	
3 Sozialraumorientierung und Bedarfsermittlung	62
3.1 Sozialraumorientierung und Bedarfsermittlung in Kinder- und Familienzentren	63
<i>Vanessa Schlevogt</i>	
3.2 Kinder- und Familienzentren als Brücken in den Stadtteil	70
<i>Evelin Klein</i>	
3.3 Sozialraumerkundungen mit Kindern und Eltern	77
<i>Sibylle Fischer</i>	

3.4 Was brauchen unsere Familien? Ermittlung von Elternbedarfen im Kinder- und Familienzentrum	86
<i>Ursula Jakobi & Gabriele Kurz-Adams</i>	
4 Netzwerk und Kooperation	92
4.1 Netzwerken in Kinder- und Familienzentren	93
<i>Herbert Vogt</i>	
4.2 Trägerkooperation – in Netzwerken arbeiten	98
<i>Matthias Jung</i>	
4.3 Arbeit mit jungen Familien – Baustein der kommunalen Präventionskette „Mo.Ki – Monheim für Kinder“	105
<i>Miriam Heckmann</i>	
4.4 Kooperation von Kita und Familienberatung	112
<i>Doris Morhard & Monika Wilhelm</i>	
4.5 Familienbildung im Kooperationsverbund	119
<i>Marion Nordmeyer & Senka Turk</i>	
4.6 Die Entwicklung eines Kinder- und Familienzentrums in einem Sportverein	124
<i>Harald Seehausen</i>	
5 Erziehungspartnerschaft und Begegnung	130
5.1 Das Entwicklungsgespräch mit Eltern – ein Baustein der Zusammenarbeit im Early Excellence-Konzept	131
<i>Stefanie Entzmann</i>	
5.2 Marte Meo – eine Methode mit vielfältigen Umsetzungsmöglichkeiten im Kinder- und Familienzentrum	137
<i>Inge Nowak</i>	
5.3 Interkulturelle Begegnung im Kinder- und Familienzentrum	143
<i>Gerda Ludwig</i>	

5.4 Aktive Vaterschaft in Kinder- und Familienzentren	149
<i>Harald Seehausen</i>	
6 Organisationsentwicklung, Aus- und Fortbildung	154
6.1 Ein Team auf dem Weg zum Kinder- und Familienzentrum	155
<i>Ute Günther</i>	
6.2 Leitfaden für Koordinator/innen	162
<i>Fenja Kothe & Lena Schlör</i>	
6.3 Organisationen entwickeln, Prozesse verstehen – Beratung in Kinder- und Familienzentren	168
<i>Christa Höher-Pfeifer</i>	
6.4 Kinder- und Familienzentren als Thema einer kompetenzorientierten Erzieher/innen-Ausbildung	175
<i>Ute Eggers</i>	
6.5 Von der Erzieherin zur Netzwerkerin	185
<i>Brigitte Heinz</i>	
6.6 Weiterbildung zur Multiplikator/in und Berater/in für Kinder- und Familienzentren	193
<i>Sigrid Goder-Fahlbusch</i>	
6.7 Hospitation als Instrument zur Entwicklung von Kinder- und Familienzentren	199
<i>Bianca Monzel</i>	
7 Anhang	204

Kinder- und Familienzentren auf dem Vormarsch

Seit mehr als einem Jahrzehnt öffnen Kindertageseinrichtungen in Deutschland ihre Türen zum Sozialraum. Die verstärkte Konzentration auf die Lebenslagen und Bedürfnisse von Familien sowie auf das räumliche und soziale Umfeld der Einrichtungen hat unterschiedliche Modelle, Organisationsformen und Begrifflichkeiten hervorgebracht. Wir sprechen in diesem Buch durchgängig von Kinder- und Familienzentren, wenn Kitas zu Anlaufstellen für Familien werden und bedarfsorientierte Angebotsformen entwickeln, die über die Zusammenarbeit mit Eltern in Bezug auf die Bildung, Erziehung und Betreuung der Kinder hinausgehen. Dieser sozialpolitisch und sozialpädagogisch innovative Ansatz stößt bei Kommunen, Landkreisen, Ministerien, Stiftungen, Trägern und Einrichtungen auf großes Interesse: Verschiedene organisatorische Modelle wurden erprobt und Fördermittel bereitgestellt. Fachkräfte, Koordinator/innen und Trägervertreter nehmen an Beratungs- und Qualifizierungsmaßnahmen teil, und inzwischen sind vielfältige Vernetzungen in Kommunen sowie auf Landes- und Bundesebene entstanden.

Im Kontext dieses Veränderungsprozesses entstehen viele Fragen:

- Welche neuen Aufgaben kommen jeweils auf Team, Leitung und Träger zu? Was ist von wem zu koordinieren?
- Wie werden Ressourcen und Bedarfe von Familien ermittelt und in der Arbeit berücksichtigt?
- Welche Kooperationen und Vernetzungen im Sozialraum müssen initiiert und entwickelt werden?
- Welche Rahmenbedingungen braucht ein Kinder- und Familienzentrum für eine erfolgreiche Arbeit?

Im Rahmen von Fort- und Weiterbildungsangeboten sowie in zahlreichen Beratungsprozessen hatten wir die Gelegenheit, die Entstehung und Entwicklung von Kinder- und Familienzentren vor Ort zu begleiten. Mittlerweile können wir auf einen breiten Fundus an praktischen Erfahrungen zurückgreifen und miterleben, wie vielfältig sich Kinder- und Familienzentren entwickeln, wie sie mit Schwierigkeiten umgehen und welchen Nutzen Familien davon haben. In der Literatur fehlen bisher allerdings praxisnahe Veröffentlichungen, die Fachkräften und anderen Beteiligten nützliche Erfahrungen an die Hand geben, mithilfe derer sie

ihre eigenen Anstrengungen einordnen und ausrichten können. Mit diesem Buch wollen wir diese Lücke verringern.

Das Buch wendet sich an alle, die sich auf den Weg zum Kinder- und Familienzentrum machen wollen, und an diejenigen, die bereits unterwegs sind. Wir wünschen uns, dass es Anregungen für den fachlichen Diskurs gibt, sowohl für Einrichtungen und Teams als auch für Träger und Berater/innen sowie den gesamten Aus- und Fortbildungsbereich. Wir gehen ein auf unterschiedliche Förderkonzepte, Team- und Organisationsentwicklung, die Aus- und Fortbildung sowie auf den großen Themenkomplex Kooperation und Vernetzung im Sozialraum – dabei steht in vielen Beiträgen die Praxis der Einrichtungen im Mittelpunkt.

Perspektivisch wird es mehr und mehr Kindertagesstätten geben, die in Konzept, Organisation, Angebotspalette und Kooperationsformen ein breites, bedarfsgerechtes Spektrum für Kinder und Eltern anbieten. Familien brauchen Raum für Begegnung, Unterstützung in verschiedenen Lebenslagen und Begleitung bei der Bildung, Erziehung und Betreuung ihrer Kinder. Wir hoffen daher, dass Kinder- und Familienzentren zukünftig eine wichtige Säule im Gesamtangebot der Kinder- und Jugendhilfe darstellen werden.

Im August 2014

Vanessa Schlevogt

Herbert Vogt



1 Neue Ansätze für die Zusammenarbeit mit Familien

Kinder- und Familienzentren in Deutschland – Konzepte und Modelle

1.1

Vanessa Schlevogt

Die Kindertagesbetreuung in Deutschland befindet sich im Wandel und stellt Kindertagesstätten vor große Herausforderungen: Kinder werden früher und länger in Institutionen betreut. Es wird zunehmend schwieriger, qualifizierte Fachkräfte zu gewinnen. Gleichzeitig steigen die Erwartungen an Kita-Teams im Hinblick auf Bildung und frühe Förderung von Kindern.

Es geht nur gemeinsam mit den Eltern

Nach dem Kinder- und Jugendhilfegesetz soll sich „das Leistungsangebot (der Kindertagesstätten) pädagogisch und organisatorisch an den Bedürfnissen der Kinder und ihrer Familien orientieren“ (SGB VIII, § 22 Abs. 2). In den Bildungs- und Erziehungsplänen der Bundesländer wird daher die Erziehungs- und Bildungspartnerschaft zwischen Eltern und Kindertagesstätte als Grundlage für eine auf Dauer angelegte konstruktive, partnerschaftliche Bildungs- und Erziehungsarbeit mit dem Kind betrachtet. Eltern sollen in die pädagogische Arbeit einbezogen, ihre Erfahrungen und Interessen erfragt und berücksichtigt werden. In diesem Zusammenhang wird die Kindertagesstätte als Teil des Gemeinwesens definiert, als wichtiger Akteur in einem lokalen Netzwerk, das die Bedürfnisse von Kindern, Eltern und Familien im Blick hat. Kinder- und Familienzentren entwickeln sich also im Kontext veränderter gesellschaftlicher Lebensrealitäten von Kindern und Familien und dem damit einhergehenden strukturellen Wandel in der bundesdeutschen Kinder- und Jugendhilfelandchaft. Im Folgenden werden die historische Entwicklung dieses relativ neuen Modells skizziert und verschiedene Organisationsformen und Fördermodelle von Kinder- und Familienzentren erläutert.

Der Early Excellence-Ansatz

In den Konzepten von Kinder- und Familienzentren finden sich starke Verbindungslinien zu den Early Excellence Centres (EEC), die zunächst in Großbritannien entwickelt wurden und zunehmend auch die deutsche Bildungsdiskussion beeinflussen: Der EEC-Ansatz beschäftigt sich damit, *wie* Kinder lernen und *wie* sie dabei unterstützt werden können. Im Rahmen der pädagogischen Strategien

sollen die Haltungen der Fachkräfte gegenüber Kindern und deren Familien weiterentwickelt werden, die das Lernen und die Entwicklung von Kindern befördern. Die drei Bausteine des EEC-Konzepts beinhalten daher die konsequente Entwicklungs- und Bildungsbegleitung von Kindern, die enge Zusammenarbeit zwischen pädagogischem Fachpersonal und Familien sowie die Öffnung der Kindertagesstätten für Familien im Stadtteil.

Das Early Excellence-Programm wurde 1997 in England als Konzept zur frühen Bildung und Förderung von Kindern entwickelt und förderte Tageseinrichtungen, die Angebote aus den Bereichen Bildung, Betreuung, Gesundheit und Soziales zusammenführten (vgl. Wehinger 2006). Anlass war eine der höchsten Raten von Kinderarmut in Europa. Vorbild für den EEC-Ansatz war das Pen Green Centre, das bereits 1983 in der ehemaligen Stahlstadt Corby eröffnet wurde und von Beginn an die Eltern stark in die eigene Arbeit einbezog, um die Entwicklung der Kinder durch eine Veränderung ihrer Familiensituation zu unterstützen. Die Gründerin Margy Whalley baute Pen Green zu einem Forschungszentrum aus, in dem Praxis und Ausbildung in enger Wechselwirkung stehen (vgl. Hebenstreit-Müller 2006, S. 243). Angestrebt wird die Einübung des „positiven Blicks“, das bedeutet, die pädagogischen Fachkräfte werden angeleitet, auf die Ressourcen von Kindern und Familien zu schauen. Eltern werden als Experten ihrer Kinder betrachtet und von Beginn an in den Alltag der Einrichtung integriert (vgl. Whalley 2008). Seit 2004 werden die Tageseinrichtungen unter neuem Namen im Rahmen des Sure Start-Programms gefördert. Inzwischen gibt es mehr als 3 600 Children's Centres in Großbritannien, mindestens ein Zentrum pro Gemeinde.

Orte für Kinder und Familien

Parallel zur angelsächsischen Entwicklung des EEC-Ansatzes wurden auch in Deutschland in den 1990er-Jahren Grundlagen für die Entstehung von Kinder- und Familienzentren gelegt. So forschte das Deutsche Jugendinstitut von 1991 bis 1994 zur Weiterentwicklung pluraler Angebotsformen für Kinder und Eltern als Teil der sozialen Infrastruktur. Unter dem Stichwort „Orte für Kinder“ wurden nicht nur die Erweiterung des Kinderbetreuungsangebots, sondern auch die Anpassung an veränderte gesellschaftliche Bedingungen und Lebenslagen von Familien diskutiert und Angebote für Familien entwickelt (vgl. Ledig u. a. 1996).

Familien- und sozialraumorientierte Kindertagesstätten befinden sich daher idealerweise in einem kontinuierlichen Dialog mit den Eltern und suchen immer wieder neue Ansätze, um möglichst jede einzelne Familie erreichen zu können. Dazu braucht es vielfältige Ansatzpunkte sowie ausreichend Zeit und Raum, um Begegnungen zu ermöglichen und Wünsche in angenehmer Atmosphäre zu erfragen.

Damit Eltern und Fachkräfte ein gemeinsames Verständnis für die Bedürfnisse des Kindes entwickeln können, müssen sie sich aufeinander einlassen. Daher sollten sich Erzieher/innen für die oftmals sehr unterschiedlichen Lebenssituationen von Familien interessieren. Bereichernd für alle Beteiligten ist es, Eltern dabei zu unterstützen, ihre eigenen Kompetenzen in den Kita-Alltag einfließen zu lassen. Die pädagogischen Fachkräfte haben die Aufgabe, die Beziehung zu den Familien zu gestalten und immer wieder zu überprüfen, ob die Begegnung mit den Eltern auf Augenhöhe gelingt. Dies sollte als kontinuierlicher Prozess verstanden werden, bei dem die Erziehungspartnerschaft als immer wieder neu anzustrebendes Ziel und nicht als Zustand zu begreifen ist.

Im Jahr 2001 führte das Berliner Pestalozzi-Fröbel-Haus als erster Träger in Deutschland das Early Excellence-Modell zunächst im Kinder- und Familienzentrum Schillerstraße, dann in all seinen anderen Einrichtungen ein (vgl. Karkow/Kühnel 2008). Die Stadt Monheim am Rhein entwickelte 2002 in Kooperation mit der Arbeiterwohlfahrt das mit dem ersten Deutschen Präventionspreis ausgezeichnete Modellprojekt „Mo.Ki. Monheim für Kinder“. Ein trägerübergreifender Verbund von fünf Kindertageseinrichtungen bildet in der nordrhein-westfälischen Kleinstadt einen Knotenpunkt im Sozialraum, um insbesondere von Armut betroffene Familien frühzeitig unterstützen zu können (vgl. Schlevogt 2009). Viele andere Einrichtungen im ganzen Bundesgebiet folgten diesen auf Prävention ausgerichteten Ansätzen mit jeweils sehr unterschiedlichen eigenen Konzepten und Organisationsformen.

Das Deutsche Jugendinstitut führte 2005 eine Grundlagenuntersuchung zu einer neuen Generation kinder- und familienfördernder Institutionen durch. Inzwischen gibt es viele Namen, die Einrichtungen bezeichnen, die Kinderbetreuung mit weiteren Bildungs- und Beratungsangeboten für Familien und Kinder kombinieren. Ob Eltern-Kind-Zentren, Familien-Kitas, Familienzentren, Kita!Plus, Mittelpunkt-Kitas oder KiFaz: Gemeinsames Merkmal ist ihre Familien- und Sozialraumorientierung. Familienzentren müssen nicht unbedingt eine Kindertagesstätte beherbergen; unter diesem Namen werden beispielsweise in Sachsen Familienbildungsstätten oder in Rheinland-Pfalz ehrenamtliche Initiativen von Familien für Familien gefördert. Der Begriff der Kinder- und Familienzentren verdeutlicht, dass Kindertagesbetreuung einen elementaren Bestandteil dieser Organisationsform darstellt.

Zielgruppen und Organisationsformen

Ursprünglich entstanden Kinder- und Familienzentren sowohl in Großbritannien wie in Deutschland zunächst in (städtischen) Sozialräumen mit verdichteten Problemlagen, um Folgen von Kinder- und Familienarmut entgegenzuwirken. Im Kontext des Präventionsgedankens war und ist ein zentrales Ziel der pädagogischen Arbeit die Früherkennung und Begleitung von Kindern und Familien mit besonderem Unterstützungsbedarf, um gesellschaftliche Inklusion und Chancengleichheit zu befördern. Inzwischen entwickeln sich bundesweit an ganz unterschiedlichen Orten Kinder- und Familienzentren: im urbanen wie im ländlichen Raum, in gewachsenen Quartieren sowie in Neubaugebieten. Angestrebt wird der Aufbau eines attraktiven Angebots für unterschiedliche Bevölkerungsgruppen, um der Segregation entgegenzuwirken und möglichst viele Menschen im Sozialraum einzubinden.

Genauso vielfältig wie ihre Namen sind die Organisationsformen von Kinder- und Familienzentren. Der Zentrumsbegriff legt zunächst nahe, dass alle Angebote für Kinder und Familien in einem integrierten Modell unter einem Dach stattfinden. Entweder werden diese von dem Kita-Team konzipiert und durchgeführt oder es kommen Kooperationspartner ins Haus, um Sprechstunden oder Kurse anzubieten. Beispielsweise organisieren die Erzieher/innen ein regelmäßiges Elterncafé in der Einrichtung und die Erziehungsberatungsstelle des Landkreises bietet einmal im Monat Beratung in der Kindertagesstätte an.



Abb. 1: Kinder- und Familienzentren – alles unter einem Dach

Unter Berücksichtigung begrenzter Räumlichkeiten, aber auch eingeschränkter Kapazitäten von Netzwerkpartnern entscheiden sich manche Kinder- und Familienzentren bewusst für das Lotsenmodell und begreifen sich als Brücke zu Beratungs- und Bildungsstellen im Sozialraum. Die Einrichtungen verfügen über ein breites Wissen zu Treffpunkten und Angeboten für Familien, kennen die zentralen Akteure im Umfeld persönlich und können gezielt an andere Institutionen vermitteln.

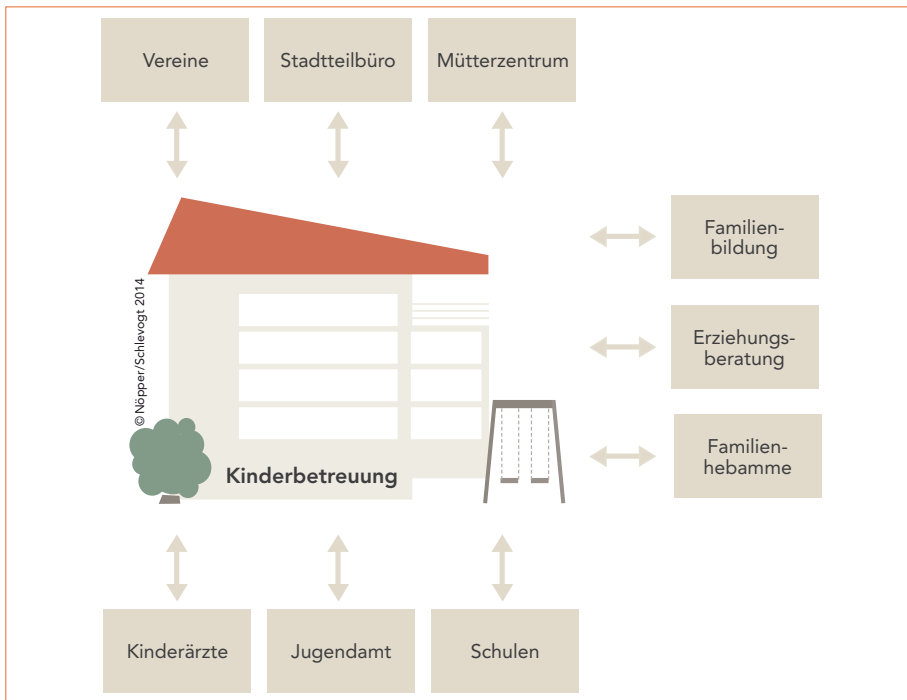


Abb. 2: Kinder- und Familienzentrum als Lotse

Um Ressourcen zu bündeln, bieten sich Verbünde an, in denen mehrere Kindertagesstätten kooperieren oder Kitas mit anderen Institutionen wie Familienbildungsstätte oder Mütterzentren eine gemeinsame Organisationsform entwickeln. So sind in Nordrhein-Westfalen ein Drittel aller geförderten „Familienzentren NRW“ Verbundmodelle.

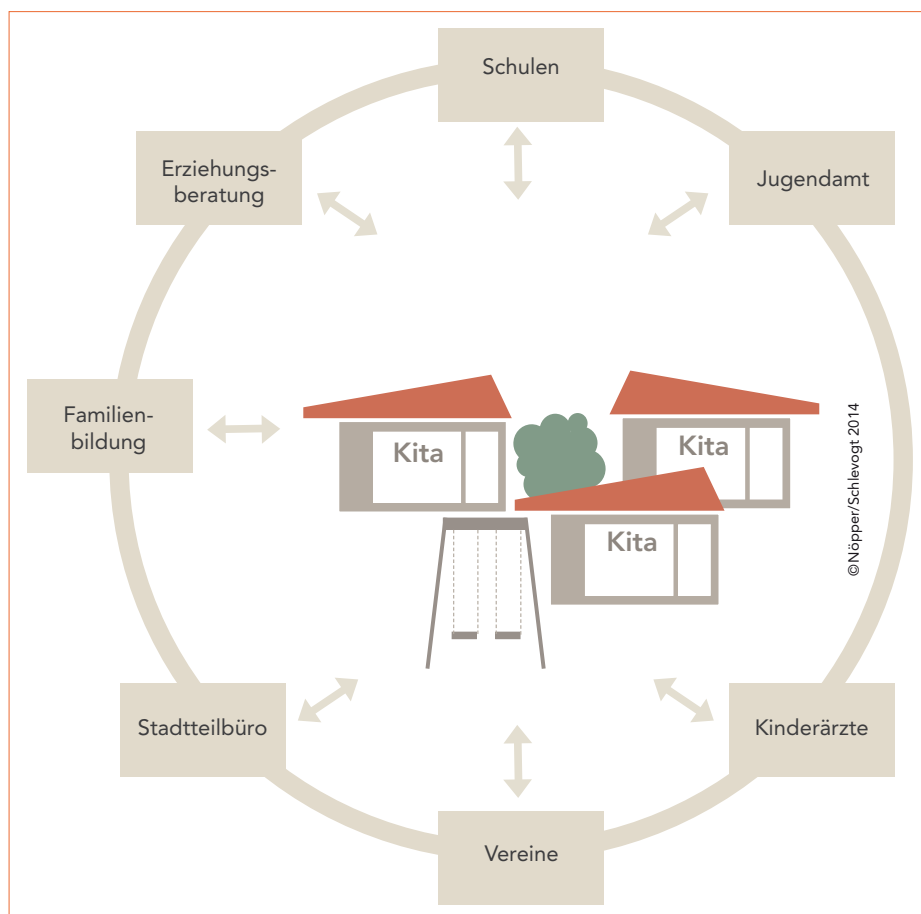


Abb. 3: Kinder- und Familienzentrum im Verbund

Darüber hinaus gibt es zahlreiche Mischformen von Organisationsmodellen. So bieten viele Kinder- und Familienzentrum eigene Angebote im Haus an und vermitteln darüber hinaus an andere Institutionen weiter.

Begleitung und Qualifizierung

Kinder- und Familienzentren benötigen starke Partner und eine Einbettung in die Kinder- und Jugendhilfeplanung. Daher entwickeln immer mehr Träger Rahmenkonzepte und begleiten Vernetzungsprozesse von Kinder- und Familienzentren. Um den länderübergreifenden Erfahrungsaustausch zu befördern und die bundesweite Vernetzung voranzutreiben, gründete sich 2011 der Bundesverband der Familienzentren. Seine Ziele sind unter anderem die Interessenvertretung sowie die Entwicklung und Umsetzung von Qualitätsstandards für Familienzentren.

Die Karl Kübel Stiftung sowie die Heinz und Heide Dürr Stiftung unterstützen aktuell zwölf Familienzentren an verschiedenen Standorten im Bundesgebiet, um die Early Excellence-Idee bundesweit zu verankern. Beide Stiftungen engagieren sich darüber hinaus im Rahmen von Beratung, Fort- und Weiterbildung für die Qualifizierung der Fachkräfte im Hinblick auf Familien- und Sozialraumorientierung. Einen wichtigen Baustein stellen in diesem Kontext auch Hospitationsreisen zu Konsultationseinrichtungen dar, in denen die praktische Umsetzung vor Ort reflektiert werden kann.

Förderprogramme

Der bundesweite Vergleich von Kinder- und Familienzentren zeigt sehr unterschiedliche Trends und Entwicklungslinien in Bezug auf Zeitverläufe und Fördermodelle sowie auf länderspezifische Definitionen und Schwerpunktsetzungen. Als Angelika Diller im Dezember 2006 die Ergebnisse ihrer empirischen Erhebung zu „Eltern-Kind-Zentren“ veröffentlichte, gab es erst zwei Bundesländer in Deutschland, die politische Rahmenbedingungen für den Ausbau und die fachliche Entwicklung von Familienzentren gesetzt hatten: nämlich Nordrhein-Westfalen und Brandenburg. Hamburg hatte bereits Fördergelder für das darauffolgende Jahr bewilligt (vgl. Diller 2006). Zwischenzeitlich sind die ersten Modellförderprogramme bereits ausgelaufen und auf die kommunale Ebene verlagert, während andere Bundesländer mit neuen Förderkonzepten erst starten. Der folgende Überblick über Landesfördermaßnahmen von Kinder- und Familienzentren basiert auf Recherchedaten von Anfang 2014 und weist ergänzend auf einzelne kommunale Förderprogramme hin.



Abb. 4: Förderung von Kinder- und Familienzentren in Deutschland

Förderung von Kinder- und Familienzentren nach Bundesländern

Baden-Württemberg

Laut Koalitionsvereinbarung 2011 sollen Kindertageseinrichtungen in Baden-Württemberg zu Kinder- und Familienzentren ausgebaut werden. Die konkrete Umsetzung obliegt den Kommunen, kirchlichen und freien Trägern. Es gibt dafür keine Landesmittel.

Einzelne Städte entwickelten bereits eigene Ansätze: So unterstützt Ludwigsburg seit 2008 den Aufbau von Kinder- und Familienzentren: Im Kindergartenjahr 2014/2015 werden dort zwölf Kinder- und Familienzentren in unterschiedlicher Trägerschaft gefördert.

Bayern

In Bayern gibt es die Unterstützung von Einrichtungen der Mütter- und Familien-selbsthilfe, aber keine landesweite Förderung von Kitas, die sich zu Familienzentren entwickeln.

In München werden seit 1996 Kindertageszentren (KiTZ) gefördert, in denen Kinder von neun Wochen bis 14 Jahren betreut werden und die sich für alle Familien im Stadtteil öffnen. Mittlerweile gibt es 18 KiTZ in städtischer und freier Trägerschaft, davon mehrere im Verbund. Die jährliche Fördersumme hängt von der Größe und Konzeption der jeweiligen Einrichtung ab.

Berlin

Der Berliner Senat hat 2012 mit dem flächendeckenden Aufbau von Familienzentren in allen zwölf Bezirken begonnen, die Förderung läuft zunächst bis Ende 2015. Die Koordination des Gesamtprozesses erfolgt durch die Servicestelle Berliner Familienzentren. 2014 werden 31 Familienzentren (zwei bis drei pro Bezirk) gefördert. Jedem Familienzentrum stehen bis zu 54 000 Euro jährlich zur Verfügung, die ausschließlich der Weiterentwicklung und dem Ausbau der bestehenden Infrastruktur dienen.

Darüber hinaus gibt es weitere Familienzentren in Berlin, die sich aus anderen Mitteln finanzieren.

Brandenburg

Das „Landesprogramm Eltern-Kind-Zentren“ unterstützte von 2006 bis 2009 in zwölf Jugendamtsbezirken mit insgesamt 400 000 Euro Maßnahmen zur Bündelung familienunterstützender Angebote und zur Entwicklung familiennaher Infrastruktur. Daran schloss sich das dreijährige Modellprogramm Eltern-Kind-Gruppen an, um Jugendämter für den Aufbau einer neuen Angebotsform der Betreuung zu gewinnen. Brandenburg förderte jeweils eine Einrichtung pro Landkreis/kreisfreier Stadt mit 20 000 Euro pro Jahr.

Bremen

In Bremen gibt es keine gesonderte Förderung für die Entwicklung von Familienzentren auf Landesebene. Es werden grundsätzlich keine Landesmittel für den Betrieb von Kindertageseinrichtungen zur Verfügung gestellt; die Finanzierung erfolgt ausschließlich auf kommunaler Ebene (Stadt Bremen und Stadt Bremerhaven).

Alle städtischen Kinderbetreuungseinrichtungen in der Stadt Bremen haben den Auftrag, sich zu Kinder- und Familienzentren zu entwickeln. Hierfür werden den Kitas allerdings keine zusätzlichen Fördermittel zur Verfügung gestellt.

Hamburg

Das erste Eltern-Kind-Zentrum in Hamburg wurde im April 2007 eröffnet. Inzwischen gibt es in allen Hamburger Bezirken, vorrangig in Stadtteilen mit sozialen Problemlagen, Treffpunkte für Familien mit Kindern unter drei Jahren. Die Hamburger Eltern-Kind-Zentren sind in Kindertagesstätten eingebunden. Eltern können dort Förder-, Bildungs- und Beratungsangebote nutzen und Hilfestellung in Erziehungsfragen erhalten. Aktuell gibt es in Hamburg 38 Eltern-Kind-Zentren, zwei weitere sind in Planung. Die jährliche Fördersumme pro Standort orientiert sich an den Nutzerzahlen und variiert zwischen 53 000 und 70 000 Euro.

Hessen

In Hessen werden seit 2011 Familienzentren vom Sozialministerium gefördert. Die Förderung ist für die Entwicklung oder Weiterentwicklung von Familienzentren in der Regel für die Dauer von maximal drei bis fünf Jahren bestimmt und beträgt jährlich bis zu 12 000 Euro. Insgesamt wurden 2013 vom Land 104 Familienzentren gefördert.

In Frankfurt am Main werden elf Kinder- und Familienzentren (Kita in Zusammenarbeit mit Familienbildungsstätte) jeweils mit 100 000 Euro jährlich (inklusive Stellenanteile für Koordination, Erziehungsberatung und Elternbildung) gefördert. Weitere KiFaze sind in Planung.

Mecklenburg-Vorpommern

In Mecklenburg-Vorpommern gibt es keine landesweite Förderung von Kitas, die sich zu Familienzentren entwickelt haben. (Das Land fördert seit 1993 Familienzentren, die im Familienbildungsbereich angesiedelt sind und in der Regel keine pädagogische Kinderbetreuung anbieten.)

Niedersachsen

In Niedersachsen gibt es kein Sonderprogramm für Kindertagesstätten, die sich zu Familienzentren entwickeln.

In Hannover werden seit 2006 Kitas durch die Stadt gefördert, die sich zu Familienzentren weiterentwickeln. In sieben Stufen sind inzwischen 31 Einrichtungen in Stadtgebieten mit besonderem Handlungsbedarf entstanden (siehe Beitrag von Andreas Schenk in diesem Buch).

Nordrhein-Westfalen

Nordrhein-Westfalen hat seit 2006 als erstes Bundesland Familienzentren eingerichtet. Im Kindergartenjahr 2014/2015 werden 2250 Familienzentren NRW (teilweise in Verbünden) gefördert. Damit arbeitet ein Drittel aller Kindertageseinrichtungen bereits als Familienzentrum.

Das *Gütesiegel Familienzentrum NRW*, das für einen Zeitraum von vier Jahren verliehen wird, sichert den zertifizierten Einrichtungen eine jährliche finanzielle Förderung in Höhe von 13 000 Euro. Familienzentren in sozialen Brennpunkten erhalten 14 000 Euro pro Jahr. Familienzentren mit mindestens vier Verbundpartnern haben die Möglichkeit, einen zweiten Zuschuss zu beantragen.

Rheinland-Pfalz

Seit 2012 entwickelt die Landesregierung mit dem Programm *Kita!Plus* die rheinland-pfälzischen Kindertagesstätten weiter: Eine stärkere Familienorientierung und mehr Zusammenarbeit mit den Eltern sind die Hauptziele. Um dies zu erreichen, erhalten Kindertagesstätten in Wohngebieten mit besonderem Entwicklungsbedarf eine – auf Dauer angelegte – pauschale Förderung für Personal- und Sachausgaben in Höhe von bis zu 20 000 Euro je Einrichtung und Jahr. Die Steuerung erfolgt kriteriengeleitet über die örtlichen Träger der öffentlichen Jugendhilfe. 2013 wurden bereits rund 260 Kitas im Zuge von Kita!Plus „Kita im Sozialraum“ gefördert.

Saarland

Im Saarland gibt es weder landesweite noch kommunale Förderkonzepte für Familienzentren in Anbindung an Kindertagesstätten.

Sachsen

Im Modellprojekt „Familienbildung in Kooperation mit Kindertageseinrichtungen“ wurde von 2001 bis 2007 die Entwicklung von Kindertagesstätten zu Familienzentren durch das Sächsische Staatsministerium für Soziales und Verbraucherschutz mit knapp 1,5 Millionen Euro gefördert. Projektträger war das Felsenweg-Institut der Karl Kübel Stiftung. Ergebnis dieser Arbeit war u. a. ein Handbuch, das Kindertagesstätten auf dem Weg zum Familienzentrum Hilfestellungen und Anregungen gibt.

Sachsen-Anhalt

Das Land förderte von 2007 bis 2011 die Weiterentwicklung von Kindertageseinrichtungen zu Kinder-Eltern-Zentren (KEZ). Das Modellprojekt unterstützte 50 Zentren mit insgesamt 750 000 Euro Landesmitteln.

Schleswig-Holstein

In Schleswig-Holstein gab es bisher kein Sonderprogramm für Kindertagesstätten als Familienzentren, es existieren aber regionale Fördermodelle in Kommunen oder Landkreisen.

Seit 2010 werden beispielsweise in Lübeck Familienzentren in unterschiedlicher Trägerschaft gefördert. Im Kindergartenjahr 2013/2014 boten bereits 18 Kinder-

tageseinrichtungen ein zusätzliches Programm an Familienbildung und -beratung an.

Thüringen

Von November 2011 bis Juni 2014 nahmen zehn ausgewählte Thüringer Kindertageseinrichtungen an dem Modellprojekt „Kindertageseinrichtungen auf dem Weg zum Eltern-Kind-Zentrum“ teil und erprobten mithilfe wissenschaftlicher Begleitung (gefördert mit ca. 360 000 Euro) den Aufbau eines solchen als Teil der präventiven Familienarbeit. Zusätzliche Projektmittel in Höhe von 150 000 Euro flossen direkt an die Kindertageseinrichtungen, die mit diesen Zuwendungen Strukturen zur Einbindung der Eltern ausbauten und ihre Ausstattung dem Projektziel anpassten. Im Anschluss an das Projekt werden geeignete Maßnahmen für die Weiterführung einer qualifizierten Elternarbeit abgestimmt.

Faktoren für nachhaltiges Gelingen von Kinder- und Familienzentren

Es gibt also nicht *das* Kinder- und Familienzentrum, sondern eine spannende Vielfalt von Organisationsformen, Angebotspaletten und Beteiligungsformen. Ungeachtet aller Unterschiede und Ausdifferenzierungen bleibt als verbindendes Merkmal das gemeinsame Anliegen, die Ressourcen von Familien zu stärken, um sie bei der Entwicklungsbegleitung ihrer Kinder zu unterstützen und damit zu mehr Chancengleichheit beizutragen. Elementare Faktoren für den Entwicklungsprozess zum Kinder- und Familienzentrum sind dabei die wertschätzende Haltung aller Akteure sowie der Wille zur sozialräumlichen Vernetzung und Beteiligung. Kinder- und Familienzentren benötigen dafür personelle und räumliche Ressourcen, die strategische Verankerung in Kinder- und Jugendhilfestrukturen sowie die fachliche Begleitung bei der Konzept- und Organisationsentwicklung.

Literatur

- Diller, Angelika (2006): Eltern-Kind-Zentren. Grundlagen und Rechercheergebnisse. Deutsches Jugendinstitut, München.
- Karkow, Christine/Kühnel, Barbara (2008): Das Berliner Modell. Qualitätskriterien im Early Excellence Ansatz. Pestalozzi-Fröbel Haus, Berlin.
- Ledig, Michael/Schneider, Kornelia/Zehnbauer, Anne (1996): Orte für Kinder: Pluralisierung von Betreuungsformen. Öffnen von Institutionen, in: Zeitschrift für Pädagogik, Jg. 48, H. 3, S. 347–364.
- Schlevogt, Vanessa (2009): Best practice: Ein Familienzentrum mit vielen Orten, in: Heuchel, Ilona/Lindner, Eva/Sprenger, Karin (Hrsg.): Familienzentren in Nordrhein-Westfalen. Beispiele innovativer Praxis. Waxmann, Münster/New York/München/Berlin, S. 167–173.
- Wehinger, Ulrike (2006): Einblick in die Arbeit des Pen Green Centre, England, in: Tschöpe-Scheffler, Sigrid (Hrsg.): Konzepte der Elternbildung – eine kritische Übersicht. Verlag Barbara Budrich, Opladen, S. 175–186.
- Whalley, Marge und das Pen Green Centre Team (2008): Eltern als Experten ihrer Kinder. Das „Early Excellence“-Modell in Kinder- und Familienzentren. Dohrmann-Verlag, Berlin.

1.2 Mit Familien zusammenarbeiten

Herbert Vogt

In der Arbeit des Kinder- und Familienzentrums stehen die Familien im Fokus. Während in der klassischen Kindertagesstätte der zentrale Auftrag die Bildung, Erziehung und Betreuung des Kindes ist – und die Zusammenarbeit mit dessen Familie sozusagen als weitergehender Auftrag verstanden wird –, rückt nun die Familie als Ganzes in den Blick. Diese Sichtweise erfordert neue konzeptionelle Zugänge und Handlungsformen.

Familien verstehen lernen

Für Kinder- und Familienzentren ist es elementar, sich mit der Lebenssituation „ihrer“ Familien zu beschäftigen. Ihr Gesamtangebot muss sich an deren Bedarfen, Bedürfnissen, Interessen und Erwartungen ausrichten. Bezugspunkt für die Zusammenarbeit der Fachkräfte mit den Eltern ist nicht nur das jeweilige Kind, sondern das ganze Lebens- und Beziehungssystem Familie mit ihren inneren Verhältnissen, ihren Arbeits-, Wohn- und sonstigen Lebensbedingungen.

Eltern sind in vielfältiger Weise unter Druck (Merkle/Wippermann 2008). Ihr Lebensgefühl ist in vielen Fällen von Stress geprägt. Die Rollen von Müttern und Vätern in den Familien sind im Wandel begriffen, es gibt einen Bildungs- und Erziehungsdruck, Familienleben und Berufstätigkeit sind nach wie vor nicht leicht zu vereinbaren, häufig herrschen finanzieller Druck und drohende oder tatsächliche Armut. Jurczyk (2013, S. 65) spricht davon, dass durch den Verlust von „Eigensinn“, der von den Familienmitgliedern mit Familie verbunden wird, „nämlich Zeit für persönliche Beziehungen, für Erziehung und Pflege von Familienangehörigen zu haben, sich nicht entlang zweckrationaler Kalküle verhalten zu müssen und ‚privat‘ sein zu dürfen, sich unter den Bedingungen der späten Moderne offensichtlich immer schwieriger realisieren [lässt]“.

Ronny Schuster (zwei Töchter, drei und fünf Jahre alt): „Projekt Familie ist für mich – im Prinzip haben Brigitte und ich ja die Fronten getauscht, ich bin ja ‚Hausfrau‘ – nicht nur zu 100 % die Erziehung. Was auch dazugehört, ist der komplette Haushalt. Und im Moment nehmen die Kinder mehr Zeit in Anspruch als früher [...] Da wir anfangs noch in der Bauphase waren, kam mir dieses Familienmodell entge-

gen: Elternzeit, Erziehung, Hausbau haben sich super ergänzt. Es war am Anfang schwer, komplett aus dem Arbeitsleben raus und Sachen zu machen, die ich früher nicht gemacht habe. Aber ich denke mir, es spiegelt sich in der Malin und der Leni, ob es gut ist oder nicht, den Papa mehr zu Hause zu haben. Sie kennen es nicht anders... Projekt Familie heißt ‚Papa ist immer da‘, rund um die Uhr... Und Projekt Familie heißt auch ‚Mama und Papa ziehen am selben Strang‘. Für den Papa sind die Kinder in dem Alter auch noch ein Jugendbrunnen – es ist klasse!... Die Liebe der Eltern steht an erster Stelle. Unseren Kindern ist es wichtig, mit Mama und Papa zu schmusen. Wir versuchen, das Geschwisterleben so zu gestalten, dass die Kinder auch später füreinander da sein werden...“

Solvejg Schröder (vier Söhne zwischen drei und neun): „Alle Termine unter einen Hut zu bekommen, gerade, wenn man mehrere Kinder hat. Die ganzen Termine, die da anfallen! Auch sich nicht zu verlieren, als Einzelperson und auch als Paar, dass man trotzdem noch für sich Zeit hat. Das zu organisieren, das ist manchmal schwer. Wir haben zwei ganz tolle Babysitter, die uns da unterstützen. Und natürlich ohne meine Mutter, die immer einspringt, wenn Not am Mann ist, oder ohne den Ralph, ohne die geht's gar nicht... Das Gemeinsame und einfach die Liebe, die man bekommt, die Geborgenheit – das ist ganz, ganz wichtig. Und da zählen nicht nur ich und der Ralph dazu, sondern auch die Oma und die Patenonkel und die Patentanten, die immer präsent sind und greifbar für die Kinder.“

Fahriye Aydin (Tochter sechs, Sohn zehn): „Erst mal Arbeit und Kinder unter einen Hut zu bringen, denn wir arbeiten beide Vollzeit. Und die Erziehung der Kinder, also dass ich nicht gerade gravierende Fehler bei der Erziehung mache... Der Familienzusammenhalt, den sie mitbekommen, ist für sie sehr wichtig, weil sie auch viel bei Oma und Opa sind. Ich merke auch, dass sie sehr an der Verwandtschaft, vor allem den Tanten und Cousinsen, hängen.“

(Blitzlichter aus Stellwag 2012, S. 22f.)

Allerdings gibt es bei aller Ähnlichkeit der Lebenslagen im Allgemeinen nicht die Eltern. Bei genauerer Betrachtung unterscheiden sich Eltern und Familien vor allem in ihrem gesellschaftlichen Habitus und Werthaltungen, ihren Bedürfnissen und Interessen. Die Sinus-Milieu-Studien (Merkle/Wippermann 2008) zeigen Gruppen, die sich als solche profilieren und gegenseitig abgrenzen. Diese Tendenzen sind zwar auch vom bekannten soziologischen Schichtenmodell gekennzeichnet, aber zusätzlich von der grundlegenden Werteorientierung der Familien. Zugehörigkeit und Abgrenzung werden von äußerlich gut sichtbaren Merkmalen bestimmt, wie Wohnlage, Beruf, Automarke, aber auch von sogenannten feinen Unterschieden, etwa der Kleidung, der ausgeübten Sportart, wohin man in Urlaub fährt und auch vom Erziehungsverhalten. Übrigens sind auch Familien mit Zuwanderungsgeschichte keine homogene Gruppe, sondern kulturell und sozioöko-

nomisch sehr heterogen und auf viele soziale Milieus verteilt. Wichtige Erkenntnis der Milieustudien in Bezug auf die Mütter: Alle wollen auf ihre Weise ernsthaft gute Mütter sein und keinesfalls als Rabenmütter angesehen werden.

In der Studie wurde des Weiteren herausgefunden, dass sich Eltern mit gleichen Unterscheidungsmerkmalen suchen und sich gegen andere Milieus abgrenzen. Diese Abgrenzungstendenzen nehmen eher zu als ab. Besonders massiv ist die Abgrenzung von oben nach unten. Für die Einzugsbereiche von Kindertageseinrichtungen und Kinder- und Familienzentren heißt das:

- Tendenz zu Segregation: homogenisierter Einzugsbereich (durch Umzug), Wahl von Kitas und privaten Schulen
- ist der Einzugsbereich heterogen, tendenziell soziale Abgrenzung innerhalb der Einrichtung
- Fachkräfte gehören selbst zu einem Milieu, werden von Eltern mit „feinen Unterschieden“ gesehen, sehen Eltern ihrerseits mit „Milieu-Augen“ und unterliegen insofern Identifikationsbestrebungen und Abgrenzungsimpulsen.

Bei aller Differenzierung kann man aber auch Anknüpfungspunkte für eine konstruktive Zusammenarbeit mit den allermeisten Eltern finden: Sie können und wollen kooperieren und suchen Anerkennung und fairen Umgang. Gleichwohl sind Eltern naturgemäß unterschiedlich stark an einer Zusammenarbeit mit der Institution interessiert, und die gewünschten Formen der Zusammenarbeit können stark variieren. Aufseiten der Fachkräfte hilft der Schlüsselbegriff der Anerkennung, zu Eltern einen vertrauensvollen Kontakt aufzubauen.

Anerkennung heißt hier,

- den Bedarf der Eltern zu ermitteln, diesen ernst zu nehmen und das eigene Angebot daraufhin zu orientieren
- die Lebensformen, Werte und Leistungen der Familien zu würdigen
- den Familien Raum für Kontakte und Begegnung zu bieten, gemeinsame Erfahrungen zu ermöglichen
- Ressourcen und Potenziale der Familien zu nutzen, sie zu beteiligen.

Anerkennung heißt aber auch, Rückzug und den Wunsch auf Nichtbeteiligung von Eltern zu respektieren.

Alles hängt mit allem zusammen – systemische Sichtweise

Die Familie und die Institution Kinder- und Familienzentrum sind Sphären mit einem gemeinsamen Lebensausschnitt. Das Kind gehört beiden Lebenswelten gleichzeitig an. Es trägt Erfahrungen, Fragen, Themen aus der einen Lebenswelt in die andere und trägt auf diese Weise zu einer Wechselwirkung zwischen beiden Lebenswelten bei.

Aus systemischer Sicht sind Familien soziale Systeme mit vielen Funktionen.

Dazu gehören

- die Befriedigung körperlicher Grundbedürfnisse (Nahrung, Kleidung, Wohnung)
 - Sicherheit und Zugehörigkeit
 - Erholung
 - Intimität
 - Wertevermittlung, Orientierung und persönliche Entwicklungsmöglichkeiten.
-

Diese Funktionen sind für Menschen existenziell wichtig; auch deshalb hat die Familie, wie immer sie zusammengesetzt sein oder ihr Leben gestalten mag, für uns so tief greifende Bedeutung.

Ein System ist immer dynamisch und in Entwicklung begriffen (u. U. auch in destruktiver Weise). Menschen handeln nie unabhängig davon. Die systemische Sichtweise ist durch einige besondere Merkmale gekennzeichnet:

Alles hängt mit allem zusammen: Jede Handlung und Veränderung betrifft jeden. Das Verhalten der einzelnen Person erklärt sich nicht nur aus ihr selbst heraus, sondern auch aus ihrer Rolle im System. Das bedeutet auch, dass sie nicht nur selbst entscheidet und agiert, sondern auch reagiert und andere entscheiden lässt. Das System Familie lässt sich nur unter Berücksichtigung der Wechselwirkungen untereinander verstehen.

Das Familiensystem will im Gleichgewicht bleiben: Muss es auf Anforderungen reagieren, führt dies zu Verhaltensänderungen bei allen Mitgliedern des Systems. Diese Reaktionsweisen können angemessen (funktional, konstruktiv) oder nicht angemessen (dysfunktional, destruktiv) sein.



Abb. 5: In Projekten können sich Eltern nach persönlichen Interessen und Fähigkeiten einbringen

Jedes Familienmitglied hat für sein Verhalten subjektiv gute Gründe und positive Absichten im Sinne des Gleichgewichts: Es tut für sich und das Gleichgewicht das Beste, das es augenblicklich tun kann.

Jedes Familienmitglied zieht aus seinem Verhalten einen Vorteil und zahlt einen Preis: Sein Verhalten nutzt ihm im Sinne seiner Bedürfnisse und Interessen. Dafür verzichtet er aber auch auf etwas. Dies muss ihm nicht bewusst sein.

Veränderungen sind nur möglich, wenn das System damit belastet werden kann und die Mitglieder sie *wollen*: Interventionen von außen können beeinflussen, aber nicht bestimmen, was geschieht.

Die Mitglieder des Systems sind Experten für dessen Gleichgewicht: Sie wissen am besten, wie welche Äußerungen, Handlungen und Interventionen intern und von außen wirken können.

Aus dieser Sichtweise ergeben sich einige Schlussfolgerungen für Fachkräfte in Bezug auf die Kontaktgestaltung mit Kindern und Eltern. Sie sollten

- nach den guten Gründen, positiven Absichten, Interessen und Zielen der Familienmitglieder suchen, auch wenn sie zunächst nicht positiv erscheinen. Man kann sie entdecken, wenn man echtes Interesse zeigt und die Perspektive der Familienmitglieder einnimmt.
- die Eltern als Experten für ihre Familie respektieren. Man kann ohne sie keine Lösung finden.
- die Eigenverantwortlichkeit der Eltern anerkennen. Man muss vorsichtig intervenieren und ablehnende Entscheidungen respektieren. Es darf aus Sicht der Fachkräfte auch „schiefgehen“, ohne dass sie dafür verantwortlich sind.
- sich für die Familie zuständig erklären – im Sinne von interessiert, zugewandt, bemüht –, man muss aber nicht für alles eine Lösung anbieten.
- sich zuständig sehen für eine möglichst konstruktive Gestaltung des Kontakts.

Von der „Elternarbeit“ zur Erziehungspartnerschaft

Traditionell spricht man in der Kindertagesbetreuung von Elternarbeit, wenn es darum geht, mit den Eltern der betreuten Kinder ins Gespräch zu kommen, ihnen Beratungs- und Bildungsangebote zu machen und ihnen einen Raum für Begegnung, Feste und andere Veranstaltungen zu bieten. Dieser Begriff, der ein wenig nach der „Bearbeitung“ von Eltern klingt, wird allerdings zu Recht seit einiger Zeit von anderen Begriffen verdrängt, die stärker die Partnerschaftlichkeit von Fachkräften und Eltern betonen. Deshalb ist heute von der Zusammenarbeit mit Eltern oder von Bildungs- und Erziehungspartnerschaft und damit von mehr „Augenhöhe“, also Anerkennung der Expertise von Eltern und dem Bemühen um Verständigung unter gleichen Partnern die Rede (vgl. Bauer/Brunner 2006, VERNICKEL 2009, ROTH 2010, STANGE u. a. 2012). Mit den in allen Bundesländern erstellten Bildungs- und Erziehungsplänen wurde Erziehungspartnerschaft zum Leitbegriff im fachlichen Diskurs und hat gleichsam flächendeckende Verbreitung gefunden. Allerdings gibt es wenige Auskünfte dazu, was unter Partnerschaft genau verstanden wird und wie sie erreicht werden kann. Meist ist von „Offenheit“ und „gegenseitiger Wertschätzung“ die Rede.

Formal-juristisch ist diese Partnerschaft eine fragwürdige Sache; je nach Zuständigkeit und Verantwortung sind Eltern und Erzieherinnen unterschiedlich kompetent (im Sinne von verantwortlich). In der Fachliteratur wird echte Partnerschaft wegen des Wächteramts der Jugendhilfe und Datenschutzbestimmungen auch als strukturell unmöglich bezeichnet (vgl. KRÜGER/HENSCHEL/SCHMITT/EYLERT 2012, S. 486 ff.) Eltern spüren dies: Sie bezeichnen sich selbst so gut wie nie als Erziehungspartner der Erzieherinnen. Die Intention geht eindeutig von der Institution aus. Man muss nüchtern sehen, dass es sich in der Beziehung zwischen Fachkräften und Eltern um eine zeitlich begrenzte Arbeitsbeziehung handelt. Der Begriff „Partnerschaft“ hat euphemistische Züge, weil er

- die schwierigen Seiten der Beziehungsgestaltung verdeckt, die unter anderem auch von gegenseitiger Konkurrenz geprägt ist: Wer ist die bessere Erzieherin? Wer hat recht, wenn es z. B. um die Einschulung eines Kindes oder um unterschiedliche Beobachtungen aus dem Kindertagesstätten-Alltag auf der einen und der Familie auf der anderen Seite geht?
- auch Formen der Zusammenarbeit subsumiert, in den eine eindeutige Hierarchie und unterschiedliche Rechte herrschen, wie etwa beim Aufenthaltsbestimmungsrecht über das Kind oder bei der Festlegung der Öffnungszeiten der Einrichtung.
- unterstellt, dass Partnerschaft einfach entsteht, wenn man sie nur will, statt sie als Ziel der Zusammenarbeit zu begreifen.

Erziehungspartnerschaft ist fraglos ein erstrebenswertes Ziel. „So formuliert wird aber auch klar: Das gelingt nicht immer! Eine solche Sicht auf den Begriff Erziehungspartnerschaft entlastet Erzieherinnen und Eltern. Auch wenn es wünschenswert wäre, müssen sie nicht zu Partnern werden. Manchmal reicht es durchaus, innerhalb vereinbarter Rituale und Arrangements zu kooperieren und sich gegenseitig Respekt zu zollen, sich aber nicht als Partner zu begreifen. Um es anders auszudrücken: Erzieherinnen müssen Eltern nicht persönlich mögen und umgekehrt gilt dasselbe. Oft ist auch gar nicht mehr möglich in den wenigen Jahren, in denen Erzieherinnen und Eltern miteinander zu tun haben.“ (Klein/Vogt 2008, S. 64).

Erziehungspartnerschaft als Ziel der Zusammenarbeit heißt daher für die Fachkräfte,

- ihre hohen Erwartungen, die an den Begriff geknüpft sind, zu relativieren, der Wirklichkeit anzupassen und die Zusammenarbeit als Prozess zu begreifen, der erst in Gang gesetzt werden muss.
- den Verzicht darauf, Eltern „erziehen“ zu wollen, und sie von einer „Bringschuld“ zu befreien, die den Erfolg der Bemühungen um gute Zusammenarbeit vor allem an deren Mitwirkung misst.
- das Expertentum von Eltern für ihr Familiensystem zu respektieren und für Mitwirkung und gemeinsame Anliegen zu nutzen.
- Eltern zu beteiligen und zur Mitwirkung zu ermuntern, auch wenn deren Engagement gegebenenfalls nicht mit den eigenen Interessen deckungsgleich ist.
- ihre Rolle neu zu bestimmen: sich nicht mehr allein als Expertin für die Bildung, Erziehung und Betreuung des Kindes zuständig zu sehen, sondern auch für den Dialog mit den Eltern und die Moderation des Kontakts mit ihnen.

„Es kann sein, dass ich eine Mutter nicht ausstehen kann, dass ich es ganz falsch finde, wie sie mit ihrem Kind umgeht, aber ich muss mit ihr Kontakt halten. Ich will die Mutter nicht verändern, aber einen Weg finden, sachlich-kompetent mit ihr umzugehen. Ich muss sie nicht lieben, ich habe einen Arbeitsauftrag zu erfüllen.“

Erzieherin, Hanau

Hindernisse und Stolpersteine in der Zusammenarbeit

In der Doppelrolle „Expertin für Erziehung“ und „Moderatorin der Zusammenarbeit mit den Eltern“ sind indes auch Stolpersteine und Fallen angelegt, die so manche Schwierigkeit und Störung in der konkreten Gestaltung der Begegnung erklären können.

- **Berufswahlmotiv:** Sozialpädagogische Fachkräfte, die in Kindertageseinrichtungen arbeiten wollen, wählen diesen Beruf, weil sie vor allem für Kinder tätig werden wollen; die Zusammenarbeit mit Eltern spielt in aller Regel eine untergeordnete Rolle. In Kinder- und Familienzentren stellen die kindbezogene und die elternbezogene Arbeit aber gleichrangige Säulen dar, wenn auch nicht im Zeitaufwand, sondern in ihrer inhaltlichen Bedeutung.
- **Übertragungen:** Dies ist ein psychischer Vorgang, bei dem sich eigene biografische Erfahrungen in die aktuelle Begegnung schieben. Die Fachkraft erlebt – auch unbewusst – in Merkmalen und Verhalten der fremden Eltern ihre eigenen Eltern, von denen sie sich beispielsweise Zuneigung oder Anerkennung gewünscht hat.
- **Konkurrenz:** Außer dem Wunsch nach Kooperation besteht immer auch Konkurrenz zwischen Fachkräften und Eltern. Diese kann sich beziehen auf
 - die fachliche Kompetenz
 - die Zuneigung des Kindes
 - den Einfluss auf die Erziehung und Bildung des Kindes
 - die Aushandlungen und Entscheidungen über Regeln und Abläufe in der Familie und der Institution.
- **Unklare Rollen:** Meist „passen“ die gegenseitigen Erwartungen von Fachkräften und Eltern zusammen. Man kann sich absprechen, aufeinander einstellen, zu tragfähigen Vereinbarungen kommen. Die Eltern fühlen sich in ihrer Elternrolle, die Fachkräfte in ihrer professionellen Rolle wahrgenommen und angemessen behandelt. Diese Rollenklarheit wird unscharf, wenn eine oder beide Seiten die feine, aber gut spürbare Linie der erwünschten oder „erlaubten“ Erwartungen oder des familiären oder institutionellen Auftrags überschreitet. Dies kann geschehen, wenn z. B. Eltern die Fachkraft zur Hilferzieherin machen wollen oder in ihr eine Freundin suchen. Umgekehrt können Fachkräfte Eltern Versagen in der Erziehung vorwerfen oder Eltern Zuarbeiten aufdrängen.

Je bewusster diese Umstände gegebenenfalls wahrgenommen und reflektiert werden, desto leichter lassen sich Störungen in der Zusammenarbeit vermeiden oder abmildern.

Das familienfreundliche Kinder- und Familienzentrum

Die Ausgestaltung der Zusammenarbeit des Kinder- und Familienzentrums mit den Familien obliegt im Wesentlichen den Fachkräften. Gelingende Zusammenarbeit hat positive Auswirkungen auf beide Systeme, die Institution und die ganze Familie. Die Qualität des Gesamtangebots Kinder- und Familienzentrum wird maßgeblich von seiner Familienfreundlichkeit bestimmt. Familienfreundlichkeit heißt, das Kinder- und Familienzentrum

- versteht sich als Dienstleister für Familien: als verlässlicher Faktor für deren Lebensgestaltung. Ihm ist bewusst, dass sein Gesamtangebot eine potenziell stabilisierende Funktion für die Familien haben kann, und strebt diese an.
- nimmt die individuellen Lebenslagen, Bedürfnisse und Erwartungen der Familien ernst. Es kennt die Lebenssituationen der Familien im Einzugsbereich und weiß um deren existenzielle Bedeutung für das Wohlergehen der Familienmitglieder. Es ist sich gleichzeitig dessen bewusst, dass sein Einfluss auf die Lebenslagen der Familien begrenzt ist.
- pflegt eine Willkommenskultur, in der jede Familie unabhängig von ihrer sozialen, kulturellen und ethnischen Herkunft und Zusammensetzung angenommen wird und Raum bekommt.
- versteht Familien als Lebens- und Beziehungssysteme, sucht die Interaktion mit den Familienmitgliedern, bietet Beratung und Unterstützung an und setzt auf deren Mitwirkung.
- arbeitet qualitätsbewusst. Es hat ein reflektiertes Verständnis von Qualität und für sich definiert, worin „gute“ Zusammenarbeit mit Eltern und Familien besteht.
- ist entwicklungsfreudig und lernbereit. Es weiß, dass es keinen Stillstand in gesellschaftlichen und fachlichen Entwicklungen gibt, versteht die stetige konzeptionelle und praktische Weiterentwicklung als selbstverständlich und versucht darüber hinaus, selber Motor fachlicher Entwicklung zu sein.
- hat eine Leitung, die ihr Team entsprechend fachlich orientiert, berät und begleitet.
- hat ein Team, das die Grundsätze konstruktiver Zusammenarbeit mit Eltern und Familien verinnerlicht hat und im Alltag praktisch lebendig werden lässt.



Abb. 6: Beim Waldausflug sind Eltern gern dabei

- hat einen Träger, der diese Fachlichkeit will und unterstützt. Selbstverständlich kann eine qualitätsvolle Zusammenarbeit mit Eltern und Familien nicht unabhängig von realen Rahmen- und Arbeitsbedingungen verwirklicht werden (vgl. Klein/Vogt 2008).

Literatur

- Bauer, Petra/Brunner, Ewald Johannes (Hrsg.) (2006): Elternpädagogik. Von der Elternarbeit zur Erziehungspartnerschaft. Lambertus, Freiburg.
- Jurczyk, Karin (2013): Familienrealitäten heute: Vielfalt, Leistungen, Überforderungen, in: Förster, Charis/Höhn, Kariane/Schreiner, Sonja A. (Hrsg.): Kindheitsbilder – Familienrealitäten. Prägende Elemente in der pädagogischen Arbeit. Verlag Herder, Freiburg.
- Klein, Lothar/Vogt, Herbert (2008): Eltern in der Kita. Schwierigkeiten meistern, Kommunikation entwickeln. Klett/Kallmeyer, Seelze.
- Krüger, Rolf/Henschel, Angelika/Schmitt, Christof/Eylert, Andreas (2012): Grenzen von Erziehungs- und Bildungspartnerschaften, in: Stange, Waldemar/Krüger, Rolf/Henschel, Angelika/Schmitt, Christof (Hrsg.): Erziehungs- und Bildungspartnerschaften. Grundlagen und Strukturen von Elternarbeit. Springer VS, Wiesbaden.
- Merkle, Tanja/Wippermann, Carsten (2008): Eltern unter Druck. Selbstverständnisse, Befindlichkeiten und Bedürfnisse von Eltern in verschiedenen Lebenswelten. Lucius & Lucius, Stuttgart.
- Roth, Xenia (2010): Handbuch Bildungs- und Erziehungspartnerschaft. Zusammenarbeit mit Eltern in der Kita. Verlag Herder, Freiburg.
- Stange, Waldemar/ Krüger, Rolf/Henschel, Angelika/Schmitt, Christoph (Hrsg.) (2012): Erziehungs- und Bildungslandschaften. Grundlagen und Strukturen von Elternarbeit. Springer VS, Wiesbaden.
- Stellwag, Petra (2012): Projekt Familie. Was sagen Mütter und Väter zum Thema? In: Die Kindergartenzeitschrift, H. 28, S. 22–24.
- Viernickel, Susanne (Hrsg.) (2009): Beobachten und Erziehungspartnerschaft. Cornelsen Scriptor, Berlin.



2 | Konzepte und Fördermodelle

Qualitätsentwicklung in Kinder- und Familienzentren der Stadt Hannover

2.1

Andreas Schenk

Die Entwicklung von Kindertagesstätten zu Kinder- und Familienzentren wurde im Rahmen der Strategie „Hannover plusZehn“ als wichtiges Handlungsfeld verankert, dies beinhaltet auch eine finanzielle Förderung. Mittlerweile wurden in mehreren Stufen 31 Kinder- und Familienzentren in das trägerübergreifende Programm aufgenommen. Alle Einrichtungen liegen in Stadtgebieten mit besonderem Handlungsbedarf. Ziel ist es, in Kinder- und Familienzentren durch ein vielfältiges bedarfsgerechtes Angebot Familien zu erreichen, sie zu unterstützen und frühzeitig in die Entwicklungsprozesse ihrer Kinder einzubinden. Grundlage hierfür bildet der Early Excellence-Ansatz (EEC), der in England seit vielen Jahren in „Integrated Children’s Centres“ umgesetzt wird.

Im Rahmen der Qualitätsentwicklung von Kitas zu Kinder- und Familienzentren ist der erste Schritt, sich mit der Idee auf den Weg zu machen, um die Arbeit mit Kindern und Familien in Kitas weiterzuentwickeln. Im Laufe des Entwicklungsprozesses müssen Antworten darauf gefunden werden, welche Qualitätsstandards die Einrichtungen als Kinder- und Familienzentrum erkennbar machen, ohne die Vielfalt einzuschränken. Dabei geht es auch um die Entwicklung von Methoden, die bei der Zielerreichung unterstützen. Auf Grundlage des EEC-Ansatzes sind im Umsetzungsprozess unter Einbeziehung aller beteiligten Akteure weitere Verfahren entstanden.

Ohne Eltern geht es nicht

Grundlagen für die Entwicklung von Kitas zu Kinder- und Familienzentren in Hannover wurden in der städtischen Kita Gronostraße gelegt. Mit der Lage im damaligen größten Notunterkunftsgebiet der Stadt Hannover betreute die Kita in acht Gruppen ausschließlich Kinder aus sozial benachteiligten Familien. Bis in die frühen 1990er-Jahre war die Pädagogik der Einrichtung und die damit verbundene Haltung zu den Eltern durch den Anspruch geprägt, familienersetzend zu arbeiten; die Erziehungsfähigkeit von Eltern wurde zumindest infrage gestellt. Das Angebot der Kita, Eltern zu unterstützen, reicht zwar bereits bis in die 1980er-Jahre zurück, war aber fürsorgerisch und von einer „belehrenden“ Haltung ge-

prägt. Es gelang kaum, einen nachhaltigen Einfluss auf die Bildungs- und Zukunftschancen der zu betreuenden Kinder zu nehmen.

Die Erkenntnis, dass Eltern immer das Beste für ihre Kinder wollen, führte Mitte der 1990er-Jahre zur Entwicklung von ersten Angeboten, die an den Bedarfen der Eltern anknüpfen sollten, unter anderem Kurse in Deutsch als Zweitsprache, Schwimmkurse, internationale Frauenstammtische, Elterncafés, Familienausflüge.

Im Rahmen der Kooperation mit der AWO-Familienbildung und dem Netzwerk FLUXUS wurde ab 2001 in der Kita Gronostraße von pädagogischen Fachkräften und Eltern im Rahmen einer Zukunftswerkstatt und auf der Grundlage der bisherigen Erfahrungen die Idee eines Kinder- und Familienzentrums entwickelt. 2004 wurde das Konzept im Fachbereich Jugend und Familie vorgestellt und ein auf drei Jahre befristeter Projektantrag zur Entwicklung eines Kinder- und Familienzentrums mit ganzheitlichem Bildungsansatz gestellt. Die Modellphase wurde ab 2005 wissenschaftlich durch die Fachhochschule Hannover begleitet. Zur Koordination der Angebote für Eltern wurde eine halbe Stelle eingerichtet. Im Mai 2006 wurde die Kita Gronostraße als erstes Kinder- und Familienzentrum in Hannover eingeweiht. Bereits in der Konzeptionsphase gab es Anlehnungen an den EEC-Ansatz: Eine positive, ressourcenorientierte, partizipatorische und systemische Grundhaltung waren Gelingensbedingungen im Entwicklungsprozess zum Kinder- und Familienzentrum.

Förderung:

Mit der politisch beschlossenen Weiterentwicklung von Kindertagesstätten zu Kinder- und Familienzentren sind für die Stadt Hannover verlässliche Rahmenbedingungen geschaffen worden. Kinder- und Familienzentren wurden bis 2013 mit pauschal 40 000 € jährlich gefördert. Seit dem Kindergartenjahr 2013/14 beträgt die Förderung gestaffelt nach Einrichtungsgröße 40 000 € bis 55 000 €. Die Mittel sollen zweckgebunden verwendet werden für

- die Anmietung zusätzlicher Raumkapazitäten für familienunterstützende Angebote
- die Finanzierung eines Arbeitsplatzes für eine sozialpädagogische Fachkraft zur Koordination (mindestens eine halbe Stelle bis maximal 30 Wochenstunden)
- kleine bauliche Maßnahmen.

Rahmenkonzept

Im Rahmenkonzept sind verbindliche Ziele formuliert, an denen die Kinder- und Familienzentren ihren Entwicklungsprozess ausrichten. Als Orte im Stadtteil, die einerseits die Aufgabe der Betreuung gewährleisten und andererseits den eigenen Bildungs- und Erziehungsauftrag erfüllen, bieten Kinder- und Familienzentren zusätzlich vielfältige bedarfsgerechte, partizipatorische Angebote für die ganze Familie. Dazu zählen Babygruppen, Sprachkurse, Beratungsangebote zu vielfältigen Lebensfragen, Gesundheitsangebote und Möglichkeiten zur Beteiligung an (inter)kulturellen und freizeitpädagogischen Angeboten für Eltern und Kinder. Kinder- und Familienzentren haben Elterncafés eingerichtet, die Familien Möglichkeiten bieten, sich zu informieren, Kontakte zu knüpfen und sich aktiv zu beteiligen. Alle Angebote des Kinder- und Familienzentrums stehen Eltern und Bewohnern des Stadtteils offen.

Darüber hinaus binden Kinder- und Familienzentren Eltern als Experten für ihre Kinder frühzeitig in die Begleitung der Entwicklungsprozesse ihres Kindes ein. Die regelmäßige Beobachtung des Kindes durch die pädagogischen Fachkräfte hilft zu erkennen, wie das Kind in der Gruppe seinen Bildungsprozess gestaltet und mit welchen individuellen Angeboten sein Lernprozess gefördert werden kann. Im Dialog werden Eltern mit ihren Erfahrungen und Beobachtungen in die Bildungsbegleitung ihres Kindes einbezogen.

Seit 2006 werden in Hannover jährlich bis zu vier Kitas neu in das Programm Kinder- und Familienzentren aufgenommen. Die Träger werden schriftlich über den Ausbau des Programms informiert, und die Kitas bewerben sich mit einem Kurzkonzept, das sich auf die Vergabekriterien zur Aufnahme in das Rahmenprogramm bezieht:

- Standort der Kita in einem Gebiet mit besonderem Handlungsbedarf
- grundsätzliche Bereitschaft des gesamten Teams, dass sich die Kita zu einem Kinder- und Familienzentrum entwickelt
- schriftliche Zusicherung des Trägers, die Weiterentwicklung aktiv zu unterstützen und maßgeblich pädagogisch und organisatorisch zu begleiten
- aktive und verlässliche Begleitung des Entwicklungsprozesses der Einrichtung durch die Fachberatung des Trägers
- Bereitschaft, die pädagogische Arbeit inhaltlich zu überprüfen und sie entsprechend den Anforderungen an ein Kinder- und Familienzentrum anzupassen
- Kooperation mit anderen Fachleuten und Einrichtungen
- aktive Beteiligung der Eltern bei der Entwicklung zum Kinder- und Familienzentrum.

Die Einrichtungen verpflichten sich außerdem dazu, das Kinder- und Familienzentrum nach innen und außen zu öffnen (Teamentwicklung) und den EEC-Ansatz in die pädagogische Arbeit im Kinder- und Familienzentrum zu integrieren, unter anderem durch die Einführung des ressourcenorientierten Beobachtungsverfahrens.

Steuerung

In Hannover wird die Weiterentwicklung zu Kinder- und Familienzentren trägerübergreifend gestaltet. Die Vielfalt an Potenzialen und Konzepten ist Ressource und Herausforderung zugleich. Im Fachbereich Jugend und Familie koordiniert deshalb eine Fachberatung den Gesamtprozess des Programms und nimmt eine zentrale Steuerungsfunktion zwischen den verschiedenen Instanzen und Akteuren ein (Stange 2012, S. 64 ff.). In den Vergabekriterien zur Aufnahme von Kitas in das Programm ist des Weiteren festgelegt, dass jeder Träger eine Fachberatung zur Begleitung stellt. Die Fachberatungen qualifizieren sich im Rahmen der Weiterbildung des EEC e. V. Berlin zum/zur Berater/in für Early Excellence und beteiligen sich als Referent/innen im Fortbildungsprogramm für die Kinder- und Familienzentren. Es finden vier Fachberatungstreffen pro Jahr statt zur Planung des Fortbildungsbereiches, der Foren und des Qualitätsentwicklungsprozesses.

Beteiligung

Gemeinsames Steuern bedeutet auch, die unterschiedlichen Erfahrungen auf verschiedenen Handlungsebenen wertzuschätzen und in den Entwicklungsprozess einzubeziehen (siehe Abbildung 7).

Damit dies gelingt, sind auf unterschiedlichen Ebenen Austauschtreffen installiert. Leitungen und Koordinatorinnen aus Kinder- und Familienzentren sowie deren Fachberatungen haben sich darauf verständigt, verpflichtend an sechs Forumstreffen pro Jahr teilzunehmen. Die Treffen werden durch die beteiligten Fachberatungen vorbereitet und teilen sich in einen Informations- und einen Austauschteil, in dem u. a. in Kleingruppen zu unterschiedlichen Themen gearbeitet wird. An bis zu vier Treffen pro Jahr werden durch die beteiligten Fachberatungen die Foren vor-/nachbereitet, das Fortbildungsprogramm geplant, der Entwicklungsprozess der Einrichtungen reflektiert und Maßnahmen zur Steuerung besprochen. Aus der Praxiserfahrung heraus hat sich für den Austausch der Koordinator/innen ein Treffen und ein Studientag pro Jahr entwickelt und bewährt. Zusätzlich werden bei Bedarf temporäre Arbeitskreise im Sinne von Qualitätszirkeln eingerichtet, die Themen hierzu können von allen Beteiligten kommen. Er-



Abb. 7: Prozessentwicklung in Familienzentren der Stadt Hannover

gebnisse aus den Qualitätszirkeln werden in den Dienstbesprechungen der Kinder- und Familienzentren diskutiert und das Feedback in die weitere Entwicklung einbezogen. Um den Mitarbeiterinnen und Mitarbeitern aus den Einrichtungen die Möglichkeit zum direkten fachlichen Austausch zu geben, werden alle zwei Jahre Fachtage, die als gemeinsame Studientage konzipiert sind, durchgeführt.

Im Kontext der Entwicklung des Programms Kinder- und Familienzentren wurden mit den beteiligten Akteur/innen weitere Standards erarbeitet:

- Anforderungsprofile für Führungskräfte und Koordination: Diese werden trägerspezifisch bei der Personalauswahl, zur Selbst-/Fremdreflexion und im Rahmen von Mitarbeiter/innengesprächen einmal jährlich von den Fachberatungen eingesetzt.

- Aufgabenbeschreibung für die Koordinationsstelle in Kinder- und Familienzentren: Hier ist ein neuer Arbeitsplatz entstanden, mit der Aufgabenbeschreibung ein orientierender Rahmen gesteckt.
- Honorarsätze in Kinder- und Familienzentren dienen dazu, Konkurrenz zu vermeiden.
- Standard für das Beobachtungsverfahren in Kinder- und Familienzentren
- Corporate Design der Kinder- und Familienzentren
- „Von der Kita zum Kinder- und Familienzentrum – Arbeitshilfe für Kinder- und Familienzentren in Hannover“: In einem Stufenplan, der mit der Aufnahme ins Programm Kinder- und Familienzentren beginnt, werden Arbeitsschritte und Maßnahmen beschrieben, die auf dem Weg zum Kinder- und Familienzentrum anleiten sollen. Wir haben die Erfahrung gemacht, dass dieser Prozess etwa fünf Jahre benötigt.

Qualifizierung

Um die Fachkräfte bei den Herausforderungen zu unterstützen, wurde ein eigenes Fortbildungsprogramm entwickelt. Die Teilnahme ist kostenlos und verpflichtend. Der Aufbau des Fortbildungsbereichs wurde finanziell durch die Heinz und Heide Dürr Stiftung unterstützt. Seit 2013 werden die Fortbildungen aus Haushaltsmitteln der Stadt Hannover finanziert. Die Fortbildungen werden von externen Referent/innen sowie von den Fachberatungen der Träger durchgeführt. Die Teilnehmenden erhalten ein Teilnahmezertifikat und ein Handout mit Fortbildungsinhalten. Bei der Implementierung der EEC-Schlüsselkonzepte im Kinder- und Familienzentrum ist es Aufgabe der Führungskräfte (Leitung und Stellvertretung), die Veränderungsdynamik in der Einrichtung zu begleiten und die Veränderungsprozesse in Gang zu halten. Die Trägerfachberatung begleitet die Einrichtungen und hat Verantwortung für das Erreichen der Standards.

Sachberichte und Entwicklungsgespräche

Die Kinder- und Familienzentren sind dazu verpflichtet, jedes Jahr einen Sachbericht über den Entwicklungsstand zu verfassen. Hierfür gibt es ein standardisiertes Formular, das Rahmendaten, Maßnahmen und Angebote zur Zielerreichung und familienunterstützende Angebote abfragt. Die Berichte dienen der Prozesssteuerung und sind Grundlage für die Information von Politik, Verwaltung und Sponsoren.

Um den individuellen Entwicklungsstand abzubilden sowie die Prozessbegleitung der Einrichtungen bedarfsgerechter zu gestalten, wurden in einem Probelauf Ent-

wicklungsgespräche im Rahmen von Dienstbesprechungen durchgeführt. Dazu wurde ein Gesprächsleitfaden entwickelt, der sich an den Schlüsselkonzepten des EEC-Ansatzes orientiert:

- ethischer Code im Early Excellence Ansatz
- Partizipation von Eltern
- pädagogisches Handeln
- EEC-Beobachtungsverfahren (EEC-BV)
- Netzwerke und Kooperationen.

Der Gesprächsleitfaden wird den Kinder- und Familienzentren vier Wochen vor dem vereinbarten Gespräch zur Verfügung gestellt und im Rahmen einer Selbstbewertung ausgefüllt. Die Selbsteinschätzung ist auf einer Skala von 1 = kaum ausgeprägt bis 10 = sehr gut ausgeprägt möglich. Das Ergebnis bildet die Gesprächsgrundlage für das Entwicklungsgespräch, das von der zuständigen Trägerfachberatung und einer anderen Fachberatung durchgeführt wird. Das abgestimmte Protokoll enthält Vereinbarungen zur Prozessbegleitung und ist Anlage zum Sachbericht. In Abbildung 8 ist der Entwicklungsstand aller Kinder- und Familienzentren auf Grundlage der Entwicklungsgespräche dargestellt.

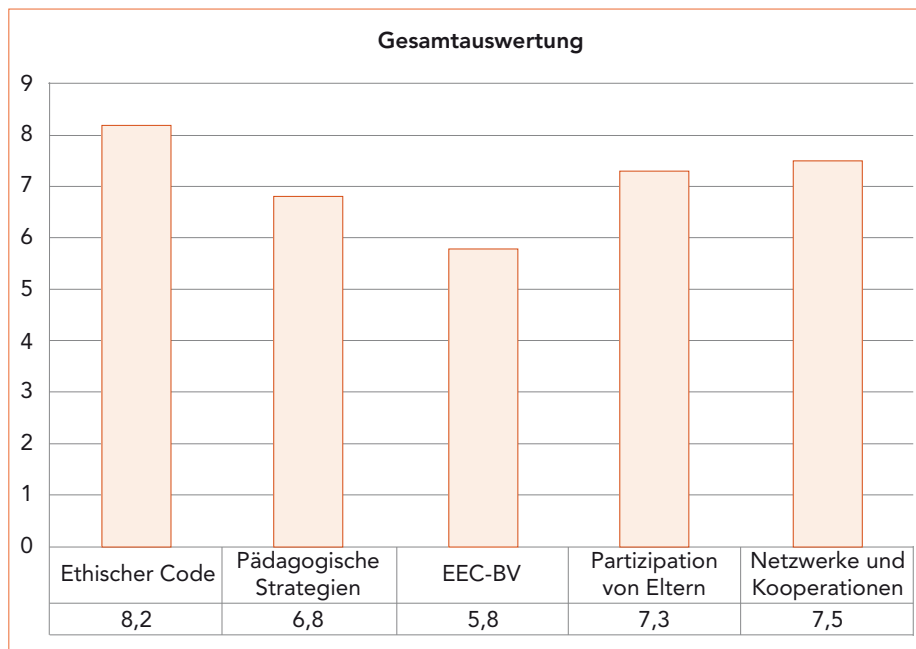


Abb. 8: Entwicklungsstand der Kinder und Familienzentren

Die Probephase wurde mit allen Beteiligten im Forum Kinder- und Familienzentrum ausgewertet. Die guten Erfahrungen mit dem Instrument haben zur Verstärkung geführt. Das Ergebnis aus dem ersten Entwicklungsgespräch bildet die Grundlage für das zweite Gespräch im Kinder- und Familienzentrum.

Gemeinsames Marketing/Öffentlichkeitsarbeit

Unter Beteiligung von Kinder- und Familienzentren und Trägern wurde 2007 ein gemeinsames Corporate Design für die Außendarstellung entwickelt. Neben den Zielen und dem Selbstverständnis der Kinder- und Familienzentren trägt dies zur gemeinsamen visuellen Identität der Einrichtungen bei. Zu den Produkten gehören ein Logo für jedes Kinder- und Familienzentrum, ein Gesamtflyer, ein Einrichtungsflyer, Veranstaltungsplakate und weitere Veröffentlichungen. Die Produkte werden aus Haushaltsmitteln der Stadt Hannover finanziert, der Einrichtungsflyer in erster Auflage von 2500 Exemplaren.

Im Rahmen ihrer Öffentlichkeitsarbeit präsentieren Kinder- und Familienzentren ihre Angebote bei Fachtagen und Messen. Bei Konsultationsbesuchen geben sie Schüler/innen in der Erzieher/innen-Ausbildung, Studierenden und Kitas, die sich auf den Weg zum Kinder- und Familienzentrum machen (wollen), einen Einblick in ihre Arbeit. Die Vorbereitung der Konsultationen und die damit verbundene Auseinandersetzung mit der eigenen Praxis haben einen Effekt auf die Professionalisierung der Fachkräfte. Jedes Jahr empfangen die Kinder- und Familienzentren in Hannover mehr als 100 Konsultationsgruppen.

Wirksamkeitsforschung

Im Zeitraum vom September 2009 bis Dezember 2011 wurden im Auftrag des Niedersächsischen Instituts für frühkindliche Bildung und Entwicklung (nifbe) die „Wirkfaktoren von Kinder- und Familienzentren mit Early Excellence-Ansatz“ untersucht. Die Studie wurde von Prof. Dr. D. Detert und Prof. Dr. N. Rückert von der Fachhochschule Hannover durchgeführt. Folgende Themen standen im Zentrum:

- indirekte Einflussfaktoren auf die Entwicklung von Kindern
- wie/wodurch sich Eltern in Kinder- und Familienzentren angesprochen fühlen im Zusammenhang mit der Ansprache der pädagogischen Fachkräfte an die Eltern
- die Zusammenarbeit mit Kooperationspartnern.

Die Untersuchung zeigte, dass der überwiegende Teil der Eltern (ca. 80 %) mit der Arbeit der Kinder- und Familienzentren zufrieden ist. Am wichtigsten ist dabei für sie, dass sich ihr Kind wohlfühlt und dies durch „nette Erzieher/innen“ (85,9 %), andere Kinder (87,3 %) und ein angenehmes Klima in der Einrichtung gewährleistet wird. 83,4 % der Eltern sehen ihr Kind mit seinen individuellen Interessen und Bedürfnissen von den Erzieher/innen angemessen wahrgenommen. 70 % der Erzieher/innen gaben an, dass sich der Kontakt zu den Eltern verbessert hat, seit die Einrichtung Kinder- und Familienzentrum geworden ist, und 75 % sind der Meinung, dass die Zusammenarbeit mit den Eltern durch die Einführung des EEC-Beobachtungsverfahrens verbessert wurde.

Eltern lassen sich grob in zwei Gruppen einteilen: zum einen die „Überzeugungs-täter“, für die *Beziehung und Wohlfühlen* wichtige Voraussetzungen sind, um die Angebote des Kinder- und Familienzentrum anzunehmen und die auch der konzeptionellen Zielgruppe der Einrichtung entsprechen. Die „Pragmatiker“ zum anderen bringen ihr Kind wegen der *Leistung* in die Einrichtung. Diese Gruppe nutzt die zusätzlichen Angebote eher nicht und ist distanzierter.

Mit der Einführung des EEC-Ansatzes ist die Haltung der Mitarbeiter/innen zu Eltern und Kindern ressourcenorientierter geworden. Eltern wurden durch die Einführung partizipatorischer Elemente in der Zusammenarbeit aktiviert. In Kinder- und Familienzentren finden vermehrt sozialarbeiterische Angebote und Aktivitäten statt, die von den Eltern angenommen werden (Detert 2011, S. 2 ff.).

Weitere Ergebnisse

Familien erhalten durch das veränderte Angebot in Hannover vor Ort bedarfsge-rechte und schnelle Hilfe aus einer Hand. Damit leisten die Einrichtungen einen wertvollen Beitrag zur Teilhabeförderung gerade von Kindern, die in einem eher bildungsfernen Milieu aufwachsen. Je länger eine Kita als Kinder- und Familienzentrum arbeitet, desto aktiver sind die Eltern, beteiligen sich an der Entwicklung der Einrichtung und führen zum Teil selber Angebote durch.

- Familien nehmen zunehmend Erziehungsberatung in Anspruch, die in den Kinder- und Familienzentren niedrigschwellig und themenbezogen im Rahmen von Elterncafés angeboten wird.
- Die Bildungschancen von Kindern verbessern sich: So nehmen in Kinder- und Familienzentren mit Hortkindern die Schullaufbahneempfehlungen zu Realschule und Gymnasium zu.

- Familienbildungskonzepte wie FuN (Familie und Nachbarschaft) oder FamilienErgo© werden gut angenommen. Das Programm Gemeinsam Wachsen (nach dem Konzept Growing Together At The Pen Green) wurde integriert.
- Sprachbildung ist ein wesentlicher Baustein in Kinder- und Familienzentren und wird unter anderem durch die Integration der Programme Rucksack- und Stadtteilmütter unterstützt.
- Es ist ein Rückgang von Kriseninterventionen zu verzeichnen. Hilfen zur Erziehung werden verstärkt in Anspruch genommen.
- Kinder- und Familienzentren sind ein wichtiger Netzwerkpartner im Sozialraum: Kooperationen haben zugenommen oder sind intensiviert worden und viele der Angebote sind interdisziplinär angelegt.

„Jetzt beobachte ich mehr, was meine Kinder machen. Früher hatte man die Kinder immer im Auge und die sind immer da, und ach, man merkt ja gar nicht, was die da machen. Oder man sitzt da, versucht ihnen was beizubringen, alles hintereinander. Und dann merk ich immer, vielleicht überfordert man so die Kinder... Und dann hab ich gemerkt, man muss einmal, zweimal, dreimal wiederholen und dann beobachte ich immer, ach, der hat das jetzt gemacht. Das habe ich ihm beigebracht, er hat's jetzt gemacht. Ich hab auch mehr Geduld: Kinder haben ihr eigenes Tempo und die prägen sich alles ein. Das habe ich jetzt auch durch dieses Programm gelernt.“

Zitat einer Mutter aus dem Kinder- und Familienzentrum Gronostraße (Krieg u. a. 2009, S. 2).

Literatur

- Krieg, E./Meinig, B./Wustrack, S. (2009): Von der Kindertagesstätte zum Kinder- und Familienzentrum. Abschlussbericht der wissenschaftlichen Begleitforschung, Hannover.
- Detert, Dörte (2011): Abschlussbericht „Wirkfaktoren von Kinder- und Familienzentren mit Early Excellence Ansatz“.
- Stadt Hannover(2006): Konzeption und Dokumentation zur Entwicklung des Kinder- und Familienzentrums Gronostraße.
- Stange, Waldemar (2012): Erziehungs- und Bildungspartnerschaften als Aufgabe von Kindertagesstätten. Springer VS, Wiesbaden.

Das Kinder- und Familienzentrum in der kommunalen Bildungs- und Förderkette

2.2

Dieter Assel

Seit nunmehr elf Jahren wird in Weiterstadt – einer südhessischen Kleinstadt mit ca. 25 000 Einwohnern – systematisch am Aufbau einer lokalen Bildungslandschaft gearbeitet. Die Idee lokaler Bildungslandschaften ist noch relativ neu. Sie wurde vor allem auf der Basis eines veränderten Bildungsverständnisses entwickelt, das stärker den Subjektcharakter von Bildungsprozessen betont und auf das Zusammenwirken von formeller, nicht-formeller und informeller Bildung in gemeinsamer Verantwortung abhebt.

Eine konkrete Definition des Begriffes kommunale (lokale) Bildungslandschaft haben u. a. Bleckmann/Durdel geliefert, die lokale Bildungslandschaften definieren als

- „langfristige,
- professionell gestaltete,
- auf gemeinsames, planvolles Handeln abzielende,
- kommunalpolitisch gewollte Netzwerke zum Thema Bildung, die –
- ausgehend von der Perspektive des lernenden Subjekts –
- formale Bildungsorte und informelle Lernwelten umfassen und
- sich auf einen definierten lokalen Raum beziehen.“ (Bleckmann/Durdel 2009, S. 12)

Eine erste begriffliche Erwähnung kommunaler Bildungslandschaften gab es im 12. Kinder- und Jugendbericht der Bundesregierung von 2005, wo festgestellt wird, „das Zusammenspiel unterschiedlicher Bildungsakteure und Gelegenheiten [...] sozialräumlich auszugestalten und in kommunaler Verantwortung zu organisieren [ist]. Ziel ist der Aufbau einer kommunalen Bildungslandschaft als Infrastruktur für Kinder und Jugendliche“ (Deutscher Bundestag 2005, Drucksache 15/6014, S. 351). Der Deutsche Städtetag hat dann in seiner Aachener Erklärung von 2007 diesen Gedanken aufgenommen und dazu aufgerufen, die Verantwortung der Städte für Bildung zu stärken und die Strategie der Bildungslandschaft zu einem Leitbild für

kommunale Bildungspolitik zu machen. „Leitbild des Engagements der Städte ist die kommunale Bildungslandschaft im Sinne eines vernetzten Systems von Bildung, Betreuung und Erziehung.“ (Deutscher Städtetag 2007, Aachener Erklärung).

Diese Definition entstand vor dem Hintergrund des von der Deutschen Kinder- und Jugendstiftung Berlin (DKJS) in Zusammenarbeit mit der Jacobs-Foundation Zürich ins Leben gerufenen Programmes „Lebenswelt Schule“, in dem vier ausgewählte Kommunen in einem bundesweiten Projekt den Aufbau kommunaler Bildungslandschaften fast fünf Jahre lang erprobten und dabei auch extern evaluiert wurden. Weiterstadt war in diesen Prozess als eine dieser Kommunen eingebunden. Die generierten Erfahrungen wurden dann in einem Praxishandbuch – auch unter Berücksichtigung wesentlicher Erfahrungen des Weiterstädter Prozesses – veröffentlicht (Deutsche Kinder- und Jugendstiftung 2012, S. 24 ff.).

Formelle Bildung: die gesamte institutionalisierte Bildung, etwa in Schulen

Nicht-formelle Bildung: organisierte, aber nicht verpflichtend angebotene und freiwillig aufgesuchte Bildung

Informelle Bildung: ungeplante und nicht intendierte Bildungsprozesse z. B. in Familien

Die Weiterstädter Bildungslandschaft

Aus anfänglichen projektbezogenen Einzelkooperationen von Kinder- und Jugendhilfe-Einrichtungen entstand im Laufe der Zeit ein lokales Netzwerk unterschiedlicher Partner aus Kitas, Jugendförderung und Schulen sowie zivilgesellschaftlichen Initiativen aus allen Bereichen formeller, nicht-formeller und informeller Bildung. Einen besonderen Schub bekam der Aufbau der lokalen Bildungslandschaft durch die Einbindung in das bereits erwähnte bundesweite Projekt „Lebenswelt Schule“ der Deutschen Kinder- und Jugendstiftung. Im Zentrum der Weiterstädter Entwicklung steht der Gedanke, alle relevanten Institutionen vor Ort zu einer gemeinsamen Verantwortung für das gelingende Aufwachsen von Kindern und Jugendlichen zu veranlassen und das Denken in Zuständigkeiten zurückzudrängen. Dazu stimmen die vorhandenen Systeme von der frühen Bildung (für 1- bis 6-Jährige) bis zum Übergang in den Beruf (16-Jährige und ältere) ihre einzelnen Entwicklungsmaßnahmen und Umsetzungsschritte aufeinander ab und bündeln sie zu einer einheitlichen Strategie, die in Bildungsgesamtplänen

für jeweils einen Zeitrahmen von fünf Jahren zusammengefasst ist. Diese Bildungsgesamtpläne bilden die Grundlage, an der sich alle Protagonisten der Bildungslandschaft Weiterstadt orientieren.

Auf der Grundlage dieser Strategie lokaler Bildungslandschaft entstand im Laufe der letzten zehn Jahre ein durchlässiges System von Bildung, Betreuung und Erziehung vor Ort, das vor allem an den Schnittstellen der einzelnen Systeme durch Übergangsregelungen gestaltet wird und so ein hohes Maß an Konsistenz gewährleistet (siehe Abbildung 9).

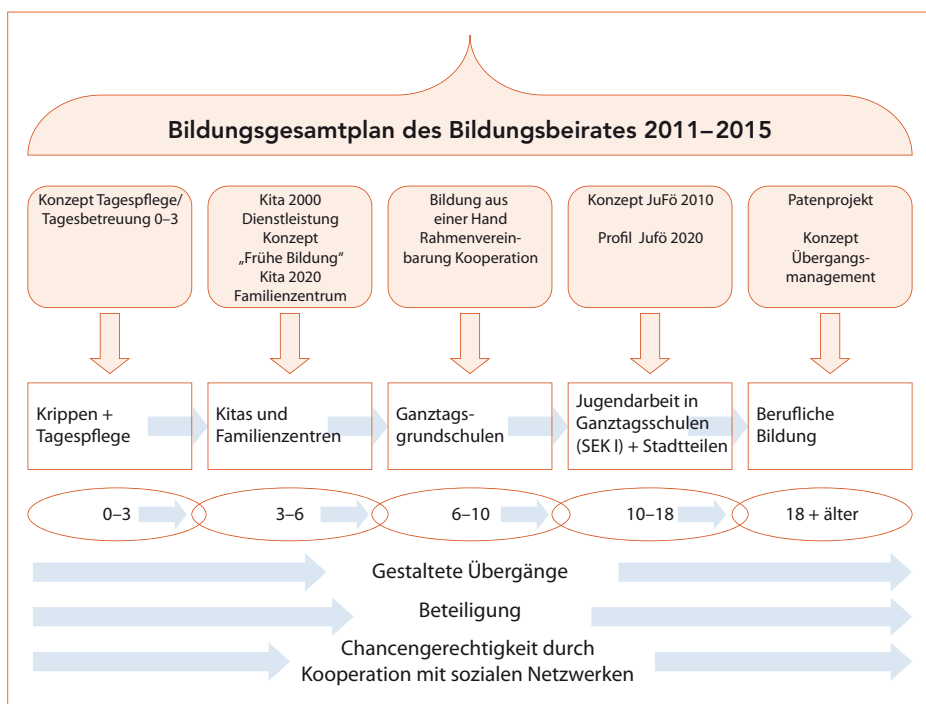


Abb. 9: Konzeptionelle Orientierung der Bildungslandschaft – Förderkette für Kinder und Jugendliche

Gesteuert wird die so entstandene kommunale Bildungslandschaft durch einen städtischen Bildungsbeirat, in dem Vertreter/innen aller relevanten Bildungsinstitutionen- und Sozialnetzwerke vor Ort durch Delegierte vertreten sind (Assel/Schnitzspan 2014, S.261 ff.). Gerade die Verzahnung von Bildungsinstitutionen mit lokalen Sozialsystemen und deren sozialräumliche Verortung auf Stadtteilebene ist eine zentrale Gelingensbedingung auch bei der Umsetzung des Kinder- und Familienzentrumskonzeptes.

Abbildung 10 veranschaulicht die gewachsene Komplexität des vorhandenen Netzwerks in Weiterstadt und das Zusammenwirken der unterschiedlichen Handlungsebenen.

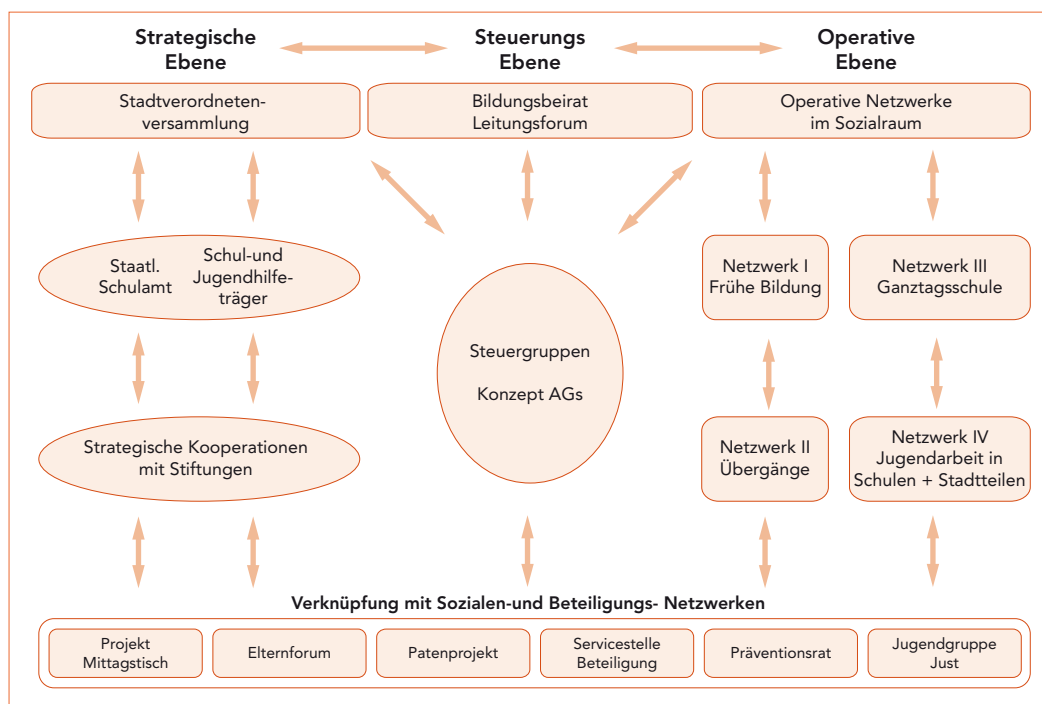


Abb. 10: Strukturmodell der Bildungslandschaft Weiterstadt

Netzwerke „Frühe Bildung“ und „Übergänge“

Die Netzwerke „Frühe Bildung in Krippen, Kitas und Familienzentren“ und „Übergänge“ sind in der Bildungslandschaft Weiterstadt von zentraler Bedeutung für die weitere quantitative und qualitative Ausgestaltung der gesamten Bildungs- und Förderkette. Dies hat mehrere Gründe:

- Mit 26 Einrichtungen und insgesamt 1350 Plätzen ist die frühe Bildung von Kindern im Alter von einem bis zehn Jahren – nach den Schulen – der größte Bereich innerhalb der Bildungslandschaft Weiterstadt und damit ein relevanter Faktor. Davon sind 22 Einrichtungen im Segment der Bildung, Betreuung und Erziehung von Kindern im Alter von einem bis sechs Jahren tätig.
- Insbesondere die Kindertagesstätten (für 3- bis 6-Jährige) sind seit Jahren Vorreiter für innovative Entwicklungen im konzeptionellen Bereich und nehmen auch deshalb eine herausragende Rolle bei der Ausgestaltung der Bildungs- und Förderkette ein. Sie geben der verbreiteten Erkenntnis, dass Bildung mehr ist als Schule, ein Gesicht.
- Gerade im Bereich der frühen Bildung in den Kindertagesstätten sind Formen individueller Förderung mit einer beteiligungs- und lebensweltorientierten Bildung fester Bestandteil der jeweiligen Hauskonzepte. Sie entfalten im Diskurs um neue Konzepte von Bildung – insbesondere in der Übergangsgestaltung mit den Schulen – hohe Wirkung und tragen zur Veränderung von Haltungen und Einsichten bei.
- Die Diskussion um die Gestaltung von Kinder- und Familienzentren sowie die feste Verankerung präventiver Maßnahmen zur Stützung von Familien und zur Gewährleistung von Chancengleichheit führen dazu, diese Orientierungen stärker im Gesamtsystem zu implementieren. Dadurch wächst die Notwendigkeit der Beteiligung von Eltern und Kindern sowie die Erkenntnis, dass die formellen Bildungssysteme auch einen Auftrag zur Armutsprävention und zur sozialen Integration haben.
- Diese (Diskussions-)Prozesse werden gefördert durch ein akzeptiertes und gut strukturiertes System von Kommunikations- und Kooperationsformaten auf allen Ebenen (operativ, normativ, strategisch), die stützend, beratend und korrigierend wirken und Nachhaltigkeit politisch absichern.

Kinder- und Familienzentren im Fokus lokaler Bildungs- und Förderketten

Der Umbau der Kitas zu Kinder- und Familienzentren stellt historisch gesehen eine konsequente konzeptionelle Weiterentwicklung der bisherigen Arbeit der Kindertageseinrichtungen in Weiterstadt dar. Kinder- und Familienzentren vernetzen und verzahnen Dienstleistungsorientierung und Bildungsförderung mit integrierter Beratung und Unterstützung von Familien. Die Besonderheit in Weiterstadt besteht allerdings darin, dass dieser Prozess nicht auf die Ebene der frühen Förderung reduziert, sondern integraler Bestandteil einer lokalen Gesamtkonzeption ist, in der alle relevanten Akteure des Bildungs- und Sozialbereichs unter dem Dach des lokalen Bildungsbeirates gemeinsam agieren.

Bereits 2008 wurde im Rahmen der Arbeit des Fachbereichs Kinder, Jugend, Bildung eine Zukunftswerkstatt eingerichtet, die den Auftrag bekam, Grundlagen für die Weiterentwicklung der Kindertageseinrichtungen der Stadt zu erarbeiten. Innerhalb eines Jahres wurde unter Einbindung von Eltern und sozialpädagogischen Fachkräften dann das Konzept „Kita 2020 – von der Kita zum Zentrum für Kinder und Familien“ erarbeitet und im Mai 2009 den politischen Gremien zur Beschlussfassung vorgelegt. Damit verbunden war der Vorschlag, zunächst in einer Kita der Stadt im Rahmen eines dreijährigen Modellversuchs Erfahrungen zu sammeln, um diese dann ins Gesamtsystem transferieren zu können.

2010 wurde in einer der städtischen Kitas mit dem Modellversuch begonnen, in dessen Verlauf folgende Zielstellungen im Vordergrund standen:

- Sicherung der Qualität des Bildungsauftrags der Kita durch Implementation des Konzepts „Frühe Bildung“ in allen Kitas der Stadt
- Förderung der Vereinbarkeit von Familie und Beruf durch Erweiterung und Flexibilisierung von Öffnungszeiten sowie eine systematische Analyse der Betreuungsbedarfe von Familien
- Stärkung der Selbsthilfekräfte der Familien und ihrer Teilhabechancen durch das Erkennen und Nutzen ihrer Ressourcen sowie ihre Einbindung in bestehende soziale Netzwerke im Stadtteil
- Entwicklung von konkreten Angeboten zur Beratung und Stützung von Kindern und ihren Familien und
- Generierung von Modellwissen zum Transfer in andere Einrichtungen.

Zur Umsetzung des Modellversuchs wurden –orientiert an den Arbeitsformaten des parallel laufenden bundesweiten Modellprojekts „Lebenswelt Schule“ – organisatorische Grundlagen geschaffen, wie:

- die Einrichtung einer Steuerungsgruppe, die den Modellversuch intensiv begleitete
- regelmäßige Befragungen und die Schaffung neuer oder Nutzung bestehender Kommunikationsstrukturen in der Bildungslandschaft zur Reflexion der Entwicklung zusammen mit den anderen Fachkräften der Kitas und Kooperationspartnern (Konzepttage, Leitungstreffen der Kita-Leitungen, Leitungsforum, Bildungsbeirat)
- die Nutzung von Prozessbegleitung, die über ein weiteres Projekt der DKJS „Anschwung für Frühe Chancen“ finanziert werden konnte
- die Einbindung des Modells Kita 2020 in den Bildungsgesamtplan 2011 bis 2015 des Bildungsbeirats und dessen neue strategische Ausrichtung.

Meilensteine des Modellversuches waren

- der Aufbau eines Netzwerks „Frühe Hilfen“ in Zusammenarbeit mit unterschiedlichen Personen und Institutionen als feste Einrichtung
- zwei Umfragen in der Elternschaft und bei Mitarbeiter/innen zum Modellversuch, die Erkenntnisse darüber vermitteln konnten, was Eltern brauchen oder auch wertschätzen können und was die Mitarbeiter/innen an Veränderungsnotwendigkeiten sehen
- Einbindung des Kinder- und Familienzentrums in ein Stadtteilprojekt „Spielraumplanung“, bei dem es um die Gestaltung von Freiflächen im Stadtteil ging
- Umfeldanalysen und Stadtteilerkundungen
- eine Vereinbarung mit dem örtlichen Kinderarzt zur Zusammenarbeit
- Unterstützung für die Einrichtung von Treffpunkten in Eigenregie der Eltern in der Kita und ihrem Umfeld
- die Erweiterung der Öffnungszeiten von 6.00 bis 18.00 Uhr und eine höhere Flexibilität bei der Möglichkeit, separat Betreuungszeiten zuzukaufen.

Im August 2013 wurde die Modellerprobung in einer Kita nunmehr mit einer Abschlussveranstaltung beendet und den politisch Verantwortlichen und dem Bildungsbeirat ein zusammenfassender Erfahrungsbericht vorgelegt. In diesem sind folgende wesentlichen Ergebnisse in einer Matrix gebündelt:

Definiertes Ziel	Umsetzung
Sicherung der Qualität des Bildungsauftrags	Implementierung der Konzeption „Frühe Bildung“ bis 2012 und jährliche Evaluation ist erfolgt.
Förderung der Vereinbarkeit von Familie und Beruf	Angebot von täglich flexibel wählbaren Betreuungszeiten und Mittagessen seit 2010 Öffnung der Kita Pusteblume: 6.00 bis 19.00 Uhr und samstags, erprobt seit 2010
Stärkung der Selbsthilfefkräfte der Familien und Ermöglichung von Teilhabechancen	Analysesysteme zum Erkennen und Nutzen der Ressourcen von Kindern und Familien sind entwickelt. Kitas sind wichtiger Treffpunkt für Familien. Kitas sind Teil intensiver Stadtteilarbeit. Kitas bieten regelmäßig Elternkurse an (Starke Eltern – starke Kinder – starke Bildung). Kinder- und Jugendarmutsbericht ist erstellt und wird dem Stadtparlament vorgelegt.
Angebot der Unterstützung von Kindern und ihren Familien	Wohnortnahe Beratung für Familien in der Erprobung von der Beratungsstelle des Landkreises wird angeboten und als wirksame und wichtige präventive Maßnahme eingestuft. Dies wird auch nach der Modellzeit angestrebt durch die Beratungsstelle des Landkreises; Ressourcen sind noch zu klären. Schulung von lokalen Fachkräften zu Hilfelotsen erfolgt ab 2014.
Generierung und Transfer von Modellwissen für jede Weiterstädter Kita	Merkmale Kita 2020 sowie Planungs- und Steuerungsinstrumente sind gemeinsam vereinbart. Mit der Erstellung eines Handbuchs zur weiteren Qualitätsentwicklung und passgenauen Zielvereinbarung wurde begonnen. Schaffung verbindlicher Vereinbarungen für die Kooperation aller Einrichtungen ist für 2014 angestrebt.

Im Hinblick auf den Transfer der im Modell gemachten Erfahrungen in das Gesamtsystem der Kindertagesstätten gibt es aber auch einige Stolpersteine, die beachtet werden müssen. Dazu gehören insbesondere:

- ein Mangel an Wissen über die individuelle Lebenssituation der Kinder und ihrer Familien, um daraus handlungsleitende Einrichtungsstrategien zu gestalten. Dies erfordert künftig mehr Investitionen in differenzierte Sozialraum- und Einrichtungsanalysen.
- fehlende Beratungszeiten der Erziehungshilfeinstitutionen des Jugendhilfeträgers vor Ort. Die im Modellversuch bereitgestellten Zeiten waren zeitlich befristet. Es bedarf deshalb klarer Regelungen mit dem Jugendhilfeträger, auch über die künftige Bereitstellung solcher Zeiten.

- der Fachkräftemangel, der die Qualitätsentwicklung behindert und kurzfristig die Handlungsoptionen einschränkt. Hier braucht es zeitliche und finanzielle Ressourcen zur Sicherung einer qualitativ hochwertigen Personalausstattung und für interne Qualifizierungsmaßnahmen.

Fazit

Wie die Praxis in Weiterstadt gezeigt hat, ist die Entwicklung der Kitas zu Kinder- und Familienzentren von zentraler Bedeutung für die Ausgestaltung lokaler Bildungslandschaften und darauf basierender Bildungs- und Förderketten im kommunalen Raum. Diese Bedeutung ergibt sich aus einer Reihe von Faktoren, die die besondere Rolle von Kinder- und Familienzentren gegenüber anderen Subsystemen der Bildungslandschaft ausmachen. Im Folgenden sollen diese nur schlaglichtartig angerissen werden.

- In Kinder- und Familienzentren ist die Zusammenführung von Bildung, Betreuung und Erziehung und deren Verknüpfung mit Angeboten der Beratung und Hilfe für Familien mehr als in jedem anderen System umgesetzt.
- Kinder- und Familienzentren sind Erfahrungsfelder, die sozialräumliche Lebenszusammenhänge von Familien aufnehmen und Selbsthilfepotenziale aktivieren können. Insofern sind hier
 - das Sozialraumprinzip
 - die Verknüpfung und Verzahnung von Bildungs-, Sozialhilfe- und Gesundheitspräventionskonzepten sowie
 - die Beteiligungsorientierung

als zentrale Elemente gelingender Bildungslandschaften in besonderem Maße ausgeprägt.

- In Kinder- und Familienzentren – mit dem Fokus der frühen individuellen Förderung von Kindern – ist ein präventives, subjekt- und lebensweltorientiertes Lernkonzept eine wesentliche Grundlage. Dies schafft gute Voraussetzungen für gelingende Bildungsbiografien und die Gewährleistung verbesserter Teilhabechancen.
- Durch eine gute Übergangsgestaltung von der Familie in Krippe und Kita und von der Kita zur Grundschule bilden Kinder- und Familienzentren zentrale Knotenpunkte zu den Subsystemen Familie und Schule und haben deshalb hohe Wirkung in Bezug auf die Festigung eines konsistenten Gesamtsystems von Bildung und Förderung in entscheidenden Altersphasen der Kinder.

Literatur

- Assel, Dieter/Schnitzspan, Walter, in: Huber, Stephan Gerhard (Hrsg.) (2014): Kooperative Bildungslandschaften – Netzwerke im und mit System. Carl Link-Verlag, Köln/Kronach.
- Bleckmann, Peter/Durdel, Anja (Hrsg.) (2009): Lokale Bildungslandschaften – Perspektiven für Ganztagschulen und Kommunen. VS Verlag, Wiesbaden.
- Deutsche Kinder- und Jugendstiftung (DKJS) (Hrsg.) (2012): Wie geht's zur Bildungslandschaft? Die wichtigsten Schritte und Tipps. Ein Praxisbuch. Klett/Kallmeyer, Seelze.
- Deutscher Bundestag (2005): Drucksache 15/6014, 12. Kinder- und Jugendbericht, S. 351.
- Deutscher Städtetag (2007): www.staedetag.de/Fachinformationen/bildung/05: Kongress Bildung in der Stadt – Aachener Erklärung.

Kinder- und Familienzentren im ländlichen Raum – Idylle im Grünen oder Zentrum sozialer Dienstleistungen?

2.3

Brigitte Noack

2006 begann das Land Nordrhein-Westfalen, flächendeckend Kindertageseinrichtungen zu Familienzentren aus- bzw. umzubauen. Ziel war es, landesweit 3000 „Familienzentren NRW“ zu fördern. Da die Möglichkeit besteht, dass (bis zu fünf) Kitas einen Verbund und damit ein gemeinsames Familienzentrum bilden können, betrifft diese Entwicklung inzwischen weit mehr Kitas in NRW.

Familienzentren werden jährlich mit Landesmitteln in Höhe von 13 000 bzw. 14 000 Euro (in Wohngebieten mit besonderem Unterstützungsbedarf) gefördert. Die Mittel können sowohl für die Leitung, Koordinierung und das Management als auch für die Sicherstellung der für die Aufgabenstellung des Familienzentrums notwendigen Angebote oder für die Finanzierung kooperativer Leistungen anderer Institutionen eingesetzt werden. Ebenso ist es möglich, die Bereitstellung zusätzlicher Personalressourcen oder Beratungs- und Fortbildungsleistungen zu finanzieren.

Wohnortnah und niedrigschwellig

Der Ausbau von Kitas zu Familienzentren dient vor allem dem Ziel, Familien wohnortnah und niedrigschwellig Information und Beratung anzubieten sowie frühe Bildung durch zielgruppenorientierte Angebote nachhaltig zu fördern, Vernetzung mit Partnern in den Bereichen Familienbildung und -beratung, Gesundheitsförderung und Integration zu schaffen sowie die Vereinbarkeit von Familie und Beruf zu erleichtern. 96 Gütesiegelkriterien in jeweils vier Leistungs- und Strukturbereichen sollen sicherstellen, dass landesweit vergleichbare Qualitätsstandards entstehen. Die Zertifizierung wird vom Berliner Institut PädQuis vorgenommen und nach vier Jahren wiederholt (www.familienzentrum.nrw.de).

Die Verteilung der Familienzentren an die Einrichtungsträger erfolgt über die örtlichen Jugendämter, denen ein Kontingent zugewiesen wird. Seit 2012 werden nur noch neue Familienzentren in die landesweite Förderung aufgenommen, wenn sie in einem Wohngebiet mit besonderem Unterstützungsbedarf liegen – ländliche Regionen gehören in der Regel nicht dazu. Damit wären wir schon beim ersten „Problem“: Viele der Gütesiegelkriterien entsprechen nicht den Bedürfnissen

der ländlichen Bevölkerung, was vorübergehend bei Trägern und Teams eher ländlich gelegener Einrichtungen zu Frustrationen geführt hat. Man sah die Schwierigkeit, eigene Leistungen nach einigen der feststehenden Gütesiegelkriterien zu erbringen, während man andererseits gut laufende Angebote nur schwer einzelnen Gütesiegelkriterien zuordnen konnte. Dieses Phänomen führte zu einer Flexibilisierung der Anwendung der Gütesiegelkriterien: Insbesondere im Re-Zertifizierungsprozess konzentriert man sich nun auf die sogenannten Basiskriterien und kann durch Mitbewertung der Aufbaukriterien in jeweils einem der Leistungs- und Strukturbereiche ein eigenes Profil bilden. Weiterhin gibt es für Einrichtungen im ländlichen Bereich Ausnahmen im Hinblick auf die erlaubte Entfernung von Angeboten, die von Kooperationspartnern erbracht werden, da sich hier ein Höchstabstand von 1,5 km als nicht realitätsgerecht erwiesen hat. Diese Erleichterung betrifft auch die Regelung zur Bildung von Verbünden mehrerer Kitas, für die eigentlich eine Höchstentfernung von 3 km voneinander gilt.

Wolfgang Rüting, Leiter eines Kreisjugendamtes in Westfalen, hat sich intensiv mit der Rolle von Familienzentren im ländlichen Raum beschäftigt. Sein Fazit: „Kinder- und Familienzentren haben [...] einen hohen Nutzen für die Familien in der Region, da hier nun unterschiedliche Angebotsformen für Familien zusammengeführt werden, erreichbar und annehmbar sind. Sie haben aber auch einen hohen Nutzen sowohl für die Jugendhilfe als auch für die jeweiligen Kommunen. Die Jugendhilfe hat die Chance, Familien viel früher aktiv und in einer konfliktfreieren Umgebung zu erreichen. Die Kommunen bekommen klare Hinweise darauf, wie sie Strukturen der sozialen Daseinsfürsorge zielgerichtet und familienorientiert vor Ort entwickeln und aufbauen können. Eine Chance für alle Beteiligten, insbesondere im ländlichen Raum“ (Rüting 2009, S. 54).

Wie macht sich die Bevölkerungsentwicklung in den Familienzentren im ländlichen Raum bemerkbar? Welche Auswirkungen hat dies auf die Arbeitsweise der Teams und wie klappt das Zusammenspiel mit dem Träger? Was brauchen Familien im ländlichen Raum und wie reagieren Familienzentren auf diesen Bedarf?

Zu Besuch im Oberhau ...

Um mehr hierüber zu erfahren, besuche ich zwei Familienzentren. Beide liegen etwas außerhalb des Speckgürtels der Großstädte Köln und Bonn in sehr ländlicher Umgebung. Das Familienzentrum „Regenbogen“ empfängt mich nach einer entspannten Autofahrt durch Wiesen und Wälder im Oberhau, einer zu Königswinter gehörenden Ansammlung kleiner Dörfer in Sichtweite des Siebengebirges. Träger des Familienzentrums ist eine Elterninitiative, die sich als e. V. organisiert hat. Die Kita Regenbogen ist eine kleine Einrichtung mit eineinhalb Gruppen und vier Fachkräften; die Leiterin, Britta Manner, ist mit 13 Stunden freigestellt. In der Einrichtung werden 32 Kinder betreut; die „halbe“ Gruppe verdankt ihre Existenz einer Sondervereinbarung mit dem Landesjugendamt, mit welcher der Besonderheit des Sozialraums Rechnung getragen werden soll.

Umso erstaunlicher ist die Vielfalt des Angebots, die das Familienzentrum bereithält: umfassende Beratungsleistungen (Erziehungsberatung, Entwicklungsberatung, Lebens- und Konfliktberatung), diverse Kursangebote für Eltern (PoKiDo – Selbstbewusste Kinder und KESS-Elterntraining), Babysitterkurse, musikalische Früherziehung, logopädische Sprechstunde, Schnitzkurse, Babytreff ... – wie passt das zu der mageren Personalausstattung der kleinen Einrichtung? „Kein Problem“, lacht Britta Manner, „die allermeisten Leistungen haben wir mit unseren Fördermitteln von Kooperationspartnern eingekauft!“ Teilnahmebeiträge sind auch kein Tabu; die Eltern im Sozialraum gehören nicht zu den Allerärmsten.

Was sind die Besonderheiten der Familien, die hier im Oberhau leben? Es handelt sich hier überwiegend um „klassische“ Mehrkinderfamilien; Einzelkinder sind die Ausnahme, Alleinerziehende ebenfalls. Viele Familien gehören zu den „Alteingesessenen“, die Großeltern leben oft in unmittelbarer Nähe. Familien aus dem Oberhau sind ortstreu. Vielleicht ist aus diesem Grund das Thema „Vereinbarung von Familie und Beruf“ für die meisten noch mit „Bordmitteln“ zu lösen, obwohl in der Regel beide Elternteile einer Erwerbstätigkeit nachgehen. Ein Linienbus fährt nur selten am Tag – das bedingt, dass fast jede Familie zwei Autos besitzt. Im direkten Sozialraum des Familienzentrums gibt es keine Einkaufsmöglichkeiten oder Dienstleistungsangebote wie Post oder Friseur: So sind es zum nächstgelegenen Supermarkt oder zum Kinderarzt jeweils fünf Kilometer Entfernung.

Schon aus dieser infrastrukturellen Situation ergibt es sich, dass die Familien sehr mobil sein müssen und jedes Angebot in der Nähe höchst willkommen ist.

Neben den Alteingesessenen gibt es auch eine Reihe jüngerer Familien, die sich in einem Neubaugebiet niedergelassen haben. Da sie noch nicht lange im Sozialraum leben, haben sie wenig Kontakte und nutzen gerne die Angebote des Familienzentrums, um andere Familien kennenzulernen und ein soziales Netz zu knüpfen. So hat das Familienzentrum, so klein die ursprüngliche Kita auch ist, inzwischen einen festen Platz im sozialen Dienstleistungsangebot – mehr noch, sie *ist* praktisch das soziale Dienstleistungsangebot vor Ort. Gemeinsam mit den örtlichen Firmen und Vereinen informiert das Familienzentrum über sein Angebot im *Oberhau aktuell*, einer Zeitschrift des örtlichen Vereins zur Heimatpflege, die kostenlos an alle Haushalte verteilt wird und daher praktisch von jedem gelesen wird.

Es ist keine leichte Aufgabe für das kleine Team, die hohen Anforderungen an die Vielfalt und Qualität der Angebote des Familienzentrums zu erfüllen. Die Aufbau-phase war arbeitsreich und hart, und ohne externe Angebote, die zusätzlich erst einmal organisiert und dann eingekauft werden, geht es nicht. So werden die För-

dermittel des Landes fast ausschließlich in die Angebote selbst investiert; nur wenig bleibt für Anschaffungen und Fortbildungen, aber auch die sind möglich. Um die Anforderungen, die an Organisation und Management gestellt werden, erfüllen zu können, hat Britta Manner an einem einjährigen Zertifikatskurs zum Thema „Nachhaltiges Management von Familienzentren“ beim Institut für Soziale Arbeit, Münster (ISA) teilgenommen. 2014 war die Rezertifizierung fällig. Britta Manner ist sich sicher: „Wir sind hier nicht mehr wegzudenken!“



Abb. 11: Durch Kooperationen kann die begrenzte Infrastruktur auf dem Land ausgeglichen werden

... und in Marialinden

Szenenwechsel: Ich besuche ein Familienzentrum in Marialinden, einem kleinen Dorf, das zu Overath gehört. Das Familienzentrum und seine Leiterin, Andrea Jaumann, kenne ich seit der Pilotphase; ich bin also gespannt, was daraus geworden ist. Träger ist die katholische Kirchengemeinde; allgegenwärtig und schon von Weitem zu sehen ist die große Kirche in der Mitte des Dorfes. Ich fahre einen steilen Berg hoch und bin froh, dass kein Winter ist. Ein etwas verstecktes Schild weist mir den Weg zum Kinder- und Familienzentrum; von der Straße ist das Gebäude kaum zu sehen. Frau Jaumann habe ich als sehr engagiert und immer gut gelaunt in Erinnerung; die Stimmung ist dieses Mal etwas gedrückt. Nachfragen ergeben: „Schon wieder“ ist eine Mitarbeiterin schwanger; eine weitere hat wegen Umzug gekündigt; mal wieder muss Personal gesucht werden – keine leichte Aufgabe bei der abgelegenen Lage des Familienzentrums. Von den vorhandenen Stellen sind selten alle besetzt, weil sich die Personalgewinnung schwierig gestaltet. „Ohne Auto geht es eigentlich nicht; und auch mit Auto haben viele Fachkräfte Bedenken, im Winter bei Schnee zum Frühdienst den Berg hochzukommen“, bedauert Andrea Jaumann. Zwar fahren Busse, aber der Druck, sich an die ausgedünnten Fahrpläne halten zu müssen, schränkt die Flexibilität der Mitarbeiter/innen stark ein. „Mit ständig neuem Personal ist es nicht einfach, eine Kontinuität in das Familienzentrum zu bringen und vor allem zu halten“, beschreibt die Leiterin die Situation, die für viele Kinder- und Familienzentren in ländlichen Gebieten typisch ist.

Das Familienzentrum Marialinden war eine der Piloteinrichtungen in Nordrhein-Westfalen: Erstzertifizierung 2007, Rezertifizierung bereits erfolgt; bald schon die Re-Re-Zertifizierung. Auch hier war mir schon bei früheren Kontakten die große Anzahl und Vielfalt der Angebote aufgefallen. Da zum Sozialraum auch ärmere Familien gehören, wurden die zusätzlichen sozialen Dienstleistungen, die im Rahmen des sogenannten Familienbüros von 16 ehrenamtlich tätigen Frauen erbracht wurden, zu einem besonderen Markenzeichen des Familienzentrums Marialinden und zu einer Herzensangelegenheit für die Leiterin. „Das Familienbüro hat sich unbürokratisch um Einzelfälle gekümmert“, erläutert Frau Jaumann die Aufgabe der Initiative. Vom Sach- und Geldspendensammeln für junge Mütter, die eine Kinderausstattung brauchen, bis zur Begleitung von Familien bei Behördengängen reichte das Angebot. Leider wurde das Familienbüro als wichtiger Kooperationspartner nicht weitergeführt – eine Entwicklung, die Leitung und Team sehr

bedauern. Denn die Probleme der armen Familien sind nicht kleiner geworden; manchmal scheitert eine mögliche Teilnahme am Angebot des Familienzentrums am fehlenden Geld für einen Busfahrtschein. Und der Bus kommt nicht oft. Ein Problem, das wir aus dem ländlichen Bereich bereits kennen und das Familien, die sich kein Auto leisten können, erst recht ins Abseits stellt. Transporte zu organisieren, kann deshalb auch eine Aufgabe von Familienzentren sein.

Überhaupt interpretieren Andrea Jaumann und ihr Team die Möglichkeiten eines Familienzentrums auf sehr charmante Weise. Dort, wo sich ein Problem stellt, wird es angepackt. So ist zum Beispiel aus einer Kooperation mit dem Jugendamt der Stadt Overath das regionale Bündnis „Ich helfe Dir!“ entstanden. Es richtet sich an Kinder und Jugendliche in akuten Notsituationen, die außerhalb von Institutionen wie Kindergarten oder Schule auftreten. Solche Notsituationen können sein:

- Ein Kind hat den Bus verpasst und weiß nun nicht, wie es nach Hause kommen soll.
- Ein Kind flüchtet vor anderen Kindern oder Jugendlichen, die es verprügeln oder „abziehen“ wollen.
- Draußen regnet es und das Kind möchte sich nur unterstellen oder die Toilette benutzen.
- Ein Kind traut sich aufgrund einer schlechten Note nicht nach Hause.
- Ein Kind hat sich verletzt, kann die Eltern nicht erreichen und bittet um Versorgung.

Jeder weiß, dass solche Situationen Kinder in arge Not stürzen können. Das regionale Bündnis stellt den in Marialinden ansässigen Geschäften einen Aufkleber mit dem Logo „Ich helfe Dir!“ zur Verfügung und berät und unterstützt die Helfer regelmäßig. Finanziert wird das Ganze aus Spenden, die das Familienzentrum akquiriert hat – eine tolle Idee, die nicht nur im ländlichen Raum Nachahmer finden sollte.

Zukunftsperspektiven angesichts des demografischen Wandels

Die beiden Beispiele von Familienzentren im ländlichen Raum haben viele Gemeinsamkeiten, aber auch Unterschiede. Die aktuelle Bevölkerungsentwicklung zeigt, dass sich hier die Schere zwischen Bevölkerungsrückgang und Überalterung besonders weit öffnen wird. Heißt das, dass Familienzentren in ländlichen Gebieten bald weniger gebraucht werden? Sicher nicht, denn sie sind ein Stück unverzichtbare soziale Infrastruktur geworden und machen das Leben für Familien auf dem Lande ein Stück lebenswerter. Zusätzlich bereichern sie die Jugend-

hilfelandchaft um ein niedrigschwelliges, verbindendes Element, auf das die Jugendämter wohl nicht mehr verzichten wollen und können. Bleibt zu hoffen, dass sich dies auch in entsprechend nachhaltiger Unterstützung und Förderung durch den Gesetzgeber niederschlagen wird.

Mit der bevorstehenden zweiten Revision des Kinderbildungsgesetzes des Landes NRW wird die Hoffnung verbunden, Familienzentren als Institution weiter zu festigen und die teilweise unzureichenden Rahmenbedingungen zu verbessern. Es bleibt abzuwarten, inwieweit die Diskussion des Entwurfs in der Praxis hier noch Nachbesserungen einfordern wird oder andere vorgesehene Neuerungen (KITA-plus-Modell) sich auf die Rahmenbedingungen der Familienzentren NRW auswirken werden.

Familien brauchen Familienzentren – auch und gerade auf dem Land, wenn auch der demografische Trend wohl nicht mehr umkehrbar sein wird. Familienleben und Kindheit auf dem Lande können idyllisch sein. Wo jedoch die infrastrukturellen Voraussetzungen für ein gelingendes Leben mehr und mehr verschwinden, wo es keine Treffpunkte im sozialen Nahbereich wie den „Nahkauf“-Supermarkt, die Bäckerei, die Kneipe mehr gibt, wo das Benutzen öffentlicher Verkehrsmittel zum zeitraubenden Abenteuer wird, kann von Idylle keine Rede mehr sein. „Eltern brauchen [...] Verbindungen zu anderen Eltern und Generationen. Sie benötigen Ermutigung und Anleitung durch pädagogische Mitarbeiter/innen aller Disziplinen, um gemeinsam für sich und ihre Kinder eine anregungsreiche Lebenswelt zu gestalten, die fehlerfreundlich ist, in der Menschen füreinander Zeit haben, in der sie stabile Beziehungen aufbauen können, wo sie Orte des Rückzugs, der Anerkennung und Wertschätzung finden. Orte, wo sie willkommen sind, ernst genommen werden und sich austauschen können, ohne konkurrieren und leisten zu müssen. Kinder- und Familienzentren könnten dafür [...] gute Orte sein.“ (Tschöpe-Scheffler 2013, o.S.).

Literatur

Bezirksregierung Köln: Strukturdaten 2013.

Rütting, Wolfgang (2009): Kinder- und Familienzentren im ländlichen Raum, in: Heuchel, Ilona u. a.: Kinder- und Familienzentren in Nordrhein-Westfalen. Waxmann-Verlag, Münster.

Tschöpe-Scheffler, Sigrid (2013): Im Dialog mit Eltern. Zusammenarbeit von Kindergärten und Familien angesichts veränderter Familienrealitäten. Seminarpapier mit Auszügen aus: Unsere Kinder, H. 2.



3 Sozialraumorientierung und Bedarfsermittlung

Sozialraumorientierung und Bedarfsermittlung in Kinder- und Familienzentren

3.1

Vanessa Schlevogt

„Das Zusammenspiel unterschiedlicher Bildungsakteure und -gelegenheiten ist sozialräumlich auszugestalten und in kommunaler Verantwortung zu organisieren.“ (12. Kinder- und Jugendbericht 2005, S. 52).

Sozialraumorientierung als Beteiligungsstrategie

Ein Sozialraum kann als bebauter und bewohnter, als erlebter und zu gestaltender Raum, aber auch als Verwaltungsraum beschrieben werden. Sozialräume können Stadtgebiete, Wohnviertel, Nachbarschaften oder Straßenzüge sein. Sie sind Orte und Treffpunkte, wo sich verschiedene Lebenswelten begegnen und austauschen. Es gibt ganz unterschiedliche Konzepte der Sozialraumorientierung, unter anderem das Sozialraumbudget als finanztechnisches Steuerungsverfahren in der Verwaltung (vgl. Hinte u. a. 1999). Im Kontext von Kinder- und Familienzentren ist der Bezug zur sozialraumorientierten Kinder- und Jugendhilfe als Partizipationsverfahren besonders sinnvoll. Dieser Ansatz steht in der Tradition der Gemeinwesenarbeit und geht davon aus, dass soziale Arbeit dazu beitragen kann, bauliche, strukturelle und soziale Ressourcen in einem sozialen Raum gemeinsam mit der Wohnbevölkerung aufzubauen, zu unterstützen und auch zu erweitern (vgl. u. a. Deinet 2009).

Im Rahmen der Vernetzungsarbeit von Institutionen sollte die Förderung von Beteiligungs- und Aneignungsprozessen angestrebt werden: Insbesondere in Stadtteilen mit verdichteten Problemlagen kann Sozialraumorientierung zum Ermächtigungsverfahren werden und an den Stärken der Akteure vor Ort ansetzen. Es geht also darum, den Sozialraum nicht nur sozialgeografisch zu verstehen, sondern gemeinsam mit den Beteiligten vor Ort Entwicklungsstrategien auszuhandeln.

Kinder- und Familienzentren als Knotenpunkte im Sozialraum

In diesem Sinne können Kinder- und Familienzentren zu wichtigen Knotenpunkten im Sozialraum werden: Sie sind Teil des sozialen Lebens eines Stadtteils oder

einer Gemeinde, sie machen niedrigschwellige Angebote im sozialen Nahraum möglich und orientieren sich über die eigene Einrichtung (und den eigenen Träger) hinaus. Die Interessen der dort lebenden Familien müssen kontinuierlich ermittelt werden, um auf dieser Basis mit ihnen gemeinsam tragfähige Konzepte zu entwickeln. Kinder- und Familienzentren konzipieren Aktivitäten, die sich an den besonderen Bedarfen des Umfelds orientieren, und öffnen sich auch für andere Familien im Sozialraum. Das heißt beispielsweise, dass an der wöchentlichen Eltern-Kind-Spielgruppe auch Mütter teilnehmen, deren Kinder (noch) nicht die Einrichtung besuchen.

Sozialraumorientierung bedeutet auch, Kooperationen mit anderen Institutionen aus dem Bildungs- und Gesundheitswesen auf- und auszubauen: Im lokalen Netzwerk sollte daher der Kontakt zur Grundschule sowie zu Familienhebammen und Kinderärzten in der Nähe gepflegt werden. Darüber hinaus kann die Zusammenarbeit mit Institutionen der Familienbildung und Erziehungsberatung die Hürden für Familien niedriger gestalten und die pädagogische Arbeit im Kinder- und Familienzentrum unterstützen und verbessern. Renate Thiersch hat frühzeitig darauf hingewiesen, dass Sozialraumorientierung ein zentrales Qualitätsmerkmal von Kindergartenarbeit ist und sehr anschaulich geschildert, „was eine Kita vom Stadtteil wissen sollte“ (Thiersch 2000, S. 4 f.). Zur Veranschaulichung der im Folgenden skizzierten qualitativen Methoden wird auf gute Beispiele aus der Praxis von Kinder- und Familienzentren hingewiesen.

Kinder und Familien als Experten ihres Sozialraums

Nimmt man den partizipativen Aspekt der Sozialraumanalyse ernst, sollten Familien nicht nur als Empfänger von sozialen Dienstleistungen begriffen werden, sondern vor allem als Experten ihres Lebensumfelds. Daher ist es sinnvoll, Kinder und Eltern direkt und konkret nach ihren Einschätzungen und Wünschen zu fragen.

Bereits Kinder im Kindergartenalter können zu ihren Sichtweisen auf ihr Wohnumfeld befragt werden. Dies kann beispielsweise über *Stadtteilerkundungen* geschehen oder über das *Malen von Lieblingsorten*. Veränderungswünsche können auf *Kinderkonferenzen* erfragt werden oder im Rahmen eines eigenen Projekts (zum Beispiel zu Spielmöglichkeiten in der Umgebung), das gemeinsam mit den Kindern entwickelt wird. In manchen Kinder- und Familienzentren werden Kinder mit Unterstützung von Karten mit Smiley-Symbolen zu ihren Wünschen interviewt.

In Kinder- und Familienzentren hat der kontinuierliche Austausch mit den Eltern einen hohen Stellenwert. Bedarfe der Familien im Sozialraum werden bereits im *Anmeldegespräch* ermittelt, in dem Eltern bei Interesse schon frühzeitig auch auf andere Aktivitäten und Angebote hingewiesen werden können. Ein Gruppenangebot für Eltern mit jüngeren Kindern, die noch nicht die Einrichtung besuchen, kann beispielsweise frühzeitig Hilfestellungen geben und perspektivisch die Eingewöhnung der Kinder in die Kita erleichtern. Bei der Begleitung von *Eltern-Kind-Gruppen* lernen die pädagogischen Fachkräfte bereits viel vom Alltag der Familien und der Beziehung zwischen Eltern und Kind kennen.

Im sozialraumorientierten Entwicklungsprozess verändern Kinder- und Familienzentren den Fokus ihres Dialogs mit den Eltern. Das *Aufnahmegespräch* und die *Eingewöhnungsphase* der Kinder werden so gestaltet, dass den Eltern viel Raum für die Formulierung eigener Interessen und Anliegen gegeben wird. Manche Einrichtungen nutzen gezielt die Bring- und Abholsituation, um mit den Familien ins Gespräch zu kommen. Dabei kann eine *Wunschwand* im Eingangsbereich eingesetzt werden, auf der Eltern ihre Ideen aufschreiben. Mithilfe von Visualisierungsmethoden, zum Beispiel über beschriftete Moderationskarten auf einer Stellwand, kann auch die *Bedarfsabfrage auf einem Elternabend* gestaltet werden. In *schriftlichen Befragungen* können Eltern Interessen nach bestimmten Angeboten formulieren und eigene Kompetenzen und Potenziale benennen, die sie dem Familienzentrum zur Verfügung stellen möchten. So entstanden beispielsweise in einem Kinder- und Familienzentrum über die Frage „Möchten Sie im Familienzentrum mitwirken und wenn ja, was würden Sie gerne einbringen?“ regelmäßige Treffen, in dem Mütter miteinander kochen.



Abb. 12: Perspektiven und Fragestellungen der Sozialraumanalyse im Überblick

Wenn sich Einrichtungen auf den Weg machen, um mehr über die Bedarfe ihrer Familien zu erfahren, sollten sie bereits zu Beginn der eigentlichen Erhebung die Eltern mit einbeziehen. Der Fragebogen wird beispielsweise mit dem Elternbeirat abgestimmt oder von interessierten Eltern ausgewertet. Möglicherweise wird der Verständigungsprozess über einzelne Fragen aufwendiger, durch die frühzeitige Partizipation der Familien erfahrungsgemäß aber auch ihre Beteiligung bei der Umsetzung neuer Angebote erleichtert.

Eine gute Methode, sich als Kindertageseinrichtung für Familien zu öffnen, stellen *Hausbesuche* durch die künftigen Bezugserzieher/innen dar, in denen diese die Wohnsituation des Kindes und je nachdem auch Geschwister oder Großeltern kennenlernen. Im Rahmen eines lockeren Beisammenseins, zum Beispiel bei *Familiennachmittagen oder gemeinsamen Ausflügen*, ergeben sich oftmals intensive Gespräche, bei denen andere Themen angesprochen werden als auf einem herkömmlichen Elternabend. So berichtete das Team einer Familienkita begeistert über die gute Stimmung bei einem ganztägigen Mutter-Kind-Frühstück im Park, bei dem die ganze Einrichtung den Internationalen Frauentag begangen hat.

Ein typisches Angebot von Kinder- und Familienzentren ist die Etablierung eines *Eltern-Kind-Cafés*, das offen ist für Familienangehörige und Nachbarn. Es befördert den Austausch der Familien untereinander und kann zur gegenseitigen Unterstützung beitragen (unter anderem bei der gemeinsamen Organisation der Kinderbetreuung in besonderen Situationen). Sind die pädagogischen Fachkräfte beteiligt, können sie etwas über die Anliegen der Eltern oder familiäre Problemstellungen erfahren und bei Bedarf weitere Maßnahmen ergreifen, beispielsweise Kooperationspartner zu bestimmten Fragestellungen einladen (etwa zu Gesundheits- oder Erziehungsfragen). Findet dieses Angebot regelmäßig statt und wird es von den Eltern gut angenommen, hat die Einrichtung ein gutes Stimmungsbarmeter im Hinblick auf die aktuellen Bedarfe der Familien.

Familien verfügen selbst über zahlreiche Potenziale, die im Rahmen der Arbeit eines Kinder- und Familienzentrums aktiviert werden können. Gute Beispiele sind *Elternworkshops und Tauschbörsen*, in denen mittels Einsatz von kreativen Methoden der Erwachsenenbildung eine Verständigung über Ressourcen und Unterstützungsmöglichkeiten stattfindet. Zu solchen Veranstaltungsformaten können auch andere Eltern aus dem Sozialraum angesprochen werden. Hier kann es für eine Kindertageseinrichtung sehr bereichernd und unterstützend sein, mit Kooperationspartnern aus der Familienbildung zusammenzuarbeiten.

Netzwerkpflege als Methode der Sozialraumanalyse

Kinder- und Familienzentren sollten sowohl über aktuelle *qualitative Informationen über das Wohnumfeld* als auch über *Daten zur sozialen Situation in ihrem Sozialraum* verfügen, zum Beispiel zur Altersstruktur, zur Arbeitslosenquote oder zum Anteil von alleinerziehenden Eltern. Dabei kann die Unterstützung von Sozialräthäusern, Gesundheitsämtern, Jugendhilfeplaner/innen oder Integrationsbeauftragten hilfreich sein. Wichtige Hinweise zur gesundheitlichen Situation von Kindern lassen sich beispielsweise auch aus den Ergebnissen der Schuleingangsuntersuchungen ablesen.

Von zentraler Bedeutung für ein Kita-Team ist es, einen aktuellen Überblick über familienorientierte Angebote im Quartier zu haben, um möglicherweise mit der eigenen Arbeit daran anzuknüpfen und sie weiterempfehlen zu können, denn persönliche Kontakte und Informationen zu Vereinsangeboten, Kursen oder Bildungs- und Beratungsstellen erleichtern Familien die Orientierung im Alltag. Viele Kinder- und Familienzentren verfügen daher über einen *Wegweiser für Team und Eltern*, der kontinuierlich aktualisiert wird.

Ein zentraler Bestandteil sozialraumorientierter Arbeit ist daher die *Vernetzung von professionellen und ehrenamtlichen Akteur/innen* im Kita-Umfeld, die fall- oder angebotsbezogen kooperieren. Andere Institutionen und ihre Aktivitäten im Sozialraum lernt man am besten über den direkten Austausch mit den Fachkräften vor Ort kennen, hierzu bieten sich vielfältige Methoden der Netzwerkarbeit an: *Hospitationen, Stadtteilarbeitskreise* oder gemeinsame *Workshops* (zum Beispiel zur Entwicklung eines gemeinsamen Präventionskonzeptes oder zur Erstellung eines Familienwegweisers). Sehr empfehlenswert sind auch *Expert/innen-Interviews*, in denen beispielsweise die Koordinatorin eines Kinder- und Familienzentrums Fachkräfte in Bildungs- und Beratungseinrichtungen zu ihrer Sichtweise der Situation von Kindern und Familien im Quartier befragt und sich von ihnen im persönlichen Gespräch die Konzepte und Angebotsstruktur dieser Institutionen erläutern lässt.

Bedarfserhebung als Beteiligungsprozess

Familien- und Sozialraumorientierung gelingt in der pädagogischen Praxis nur unter Beteiligung des gesamten Teams; das heißt, auch die Mitarbeiter/innen des Kinder- und Familienzentrums sind kontinuierlich in den Erhebungs- und Auswertungsprozess einbezogen. Gute Erfahrungen konnten mit gemeinsamen Begehungen des Sozialraums gemacht werden: Die Methode der *Stadtteilerkundung*

verhilft auch hier zu neuen Perspektiven auf das Arbeitsumfeld, die im kollegialen Austausch reflektiert werden können.

Eine Möglichkeit, mehr über die Interessenslagen im Team zu erfahren, stellt die *Mitarbeiter/innen-Befragung* dar, durch die neue Erkenntnisse über vorhandene Ressourcen beim Personal gewonnen werden, die dieses in den Kita-Alltag mit einbringen kann. In verschiedenen Kinder- und Familienzentren verfügen beispielsweise Erzieherinnen über einen Übungsleiterschein und führen Sportangebote für Familien durch. Andere qualifizieren sich im Bereich der Elternberatung weiter oder bieten Kompetenztrainings für Familien im Stadtteil an.

Reflexion und Evaluation als Qualitätsmerkmal

Kinder- und Familienzentren sollten im Rahmen von Organisationsentwicklung und Qualitätssicherung dafür sorgen, dass sie ihr Konzept und Angebot regelmäßig im Hinblick auf veränderte Bedarfe der Familien und des Umfeldes überprüfen und weiterentwickeln. Zentrale Voraussetzung für eine gelungene Familien- und Sozialraumorientierung ist dabei die Bereitschaft zur kontinuierlichen Reflexion der eigenen pädagogischen Praxis sowie zur differenzierten Auseinandersetzung im Team.

Von großer Bedeutung ist die gemeinsame Entwicklung einer forschenden und interessierten Haltung. Die Begründerin des ersten Early Excellence Centre in England, Margy Whalley, sieht Erzieherinnen in „der Pflicht, die Möglichkeiten zu suchen und Wege zu finden, damit Eltern sich beteiligen können“ (Whalley 2007). Pädagogischer Auftrag ist es daher, auf den Sozialraum abgestimmte Methoden zu entwickeln, um Partizipationsprozesse in der Kita zu ermöglichen. Bedarfserhebung meint in diesem Verständnis nicht ein Sammeln von Daten über Menschen, sondern ein „Miteinander-ins-Gespräch-Kommen“ und Einlassen auf andere Perspektiven und Bedürfnisse. Grundlage einer solchen Herangehensweise bildet die Gestaltung einer vertrauensvollen Beziehung zwischen allen Beteiligten.

Neben der selbstverständlichen Beachtung des Datenschutzes sollten Freiwilligkeit und Transparenz wichtige Leitlinien jeder Befragung und Erhebung sein. Um Barrieren abzubauen und Stereotype zu vermeiden, ist es notwendig, Erhebungskategorien gemeinsam zu reflektieren und sich immer wieder darüber zu verständigen, warum etwas gefragt wird. So kann beispielsweise die Frage nach den Familiensprachen viel aussagekräftiger und relevanter für den Kita-Alltag sein als die nach Nationalität oder Migrationshintergrund. Wichtig für jede Bedarfserhebung ist ein rasches Feedback an die Beteiligten: Auch wenn nicht alle ermittelten

Interessenlagen direkt im pädagogischen Alltag berücksichtigt und in entsprechende Angebote übersetzt werden können, interessieren sich die befragten Eltern oder Netzwerkpartner für die Erkenntnisse der Auswertung und das weitere Vorgehen. Im gemeinsamen Austausch über die Ergebnisse können dann neue Ideen zur Umsetzung entstehen.

Methoden der Bedarfserhebung in Kinder- und Familienzentren

- strukturierte Begehungen mit Kindern von Treffpunkten und Spielräumen
 - Kinderkonferenzen
 - Kinderbefragungen (z. B. mit Symbolen unterstützt)
 - teilnehmende Beobachtung an Treffpunkten und Spielplätzen
 - Stadtteilbegehungen (mit Eltern oder Team)
 - Dokumentenanalyse zur Sozialstruktur des Sozialraums
 - Bestandserhebung zu Infrastruktur, Institutionen, Organisationen und Angeboten (Dokumentenanalyse, Fragebogen)
 - Expert/inneninterviews mit Mitarbeiter/innen pädagogischer und sozialer Einrichtungen im Stadtteil
 - Leitfaden-Interviews mit Schlüsselpersonen im Sozialraum
 - Gespräche mit Institutionenvertreter/innen
 - Workshops mit Stadtteilakteuren
 - Elternbefragungen (schriftlich, mündlich, Gruppendiskussionen etc.)
 - Elterncafé
 - Hausbesuche.
-

Literatur

- Deinet, Ulrich (2009): Methodenbuch Sozialraum. Lehrbuch. VS-Verlag, Wiesbaden.
- Hinte, Wolfgang/Litges, Gerd/Springer, Werner (Hrsg.) (1999): Soziale Dienste: Vom Fall zum Feld. Soziale Räume statt Verwaltungsbezirke. edition sigma, Berlin.
- Thiersch, Renate/Thiersch, Hans (2000): Sozialraumorientierung und Stadtteilbezug. Alte und neue Herausforderungen für Kindertageseinrichtungen, in: Theorie und Praxis der Sozialpädagogik, H. 5, S. 4–9.
- Whalley, Margy und das Pen Green Centre Team (2007): Eltern als Experten ihrer Kinder. Das „Early Excellence“ Modell in Kinder- und Familienzentren. Dohrmann Verlag, Berlin.

Kinder- und Familienzentren als Brücken in den Stadtteil

Evelin Klein

Viele Familien – ob sie nun in städtischen Ballungsgebieten oder im ländlichen Raum leben – sind nur eingeschränkt in ihre sozialräumliche Umgebung eingebunden. Oftmals handelt es sich um keinen freiwilligen oder bewussten Rückzug, die Gründe dafür sind vielmehr in sozialen und/oder kulturellen Einschränkungen, berufsbedingter Mobilität oder mangelnder Information zu suchen.

Auch wenn Kontakte über vereinzelte Freundes- und Familienbeziehungen in den Stadtteil bestehen, sind die Lebenswelten vieler Familien vom Infrastruktursystem des Gemeinwesens weitgehend entkoppelt. Bestehende Angebote, Dienste und Einrichtungen erreichen sie nur schwer und es entsteht ein strukturelles Loch zwischen familiärer Lebenswelt und dem Leben im Stadtteil. Die dann zugrunde liegenden Bewältigungsstrategien der Familien sind mit dem Risiko sozialer Isolation verbunden, die zu einer reduzierten Lebensqualität in unterschiedlichen Bereichen führen kann. Vor diesem Hintergrund können Kinder- und Familienzentren mit ihren wohnortnahen, offenen, niedrigschwelligen und vernetzten Angeboten für Familien eine ideale Brücke in den Stadtteil sein und sich auf struktureller Ebene zu sogenannten Knotenpunkten einer familienorientierten Infrastruktur vor Ort entwickeln.

Die Öffnung in den Stadtteil lenkt die Blickrichtung weg vom individuellen Fall und hin zur sozialen Einbindung von Menschen und Familien in größere soziale Gemeinschaften und soziale Räume. Der Stadtteil als sozialer Raum kann dabei zum Beispiel befördern:

- Selbstbestimmung und Eigeninitiative von Familien
- bessere Nutzung von räumlichen und nachbarschaftlichen Ressourcen
- zielgruppen- und arbeitsfeldübergreifendes Arbeiten
- Koordination von und Kooperation mit sozialen Diensten
- Kooperation von Schlüsselakteuren
- solidarisches Handeln und Konfliktfähigkeit.

Neun gute Gründe für die Öffnung

Mit der Öffnung in den Stadtteil erweitert sich nicht nur das Aufgabenspektrum eines Kinder- und Familienzentrums, sondern auch die Blickrichtung und Handlungsebene der Fachkräfte. Folgende konkrete Gründe können als Bereicherung benannt und erfahrbar gemacht werden:

- Unsere Einrichtung trägt zur Verbesserung der Lebensqualität von Kindern und Familien bei.
- Unsere Einrichtung wird zu einem lebendigen Ort, der in Bewegung ist und an dem Begegnung stattfindet.
- Unsere Familien können leichter an den Angeboten des Stadtteils teilhaben.
- Der Austausch und das Miteinander von Nachbarschaft und unserer Einrichtung verbessern sich.
- Wir werden als fachlich kompetente Ansprechpartner/innen für Fragen rund um Familien wahrgenommen.
- Wir gewinnen leichter Menschen, die sich freiwillig engagieren wollen, für unsere Einrichtung.
- Es entstehen interessante Arbeitsfelder, die es attraktiv machen, bei uns zu arbeiten.
- Wir werden zu einem wichtigen Kooperationspartner im Stadtteil und nehmen Einfluss auf die Gestaltung der Infrastruktur in unserem unmittelbaren Umfeld.
- Wir sind zukunftsfähig, indem wir unsere Angebote an den Herausforderungen des Familienlebens vor Ort ausrichten.

Rahmenbedingungen für eine Öffnung

Sozialräumlich orientierte Netzwerk- und Strukturarbeit beinhaltet unter anderem, die Angebote und Arbeitsformen von Kinder- und Familienzentren an den konkreten Lebensverhältnissen der Familien vor Ort auszurichten und an die Möglichkeiten der vorhandenen Infrastruktur anzuknüpfen. In der Planungsphase bedeutet dies, die Ressourcen des Stadtteils kennenzulernen und die Themen der Familien in der Einrichtung und vor Ort zu erkunden. Eine umfassende Bestandsanalyse der Infrastruktur sowie die komplexe Erfassung von Lebensverhältnissen können dabei auf Einrichtungsebene nicht geleistet werden. Ergebnis sollte vielmehr eine aussagefähige Stadtteilanalyse sein, die fundierte Rückschlüsse auf familiäre Lebensverhältnisse und potenzielle Kooperationspartner im Stadtteil erlaubt.

Daneben müssen für eine Einrichtungsöffnung fortlaufende Aufgaben, wie Koordination von Angeboten, Bedarfsermittlung auf Einrichtungsebene, Projektpla-

nung, Dokumentation, Mitwirkung in Stadtteilgremien und Transfer, erfüllt werden. Art und Anzahl der genannten Tätigkeiten lassen erkennen, dass diese nicht ohne zusätzliche personelle Ressourcen erfolgreich umgesetzt und dauerhaft begleitet werden können. Sie müssen im Sinne einer Kompetenzausweitung fachpolitisch gewollt und in diesem Zuge auch strukturell abgesichert werden. Die kommunal geförderten Kinder- und Familienzentren in Frankfurt am Main lösen dies beispielsweise über die Einrichtung einer Koordinator/innenstelle mit einem Umfang von wöchentlich mindestens 20 Arbeitsstunden.

Fünf Handlungsschritte für eine Öffnung

Die Handlungsschritte für die Öffnung von Kinder- und Familienzentren sollten sich an den Planungselementen der Jugendhilfeplanung nach ausrichten (vgl. Jordan u. a. 2000, S. 173 ff.).

Die Stadtteilöffnung beinhaltet fünf aufeinanderfolgende Prozessschritte:

- Stadtteilanalyse
 - Ermittlung familiärer Bedarfe
 - Gewinnung von Kooperationspartnern
 - Aufbau von Kooperationsstrukturen
 - Überprüfung und Anpassung
-

Für die Umsetzung dieser Schritte gibt es bereits bewährte Vorgehensweisen, die vor Ort auf ihre Akzeptanz und ihren zeitlichen Aufwand hin erprobt und angepasst werden müssen.

Stadtteilanalyse

Für eine Stadtteilanalyse werden grundlegende Daten und Informationen gesammelt, ausgewählt und zusammengestellt. Die Basis dafür sind allgemeine Grunddaten wie Einwohnerzahl, Alter, Nationalität, Haushaltsgrößen und Arbeitslosendichte. Diese werden nicht selber erhoben, sondern aus vorhandenen Quellen entnommen, beispielsweise Berichten der Jugendhilfeplanung, Sozial- und Armutsberichten oder bereits vorhandenen Stadtteilanalysen sowie aus Programmen des Quartiersmanagements. Ist kein aufbereitetes sozialstatistisches Material vorhanden, können kleinräumliche Daten bei kommunalen Ämtern wie Einwohnermeldeamt, Standesamt, Wohnungsamt, Gesundheitsamt oder Agentur für Arbeit erfragt werden (vgl. Jordan 2000, S. 109 ff.). In einem zweiten Schritt

werden Informationen über die für Familien relevante Infrastruktur wie Kindertagesstätten, Nachmittagsbetreuung, Grundschulen, weiterführende Schulen, Beratungsstellen, kulturelle Angebote, Sportvereine, Spielplätze, Verkehrsanbindungen, Einkaufsmöglichkeiten und medizinische Versorgung zusammengetragen. Die Historie des Stadtteils und seine Lage geben zudem wichtige Hinweise über die Verfasstheit des Gemeinwesens, wie etwa die Verbundenheit der Einwohner/innen mit ihrem Stadtteil, die Art des Vereinslebens oder vorhandene Traditionen.

Ermittlung familiärer Bedarfe

Die Stadtteilanalyse erlaubt erste Rückschlüsse auf grundlegende Bedarfe von Familien. Um diese zu überprüfen und zu ergänzen, werden die Familien der Einrichtung befragt. Sinnvoll ist es, die Familien bereits an dieser Stelle perspektivisch für eine dauerhafte Beteiligung zu gewinnen. Neben dem Aufbau eines partnerschaftlichen und beteiligungsfreundlichen Klimas hat dies zur Folge, dass Familien als Kooperationspartner aktiviert, Entscheidungsprozesse der Einrichtung geöffnet und Entscheidungskompetenzen delegiert werden. Für die Ermittlung von Bedarfen gibt es eine Auswahl an Instrumenten und Methoden, abhängig davon, ob Familien direkt oder indirekt beteiligt werden sollen.



Abb. 13: Sozialraumerkundungen können überraschende Ergebnisse bringen

Direkte Beteiligungsformen sind:

- versammelnde Verfahren wie Sitzungen des Elternbeirats und des Teams, pädagogische Tage, Workshops mit der Möglichkeit zur Diskussion, zum Erfahrungs- und Informationsaustausch und zur gemeinsamen Entwicklung von Ideen und Perspektiven
 - projektorientierte Verfahren wie eine Zukunftswerkstatt, die thematisch und zeitlich klar begrenzt sind und sich auf ein konkretes Vorhaben beziehen
 - Sozialraumerkundungen, beispielsweise ein Stadtteilcheck mit Familien
 - die Bildung von partnerschaftlichen Tandems zwischen Eltern und Fachkräften im Rahmen von gemeinsamen Fortbildungen und Projekten.
-

Indirekte Beteiligungsformen sind:

- schriftliche Befragungen
 - mündliche Befragungen, beispielsweise in Form von Gruppeninterviews mit offenen Fragen: „Wie erleben Sie ihren Stadtteil und was fehlt Ihnen?“
 - teilnehmende Beobachtungen beispielsweise im Elterncafé, bei offenen Kursen und Angeboten
 - Expert/inneninterviews mit Bezugspersonen oder Fachkräften
-

In der Regel beteiligen sich Familien gerne, wenn sie sich für das Thema interessieren, ihre Beteiligung wertgeschätzt wird, für sie passende Methoden gewählt und schnell Ergebnisse erzielt werden, deren Umsetzung zeitnah erfolgt.

Gewinnen von Kooperationspartnern

Durch einen Abgleich der Analyse des Stadtteils mit den ermittelten Bedarfen der Familien werden konkrete Handlungsanforderungen sichtbar, für deren Umsetzung in passgenaue Angebote geeignete Kooperationspartner im Stadtteil benötigt werden. Für deren Gewinnung braucht es gemeinsame Kristallisationspunkte wie Interessen, Aufgaben oder familiäre Zielgruppen. Auf dieser Basis können dann verschiedene Ziele, wie die Erhöhung der wechselseitigen Erreichbarkeit, die Durchlässigkeit der Strukturen oder eine verbesserte Nutzung räumlicher Ressourcen, angestrebt werden. Erste Hinweise auf potenzielle Partner lassen sich aus der vorangegangenen Analyse der Infrastruktur entnehmen. In vielen Stadtteilen sind infrage kommende Partner bereits in Gremien vertreten, beispielsweise runden Tischen zur offenen Kinder- und Jugendarbeit oder Tandems von Kitas und Schulen im Rahmen des Bildungs- und Erziehungsplans.

Neu aufgebaut werden müssen erfahrungsgemäß Kooperationen mit Partnern rund um Beratungsleistungen für Familien sowie mit Partnern aus den Bereichen Familienbildung, Sozialer Dienst, Gesundheitsamt und Agentur für Arbeit. Das Gewinnen dieser Partner geht über eine lose Vernetzung hinaus. In der Regel ist die Kooperation zeitlich und sachlich abgegrenzt, ein abgestimmtes Ziel mit definierten Zielkriterien liegt ihr zugrunde, und sie wird unter festgelegten Bedingungen geleistet. Aufgrund von öffentlicher Ressourcenknappheit kommt sie oft

nur punktuell zustande. An dieser Stelle ist die Kooperation mit kommunalen Diensten keine einseitige Herausforderung der Einrichtung mehr, sondern muss zum Gegenstand fachlicher Planung und sozialräumlicher Steuerung gemacht und in einem kommunalen Gesamtkonzept strukturell abgesichert werden.

Vernetzungen über Angebote aus den Bereichen Kultur und Sport sind hingegen oft einfacher umzusetzen. Besonders in städtischen Ballungsgebieten sind in den letzten Jahren für Kindertagesstätten unter der Überschrift gesellschaftlicher Teilhabe ausgewiesene Angebote und Aktionen entwickelt worden. Hierunter fallen Besuche von Fahrbibliotheken oder beitragsfreie musikpädagogische Programme und Mitmachkonzerte von kommunalen Musikschulen.

Aufbau von Kooperationsstrukturen

Kooperationen können für unterschiedliche Zwecke genutzt werden. Sie können einem regelmäßigen Informationsaustausch dienen, Angebote verknüpfen oder sich zeitlich befristet fall- oder projektbezogen ausrichten. Davon unabhängig vollzieht sich der Aufbau von kooperativen Strukturen immer auf einer inhaltlichen und einer strukturellen Ebene. Inhaltlich wird die Eigenmotivation und Kooperationsrolle geklärt und gemeinsam der Gegenstand der Kooperation definiert. Dazu wird die zeitliche Dimension festgelegt und es werden Ziele sowie entsprechende Zielkriterien ausgehandelt. In der Folge wird eine möglichst gleichberechtigte, arbeitsteilig organisierte Form der Zusammenarbeit vereinbart. Bleiben Ziele der Kooperation unklar, da beispielsweise die unterschiedlichen Blickwinkel, Erfahrungen und Handlungsroutinen der Beteiligten nicht unmittelbar passfähig sind, kommt es zu Erwartungsdiskrepanzen, und die Handlungsfähigkeit der Partner gerät ins Stocken.

Auf struktureller Ebene werden verbindliche Regeln aufgestellt, die steuern, wie im Rahmen der Kooperation vorgegangen wird. Für eine gelingende Kommunikation werden Wege festgelegt, die beachtet werden müssen, damit eine Entscheidung als gemeinsam gefällte gelten kann. Um Transparenz zu schaffen und den Transfer zu sichern, werden geeignete Informationsstrukturen entwickelt. Fehlen diese strukturierenden Elemente, bleibt die Zusammenarbeit in ihren Abläufen und Wirkungen zufällig und kann nicht systematisch entwickelt werden. Bei entsprechender Größe des Kooperationsnetzwerkes geschieht dies auch, wenn personelle Ressourcen für eine Prozessbegleitung fehlen.

Offen bleiben durch Überprüfung und Anpassung

Sind passgenaue Angebote für das Kinder- und Familienzentrum gemeinsam entwickelt und umgesetzt, innovative Kooperationsprojekte auf den Weg gebracht und gehört der gemeinsame Austausch über familiäre Lebenslagen zur Regelstruktur, ist es Zeit für eine Zwischenbilanz. Fragen wie „Treffen die Angebote und ihre Form noch die Bedarfe der Familien?“, „Haben sich Rahmenbedingungen der Zusammenarbeit verändert?“, „Werden zukünftig für einen erfolgreichen Fortlauf mehr Ressourcen benötigt?“ bedürfen einer kritischen Überprüfung und Anpassung. Kurz: Öffnung ist ein Prozess.

Literatur

- Gläss, Holger/Hermann, Franz (1997): Strategien der Jugendhilfeplanung. Theoretische und methodische Grundlagen für die Praxis. Juventa-Verlag, Weinheim/München.
- Jordan, Erwin/Schone, Reinhold (Hrsg.) (2000): Handbuch Jugendhilfeplanung. Grundlagen, Bausteine, Materialien. Votum-Verlag, Münster.
- Van Santen, Eric/Seckinger, Mike (2003): Kooperation: Mythos und Realität einer Praxis. Eine empirische Studie zur interinstitutionellen Zusammenarbeit am Beispiel der Kinder- und Jugendhilfe. DJI-Verlag, München.

Sozialraumerkundungen mit Kindern und Eltern

3.3

Sibylle Fischer

Kinder- und Familienzentren haben den Anspruch, Kindern, Eltern, Großeltern und der ganzen Familie lebenslagenbezogene Angebote bereitzustellen. Soll sich pädagogisches Handeln an den Lebenswelten und Biografien von Kindern und Familien orientieren, sind rein theoretische Annahmen über Kindheit und Familienalltag kaum zielführend. Wie sich Kinder und Familien durch ihre Umwelt bewegen, welche Probleme und Fragen zu bewältigen sind oder welche Bedeutung spezifische Orte im Sozialraum besitzen, macht eine Herangehensweise aus der Perspektive von Kindern und Familien sowie von Fachkräften erforderlich.

Am Montagmorgen machen sich einige Kinder mit ihrer Erzieherin auf den Weg zum nahe gelegenen Supermarkt, um für die nächsten Tage die Lebensmittel für das Frühstücksbuffet und den Nachmittagsimbiss einzukaufen. An diesem Montag gestaltet sich das Vorankommen schwierig: Einige Kinder entdecken ihr Interesse für den Fußweg. Manche Stellen sind mit Waschbetonplatten belegt, andere asphaltiert und an einigen Punkten der Strecke geht man über Schächte, die mit Gittern bedeckt sind. Der Pfad durch den Park ist mit winzigen Steinen aufgeschüttet. Ihm folgen Wege, die mit Pflastersteinen belegt sind. Die Kinder achten kaum auf das Rechts und Links, sie sind auf die Bodenbeschaffenheit unter ihren Füßen konzentriert. Die Gesamtstrecke wird von den Jungen und Mädchen in Flächen mit unterschiedlichen Belägen aufgeteilt, denen sie Namen geben: die Gitterwelt, die Steinwelt, die Plattenwelt. Die Kinder suchen nach Regelmäßigkeiten und Erklärungen. In der Gitterwelt können keine Tiere leben, da gibt es keinen Halt. Bei den Pflastersteinen schon, hier können sich Würmer den Weg ins Erdreich zwischen den Steinen hindurch in den sandigen Boden bohren. Bezüge zu anderen Orten mit ähnlicher Bodenbeschaffenheit werden erinnert. Die Gitter finden sich auch rund um das Gebäude des Familienzentrums, direkt an der Hauswand entlang. Auch die Treppe zum Aussichtsturm auf dem Hausberg besteht aus solchen Gittern, weiß eines der Kinder zu berichten. Diese Treppe zu besteigen, macht ihm Angst, weil man so

tief nach unten schauen muss. Andere bleiben an der Tiefgarageneinfahrt des Einkaufszentrums stehen. Ein Junge zeigt auf das eingezäunte Gründach der Garage. Dort trifft er sich mit Freunden zum Spielen, wenn er mit seiner Mutter zum Einkaufen geht. Eigentlich soll auf dem Dach nicht gespielt werden, ein Schild verbietet es. Dennoch tun es alle. Weggeschickt wurden sie noch nie. Auch die Mütter lassen es zu, während sie zusammen auf dem Vorplatz des Supermarktes stehen und reden. Die „Großen“ rauchen dort, heimlich, das dürfen die Eltern nicht wissen, weiß der Junge zu berichten. Auf Drängen der Erzieherinnen lösen sich die Kinder widerwillig von ihren „Ankerpunkten“ und gehen weiter. Keine Zeit für (Lebens-)Weltererschließung!

Sozialraum und Lebenswelt – zwei Seiten einer Medaille?

Aus städtebaulicher Perspektive verbindet der von den Kindern begangene Weg zwei Orte miteinander, das Kinder- und Familienzentrum und den Supermarkt. Richtet man jedoch seine Aufmerksamkeit auf die Interessen der Kinder, werden Wegstrecke und Dach der Tiefgarage zum individuellen Entdeckungs- und Erlebnisraum. Hier bildet sich eine Doppelstruktur ab, die sich nach Deinet (2009, S. 113) zum einen durch ihre materiell-objektiven Rahmenbedingungen beschreiben lässt. Dazu zählen beispielsweise Gebäude, Verkehrswege, Anzahl der Spiel- und Parkplätze, infrastrukturelle Ressourcen wie Vereine, Bibliotheken und andere Freizeitmöglichkeiten oder die Wohnbevölkerung. Zum anderen geht es hierbei um die subjektive Perspektive der Bewohnerinnen und Bewohner, die den ihnen zur Verfügung stehenden Raum in individuellen Bedeutungs- und Handlungszusammenhängen erfassen.

Während die Bauverantwortlichen bei der Begrünung der Tiefgarage eine nachhaltige Bauweise moderner Städtearchitektur anstreben, deuten die Vorschulkinder das Gründach als Spielplatz um. Die Jugendlichen nutzen diesen Ort wiederum als Treffpunkt, um Handlungen zu vollziehen, die sie vor den Augen der Erwachsenen verbergen möchten. Müttern bietet dieser Ort einen Rahmen für ihre Kinder zum Spielen, während sie sich ungestört miteinander unterhalten. Das Dach der Tiefgarage wird zur Matrix für Beziehungen und geteilte Bedeutungen. Während die Fachkraft den Weg vom Kinder- und Familienzentrum zum Einkaufszentrum gemäß seiner städteplanerischen Bestimmung nutzt – sie möchte schnellstmöglich von der Einrichtung zum Supermarkt gelangen –, lösen ihn die Kinder aus seiner ursprünglichen Bestimmung heraus und machen ihn zum Lern-

ort der „Biologie“ und des „Straßenbaus“. Die Jungen und Mädchen erkennen nicht nur die Unterschiede der Bodenbeschaffenheit, sie suchen auch nach Erklärungen dafür, indem sie vorhandenes Wissen und Erfahrungen in ihre Überlegungen einbeziehen. Dabei entdecken sie in einem ko-konstruktiven Austauschprozess Kausalzusammenhänge, beispielsweise von Bodenbelag und der Ansiedlung von Insekten oder Würmern. Auch Gefühle werden assoziiert, wenn andere Orte erinnert werden, die Angst auslösen, wie das Treppengitter des Aussichtsturms.

Die Vielfalt von Familien hinsichtlich sozialer, kultureller und ethnischer Herkunft, sozialem Status und Bildung führt zu einer Vielzahl von ineinandergreifenden Formen von Zugehörigkeiten und damit zu unterschiedlichen Raumnutzungen, -aneignungen und -gestaltungen. Für Kinder- und Familienzentren ergeben sich daraus drei wesentliche Zugangsbereiche zur sozialräumlichen Orientierung. Erstens können sie einen konkreten sozialräumlichen Rahmen schaffen, indem Kinder kognitives, emotionales und soziales Wissen über ihre Lebenswelt aufbauen und aktiv Einfluss auf ihre Umwelt nehmen können (vgl. Völkel 2002, S. 192). Da dieser Rahmen jedoch vorgegebenen Bedingungen unterliegt, ist vor allem die Art und Weise interessant, wie sich Kinder diese Bedingungen aneignen und wie oder was sie zur Gestaltung oder Veränderung beitragen. Inwieweit dieser „Weltaneignungsprozess“ im Sozialraum gelingt, hängt letztlich davon ab, ob hierbei die Eigentätigkeit der Kinder durch Erwachsene gefördert oder behindert wird. Zweitens gilt es, die „Raum-Perspektiven“ der Familien in den Blick zu nehmen: Eltern, Geschwisterkinder oder Großeltern in ihrem lebensweltlichen Kontext zu verstehen, macht einen Zugang zu den verschiedenen Lebenslagen und Potenzialen möglich, an denen wiederum Angebotsstrukturen des Kinder- und Familienzentrums anknüpfen können. Drittens ist aus pädagogischer Perspektive der Frage nachzugehen, wie aus der kulturellen und sozialen Vielfalt heraus sozialräumliche Angebote zu gestalten sind, um allen einen gleichberechtigten Zugang zu den Erfahrungsräumen zu eröffnen oder gar die vorhandenen Erfahrungsräume zu erweitern (vgl. Fritsche/Rahn/Reutlinger 2011, S. 40 f.).

Zielformulierung und Methodenauswahl

Um die subjektiven Bedeutungszuschreibungen und Aneignungsprozesse, aber auch die Handlungsmöglichkeiten im Sozialraum zu erschließen, eignen sich qualitative Methoden der Sozialraumforschung, die sich mit Kindern, Eltern oder der ganzen Familie umsetzen lassen (vgl. Deinet/Krisch 2006; Blankenburg/Rätz-Heinisch 2009, S. 165). Bevor sich das Team für eine spezifische Methode entscheidet, sind grundlegende Aspekte zu berücksichtigen und Ziele zu formulie-

ren, die sich aus konkreten Beobachtungen ergeben und/oder auf fachliches Interesse zurückzuführen sind.

Bezogen auf die eingangs beschriebene Situation könnten sich folgende Fragestellungen ergeben:

- Wie eignen sich Kinder die Wegstrecke zwischen Kinder- und Familienzentrum und Einkaufszentrum an? Welche Bedeutung schreiben sie dabei spezifischen Aspekten oder Abschnitten zu?
- Welche Orte werden auf welche Art und Weise von Kindern, Jugendlichen, Eltern etc. genutzt? Welche Bestimmung wird diesen Orten aus städteplanerischer Sicht zugeschrieben? Wie verändern sich diese Orte durch die „eigenwillige“ Nutzung der Menschen, die sich dort aufhalten?
- Was zeichnet Orte aus, dass gerade sie aus ihrer ursprünglichen Bedeutung herausgelöst werden und ihnen eine neue Bedeutung zugeschrieben wird?

Ist das Untersuchungsinteresse geklärt, erfolgt in einem nächsten Schritt die Methodenauswahl, die Planung der Umsetzung. Dafür wird der Ort der Analyse bestimmt: Das könnte, wie in unserem Beispiel, die Wegstrecke vom Kinder- und Familienzentrum zum Supermarkt sein oder, ganz allgemein, Orte im Sozialraum, an denen sich Kinder und Eltern gerne aufhalten. Möglich wäre auch, dass sich Fachkräfte den Sozialraum durch eine Quartiersbegehung erschließen und eigene subjektive Deutungen vornehmen. Erst wenn Ziel und Ort geklärt sind, entscheidet sich das Team für eine Methode, verteilt die Aufgaben und legt sich auf eine Dokumentationsform fest.

In der Umsetzungsphase sind die jeweiligen Zielgruppen uneingeschränkt die Expert/innen. Die pädagogischen Fachkräfte folgen weitestgehend deren Rhythmus, Interessen und Aufmerksamkeiten. Wenn Kinder beispielsweise bestimmen, welche Wege sie begehen möchten und an welchen Orten und Plätzen sie eine längere Verweildauer benötigen, kann eine Annäherung an ihre Weltdeutung erfolgen. In der Auswertungsphase werden die gesammelten Eindrücke, Beobachtungen und Erfahrungen sortiert, geordnet, im Team und mit den Kindern oder Eltern diskutiert und für eine Präsentation dokumentiert (vgl. Deinet 2009, S.46 ff.).

Die nachfolgend beschriebenen Methoden können mit Erwachsenen und Kindern durchgeführt werden. Zuweilen erstaunliche und höchst aufschlussreiche Unterschiede zwischen kindlicher und erwachsener Bedeutungszuschreibung lassen sich durch einen Vergleich beider Sichtweisen feststellen, wenn mit beiden Gruppen etwa eine Stadteilerkundung unter gleicher Fragestellung durchgeführt wird.

Stadtteilerkundung mit Kindern

Um bestimmte Orte oder den Stadtteil aus der Perspektive der Kinder, Eltern, Großeltern oder der Fachkräfte kennenzulernen, eignet sich die Methode der Stadtteilerkundung. Für einen Streifzug durch das Quartier oder ein bestimmtes Gebiet im Lebensumfeld der Familien werden Fotoapparat, Schreibbrett, Stifte, Stadtplan und möglichst ein Diktiergerät benötigt. Auf diesen Touren führen Kinder als Expert/innen durchs Quartier oder begehen mit der Gruppe den Weg von der Kita zu sich nach Hause. Während der Erkundungstour fotografieren sie für sie bedeutsame Objekte, erstellen Skizzen, markieren wichtige Punkte im Stadtplan oder halten für sie wichtige Aussagen anderer aus der Gruppe, von Passanten oder von begleitenden Pädagoginnen mit dem Diktiergerät fest. Aufgabe der pädagogischen Fachkräfte ist die Beobachtung der Kinder und das schriftliche Festhalten ihrer Aussagen (vgl. Grimm/Deinet 2009, S. 142 ff.). Darüber hinaus unterstützen sie die Kinder, wenn es gewünscht ist, und ermutigen sie, über das zu sprechen, was ihnen auf der Erkundungstour wichtig ist. Bei der Beobachtung ist darauf zu achten, dass neben den aufgesuchten Orten auch Handlungen und Verhalten der Kinder beschrieben, jedoch nicht bewertet werden.

Folgende Aspekte können für ein Beobachtungsraster hilfreich sein:

- **Ortsbestimmung:** Wo befinden wir uns?
 - **Beschreibung der Fakten:** Was ist zu sehen? Straßenführung, Gebäude, Baustil, Farben, Oberflächenbeschaffenheit, gestalterische Elemente etc.
 - **Beschreibung der Handlungen/des Verhaltens:** Was tun die Kinder? Wie verhalten sie sich? Wie engagiert/konzentriert sind sie? Woran ist das zu erkennen?
 - **Interpretation/Zuschreibung der Kinder:** Wie deuten, bewerten und verarbeiten sie den Ort? Welche Bedeutung messen sie ihm bei? Wie nutzen sie ihn? Woran ist das zu erkennen? Welche Bezüge zu anderen Orten stellen sie her?
-

In der Kindertageseinrichtung werden die Fotos ausgedruckt und gemeinsam mit den Kindern deren Aussagen, Zeichnungen oder Markierungen auf dem Stadtplan zugeordnet. Auf diese Weise wird der Stadtteil retrospektiv in der Erinnerung noch einmal begangen und das Erlebte aus der Distanz nachempfunden. Eine strukturierte Dokumentationsform mit vereinbarten grafischen Elementen erleichtert die gemeinsame Analyse und das Entwickeln weiterführender, vertiefender Aktivitäten (vgl. Fischer 2013, S. 149).

Stadtteilbegehung mit Eltern – eine Schatzsuche

Die Stadtteilbegehung ist auch für die Zusammenarbeit mit Eltern ein wichtiges Instrument. Um die Ressourcen in den Vordergrund zu stellen, werden auf einer gemeinsamen Tour mit Eltern die Schätze des Sozialraums erkundet: Das können Grünflächen, Vereine, Kulturzentren, medizinische Versorgungseinrichtungen oder Geschäfte sein. Auch hier gilt: Expert/innen sind die Eltern und nicht die pädagogischen Fachkräfte. Je nach Größe des Stadtteils ist es möglicherweise sinnvoll, mehrere Begehungen einzuplanen und systematisch nach bestimmten Themen vorzugehen. In kleineren Stadtteilen können mehrere Bereiche zusammengefasst werden. Aus diesen Begehungen und daraus resultierenden Aufzeichnungen kann eine Broschüre über das Versorgungssystem für Familien von Familien im Stadtteil entstehen, die Aufschluss über Erreichbarkeit, Kosten oder Zweckdienlichkeit gibt. Auch Defizite können im Rahmen einer Stadtteilbegehung erschlossen werden, die Impulse zum Engagement für Veränderung geben oder Aufschluss darüber ermöglichen, welche Zugänge das Familienzentrum schaffen könnte.

Subjektive Landkarten

Um die subjektiven Weltkonstruktionen der Kinder, bedeutende Lebensräume, die Wahrnehmung des Wohnumfelds oder die Umgebung des Familienzentrums sichtbar zu machen, eignet sich das Erstellen subjektiver Landkarten. Tatsächliche geografische Entfernungen, reale Größenverhältnisse oder realistische Darstellungen spielen bei dieser Methode keine Rolle. Maßgeblich ist der Bedeutungszusammenhang bestimmter Orte für das einzelne Kind, sind Aspekte, Gedanken, Gefühle und Personen in Bezug auf diese Örtlichkeiten. Ausgehend von einem bestimmten Ort, den ein Kind für sich als bedeutsam empfindet, zeichnet oder malt es auf diese Landkarte nach und nach Straßen, Wege, Plätze, Geschäfte, Objekte oder „Gefühle“. Die pädagogischen Fachkräfte unterstützen diesen Prozess durch Fragen, die das Kind veranlassen, über Details nachzudenken und zu sprechen oder Spezifika mit Erlebnissen zu verbinden. Auf Wunsch des Kindes oder mit seinem Einverständnis können einzelne Aspekte aus der Erzählung auf der subjektiven Landkarte oder auf einem Begleitpapier schriftlich festgehalten werden. Nach der Fertigstellung werden die subjektiven Landkarten einzeln vorgestellt und Fragen dazu beantwortet. Anschließend werden weiterführende Aktivitäten erarbeitet: Die Ergebnisse der Landkarten können zum Beispiel Ausgangspunkt für eine Stadtteilbegehung sein (vgl. Fischer 2013, S. 149 f.).

Folgende Impulse können für die Auswertung hilfreich sein:

- Orte die häufig auf den Landkarten vermerkt sind: beispielsweise Spielplatz, Schwimmbad, Fußballfeld
 - Erreichbarkeit dieser Orte für Kinder: fußläufig, mit öffentlichen Verkehrsmitteln, Pkw, mit oder ohne Begleitung
 - Personen, die in Bezug auf diese Orte wichtig sind: Von wem werden die Kinder an diesen Ort begleitet? Wen treffen sie dort? Welche Personen sind für die Kinder besonders wichtig? Warum ist das so?
 - Orientierung und Information: Wissen die Kinder, wie man an diesen Ort kommt? Kennen sie verschiedene Wegstrecken dorthin? Wissen sie, wo genau der Ort sich befindet? Können sie Angaben dazu machen? In der Nähe von ...; dort ist auch ... Werden Details als zusammenhängendes System erfasst?
 - Verhalten, Handlungen, Interaktionen: Was tun die Kinder dort? Wie nutzen sie den Ort? Welche Bedeutung messen sie ihm bei? Woran ist zu erkennen, dass sie diesem Ort eine bestimmte Bedeutung beimessen? Wie deuten, bewerten, verarbeiten und verändern sie ihn? Wird die Nutzungsbestimmung eingehalten oder wird sie umgedeutet? Was wissen sie über die Menschen und Aktionen, die dort stattfinden? Wie bewerten sie diese?
-

Autofotografie

Die Methode der Autofotografie zielt darauf ab, dass Kinder und Erwachsene Orte in ihrem Lebensraum fotografieren. Durch die individuelle Auswahl der Motive und die anschließenden Interpretationen, entsteht eine Sammlung von Eindrücken, wie Menschen ihr Umfeld wahrnehmen und bewerten. Die Autofotografie bietet sich zum Beispiel an, um herauszufinden, welche generationsspezifischen Besonderheiten in einem Sozialraum nebeneinander existieren und worin Unterschiede und Gemeinsamkeiten bestehen (vgl. Blankenburg/Rätz-Heinisch 2009, S. 177). Dazu erhalten Kinder und Eltern unabhängig voneinander die Aufgabe, jene Orte oder Aspekte im Stadtteil zu fotografieren, die ihnen besonders gut gefallen, an denen sie sich besonders gerne aufhalten, und auch solche, die ihnen nicht so gut gefallen. Letzteres wird ergänzt mit Fragen, was sie konkret an diesen Orten als störend oder unangenehm empfinden und was sie gerne verändern würden.

Anschließend werden die Fotos in den jeweiligen Gruppen besprochen und nach Kategorien zusammengefasst, beispielsweise im Hinblick auf Ästhetik, Beziehungsaspekte, philosophisches Anregungspotenzial oder emotionale Aspekte wie Angst oder Verunsicherung, die durch bestimmte Plätze und Orte ausgelöst werden können. Nachdem jede Gruppe ihre Kategorien und Dokumentationsform gefunden hat, treffen sich alle zum Austausch. Auf diese Art und Weise wird den Beteiligten deutlich, dass ein und derselbe Raum sehr verschieden eingeschätzt und bewertet wird. Bei Eltern lösen möglicherweise unsichere Verkehrswege Ängste aus, während Kinder einen vom Autoverkehr abgekoppelten Weg zwischen zwei Hochhäusern als beängstigend erleben. Auf diese Weise kann ein gegenseitiges Verstehen erfolgen und die Chance, dass vor allem Erwachsene sich besser auf die Bedürfnisse und Weltzugänge der Kinder einlassen können. Die Autofotografie lässt sich sehr gut mit der Stadtteilbegehung koppeln. Mit etwas Erfahrung kann diese Methode erweitert werden, indem die Sicht von Großeltern, Geschwisterkindern oder Fachkräften ebenfalls fotografisch festgehalten und interpretiert wird.

Fazit

Primärerfahrungen in den jeweiligen Nahräumen von Kindern und Familien stellen wesentliche Entwicklungsressourcen dar. Sowohl in der Arbeit mit Kindern als auch in der Arbeit mit Erwachsenen zielt die sozialräumliche Orientierung auf die Qualifizierung und das Schaffen von Handlungsspielräumen (vgl. Knopp 2009, S. 163). Sozialraumorientierung setzt die Neugierde und das tiefe Interesse pädagogischer Fachkräfte voraus, Kinder bei ihren alltäglichen Tätigkeiten detailliert wahrnehmen zu wollen und sich mit den Raumzugängen der Erwachsenen auseinanderzusetzen. Durch die Brille von Familien den Sozialraum kennenzulernen, ist notwendige Voraussetzung, um dem professionellen Anspruch der Lebensweltorientierung Rechnung zu tragen. So können gemeinsam mit Familien passende Ansätze, Aktivitäten und Angebote erarbeitet werden, die den Erfahrungshorizont erweitern, neue Erfahrungen durch eigenes Handeln für alle Beteiligten ermöglichen und die Teilhabe an vorhandenen Ressourcen für alle erleichtern.

Literatur

- Blankenburg, Nina/Rätz-Heinisch, Regina (2009): Kindertageseinrichtungen – Sozialräumliche Methoden in der Arbeit mit Kindern, Familien und Nachbarn, in: Deinet, Ulrich (Hrsg.): Methodenbuch Sozialraum. VS, Wiesbaden, S. 165–188.
- Böhnisch, Lothar/Münchmeier, Richard (1990): Pädagogik des Jugendraums. Zur Begründung und Praxis einer sozialräumlichen Jugendpädagogik. Juventa, Weinheim.
- Deinet, Ulrich/Krisch, Richard (2006): Der sozialräumliche Blick der Jugendarbeit. Methoden und Bausteine zur Konzeptentwicklung und Qualifizierung. VS, Wiesbaden.
- Deinet, Ulrich (Hrsg.) (2009): Methodenbuch Sozialraum. VS, Wiesbaden.
- Fischer, Sibylle (2013): Lebensweltorientierung – Annäherung an die kindlichen Sichtweisen von Lebenswelt(en), in: Förster, Charis/Höhn, Kariane/Schreiner, Sonja A. (Hrsg.): Kindheitsbilder – Familienrealitäten. Prägende Elemente in der pädagogischen Arbeit. Verlag Herder, Freiburg, S. 146–151.
- Fritsche, Carolin/Rahn, Peter/Reutlinger, Christian (2011): Quartier macht Schule. Die Perspektive der Kinder. VS, Wiesbaden.
- Grimm, Manfred/Deinet, Ulrich (2009): Öffnung von Schule – Methoden sozialräumlich orientierter qualitativer Lebensweltanalysen und ihre Anwendungsmöglichkeiten in Unterrichtsprojekten, in: Deinet, Ulrich (Hrsg.): Methodenbuch Sozialraum. VS, Wiesbaden, S. 129–153.
- Hinte, Wolfgang (2001): Sozialraumorientierung und das Kinder- und Jugendhilferecht – ein Kommentar aus der Umsetzungsperspektive einer Kommune, in: Sozialpädagogisches Institut im SOS-Kinderdorf e. V. (Hrsg.): Sozialraumorientierung auf dem Prüfstand. Rechtliche und sozialpädagogische Bewertungen zu einem Reformprojekt in der Jugendhilfe. München, S. 125–156.
- Völkel, Petra (2002): Geteilte Bedeutung – Soziale Konstruktion, in: Laewen, Hans-Joachim/Andres, Beate (Hrsg.): Bildung und Erziehung in der frühen Kindheit. Beltz, Weinheim, S. 159–207.

Was brauchen unsere Familien? Ermittlung von Elternbedarfen im Kinder- und Familienzentrum

Ursula Jakobi & Gabriele Kurz-Adams

Noch vor einigen Jahren war es üblich, dass Eltern ihr Kind in die Kita brachten, damit es dort mit anderen Kindern zusammen sein konnte. Von Bildung in der Kita war kaum die Rede. Kinder, die den ganzen Tag in der Einrichtung verbrachten, gab es nur wenige. Die Zusammenarbeit mit Eltern gestaltete sich in der Regel so, dass Gruppenelternabende angeboten wurden, die meist durchschnittlich besucht waren und sich in erster Linie mit Themen des Kindergartenalltags befassten. Die Lebenssituation der Familie wurde zweitrangig behandelt und individuelle Entwicklungsgespräche gab es nur wenige. Meist wurden Eltern von der Erzieherin zum Gespräch eingeladen, wenn es Probleme mit dem Kind gab.

Diese Sichtweise hat sich grundlegend verändert. Heute ist die Zusammenarbeit zwischen Familie und Kita bedürfnisorientierter ausgelegt. Offenheit, Höflichkeit, Toleranz, Respekt und Authentizität sind Werte und Haltungen, die unsere Teams allen Familien entgegenbringen. Ziel von Kinder- und Familienzentren ist es, dass sich alle Familienmitglieder wohl und angenommen fühlen. Der erste Kontakt zwischen Erzieher/innen und Eltern beginnt im Erstgespräch. Eltern entscheiden, was sie über ihr Kind und auch über ihre familiäre Situation erzählen möchten. Oft entsteht während der darauf folgenden Eingewöhnungsphase des Kindes eine wertvolle Beziehung zwischen der Mutter oder dem Vater und der Erzieherin. Beide lernen sich in dieser Zeit kennen und bauen Vertrauen auf, das eine wichtige Grundlage für die weitere Zusammenarbeit ist. Die Erzieherin wird nicht nur bei pädagogischen Fragen von den Eltern einbezogen, sondern auch dann, wenn diese Rat in Bereichen des familiären Alltags benötigen. Das ist ein Grund dafür, dass sich Fachkräfte in Kindertageseinrichtungen heute stetig weiterqualifizieren und geeignete Kooperationspartner kennen müssen.

Ganztagsbetreuung führt zu neuen Aufgaben

Ganztagsbetreuung in Kindertageseinrichtungen gewinnt an Bedeutung, der Anteil solcher Plätze wächst stetig. Die Belegung eines reinen Vormittagsplatzes wird nur noch sehr selten angefragt. Durch veränderte Familiensituationen sehen sich Eltern zunehmend mit der Erziehung und Betreuung ihres Kindes überfordert und verunsichert. Gerade in Kinder- und Familienzentren sind die pädago-

gischen Fachkräfte zu wichtigen Ansprechpartner/innen für die ganze Familie geworden.

Eine schriftliche Bedarfsermittlung ist ein hilfreiches Instrument, um zu erfahren, was Eltern sich an konkreten Unterstützungsangeboten wünschen und wie die Kita diesen Bedarf erfüllen kann. Vor der Erarbeitung eines Fragebogens mit dem gesamten Team ist es wichtig, dass sich die Leitung mit dem Thema intensiv auseinandersetzt. Sie hat die Aufgabe, eine Vielfalt von Materialien zum Thema zu organisieren und die Zielrichtung einer Bedarfsermittlung transparent zu machen. Der erste Schritt, den dann das Kita-Team gemeinsam gehen muss, sollte eine Ist-Analyse sein, geleitet von der Frage: Was tun wir aktuell, um etwas über die Bedürfnisse/Bedarfe von Eltern zu erfahren?

In der Zusammenarbeit mit den Teams stellten wir fest, dass die ersten Kontakte von Familien zum Kinder- und Familienzentrum bereits im persönlichen Voranmeldegespräch entstehen. Dieses Gespräch, für das wir uns bewusst Zeit nehmen, führen wir als Leiterinnen mit den Eltern. Wir signalisieren damit echtes Interesse an der Familie. Schon hier erfahren wir möglicherweise etwas über ihre familiäre Situation. Sind Eltern alleinerziehend? Handelt es sich um das erste Kind? Gibt es Unterstützung im privaten Umfeld der Familie? Wir fragen das nicht gezielt ab. Viele Informationen ergeben sich aus einem offenen Gespräch, das auf Augenhöhe stattfindet. Wenn feststeht, dass wir das Kind aufnehmen können, bieten die Erzieher/innen den Eltern ein Erstgespräch an. Darauf folgt die Eingewöhnungszeit des Kindes, in die wir Eltern ganz bewusst miteinbeziehen. Eltern und Erzieher/innen lernen sich kennen. Die Erzieher/innen akzeptieren die Eltern als Experten ihres Kindes. Nach und nach entsteht Vertrauen, worauf eine weitere intensive Zusammenarbeit aufgebaut werden kann. Die Begegnungen im Alltag und die unterschiedlichsten Gesprächsformen und -anlässe sind von Verlässlichkeit, Wertschätzung und Offenheit geprägt.

Fragebögen entwickeln und mit Eltern abstimmen

Als gute Grundlage für die Auseinandersetzung mit dem Thema im Team dienten uns Fragebögen aus unterschiedlichen Kinder- und Familienzentren. Die Fachkräfte überarbeiten sie nach verschiedenen, für uns relevanten Gesichtspunkten:

- Wie ist das Layout und Übersicht der vorliegenden Fragebögen gestaltet?
- Welche Struktur gefällt uns?
- Ist der Fragebogen übersichtlich gestaltet?
- Was hat uns an den vorliegenden Fragebögen inhaltlich angesprochen?
- Welche eigenen Ideen haben wir?

- Was wollen *wir* von Eltern wissen?
- Wo sind die Fragen zu persönlich?
- Was steht uns nicht zu? Was geht gar nicht?

Die Ergebnisse wurden zusammengetragen und ein erster Entwurf eines Eltern-Fragebogens mit folgenden vier Themenfeldern erarbeitet:

- Anschreiben
- persönliche Angaben zur Person, die den Fragebogen ausfüllt, und zu ihrer Familie
- Fragen nach möglicher Mitwirkung von Eltern im Kinder- und Familienzentrum
- Fragen nach Beratungs-, Unterstützungs- und Angebotswünschen sowie eigenen Ideen der Eltern.

Eine wichtige Grundlage zur Erweiterung und Optimierung eines Kinder- und Familienzentrums ist die direkte Einbeziehung der Elternschaft. Zum einen kann dies in Zusammenarbeit mit den Elternvertretern einer Einrichtung erfolgen oder durch einen Zusammenschluss von interessierten Eltern in einer Arbeitsgruppe. Diesen Ausschüssen legten wir den ersten Fragebogenentwurf vor. Gemeinsam wurden die Bögen diskutiert, Fragen verändert und neue Ideen eingebaut. Durch das erste Gerüst eines Fragebogens hatten die Eltern eine gute Arbeitsgrundlage und konnten gezielt eigene Ideen und Vorstellungen einbringen.

Folgende Punkte erschienen ihnen zusätzlich als wichtig:

- Frage nach dem Alter der Eltern, da sich Angebote auch danach richten können
- Frage nach Arbeit im Schichtdienst, da diesbezüglich die angebotenen Zeiten eine wichtige Rolle spielen
- Bewusstmachung, dass die Unterstützung zu bestimmten Themen ausschließlich von Fachleuten angeboten werden sollte, wie zum Beispiel eine Schuldnerberatung
- Gewährleistung, dass der Fragebogen anonym ausgefüllt werden kann (Eltern wollen sicherstellen, dass ihre Probleme nicht nach außen getragen werden).

Für das Team war die Rückmeldung der Eltern ein wichtiger Hinweis dafür, dass der Fragebogen verständlich und ansprechend formuliert ist. Die Fragebögen wurden von zwei Kita-Teams innerhalb eines Kinder- und Familienzentrumverbunds sowie den beteiligten Eltern konzipiert. Hierbei wurde deutlich, dass es für unterschiedliche Kitas wichtig ist, individuelle Fragebögen zu entwickeln, die auf die jeweiligen Einrichtungen und deren Familien abgestimmt sind.

3 Beratung, Unterstützung und Angebote

3.1. Welche bestehende Angebote erscheinen Ihnen sehr wichtig bzw. gar nicht wichtig?

Elterngespräche zur Entwicklung meines Kindes finde ich

☐ sehr wichtig ☐ wichtig ☐ weniger wichtig ☐ gar nicht wichtig

Gruppen-Elternabende finde ich

☐ sehr wichtig ☐ wichtig ☐ weniger wichtig ☐ gar nicht wichtig

„Tür- und Angelgespräche“ finde ich

☐ sehr wichtig ☐ wichtig ☐ weniger wichtig ☐ gar nicht wichtig

Mit der Unterstützung durch die Erzieherinnen meines Kindes bin ich

☐ sehr zufrieden ☺ ☐ zufrieden ☺ ☐ gar nicht zufrieden ☹

Elternsprechstunden durch den Deutschen Kinderschutzbund finde ich

☐ sehr wichtig ☐ wichtig ☐ weniger wichtig ☐ gar nicht wichtig

3.2. Welche der folgenden Angebote würden Sie sich wünschen?

(Bitte bewerten Sie nach dem Schulnotenprinzip und kreuzen an. 1 = ist mir sehr wichtig, 6 = ist mir gar nicht wichtig. Bei Themenabfragen, notieren Sie bitte die für Sie wichtigen Themen. Mehrfachnennungen sind möglich. Anonymität der jeweiligen Angebote durch Fachleute ist selbstverständlich)

Elterncafé

1 ☐ 2 ☐ 3 ☐ 4 ☐ 5 ☐ 6 ☐

Anregungen zur Freizeitgestaltung mit der gesamten Familie

1 ☐ 2 ☐ 3 ☐ 4 ☐ 5 ☐ 6 ☐

Elternabende zum Thema:

Gesundheit 1 ☐ 2 ☐ 3 ☐ 4 ☐ 5 ☐ 6 ☐

Ernährung 1 ☐ 2 ☐ 3 ☐ 4 ☐ 5 ☐ 6 ☐

Erziehungsfragen 1 ☐ 2 ☐ 3 ☐ 4 ☐ 5 ☐ 6 ☐

Kindliche Sexualität 1 ☐ 2 ☐ 3 ☐ 4 ☐ 5 ☐ 6 ☐

Eigene Ideen: _____

Vater-Kind-Gruppe

1 ☐ 2 ☐ 3 ☐ 4 ☐ 5 ☐ 6 ☐

Vätergruppe

1 ☐ 2 ☐ 3 ☐ 4 ☐ 5 ☐ 6 ☐



Treffen für Alleinerziehende 1 ☐ 2 ☐ 3 ☐ 4 ☐ 5 ☐ 6 ☐	Rückbildungskurs nach der Schwangerschaft 1 ☐ 2 ☐ 3 ☐ 4 ☐ 5 ☐ 6 ☐
Großeltern-Kind-Tag 1 ☐ 2 ☐ 3 ☐ 4 ☐ 5 ☐ 6 ☐	Hebammen-Sprechstunde 1 ☐ 2 ☐ 3 ☐ 4 ☐ 5 ☐ 6 ☐
Praktische Unterstützung beim Umgang mit Ämtern und Behörden 1 ☐ 2 ☐ 3 ☐ 4 ☐ 5 ☐ 6 ☐	Stillberatung 1 ☐ 2 ☐ 3 ☐ 4 ☐ 5 ☐ 6 ☐
Hilfe bei finanziellen Problemen (z.B. Schuldner- beratung) 1 ☐ 2 ☐ 3 ☐ 4 ☐ 5 ☐ 6 ☐	Schwangerschaftsberatung 1 ☐ 2 ☐ 3 ☐ 4 ☐ 5 ☐ 6 ☐
Feste und Veranstaltungen 1 ☐ 2 ☐ 3 ☐ 4 ☐ 5 ☐ 6 ☐	Sport aktiv für Erwachsene draußen, z.B. Lauftreff, Nordic Walking etc. 1 ☐ 2 ☐ 3 ☐ 4 ☐ 5 ☐ 6 ☐
Eine Person, die bei Gesprächen mit der Kita übersetzt 1 ☐ 2 ☐ 3 ☐ 4 ☐ 5 ☐ 6 ☐	Ehrenamtliche Helfer zur Unterstützung in Notsituationen 1 ☐ 2 ☐ 3 ☐ 4 ☐ 5 ☐ 6 ☐
Geburtsvorbereitung 1 ☐ 2 ☐ 3 ☐ 4 ☐ 5 ☐ 6 ☐	Beratung zur Haushaltsführung 1 ☐ 2 ☐ 3 ☐ 4 ☐ 5 ☐ 6 ☐
	Deutschkurs für Erwachsene 1 ☐ 2 ☐ 3 ☐ 4 ☐ 5 ☐ 6 ☐

Abb. 14: Auszug aus einem Eltern-Fragebogen

Auswerten und interpretieren

Die Fragebögen wurden zusammen mit einem Anschreiben an die Eltern verteilt, in dem der Grund für die Bedarfserhebung und Organisatorisches erklärt wurde. Jede Familie bekam vorerst nur einen Fragebogen mit dem Hinweis, jederzeit weitere von uns bekommen zu können. In einem Aushang informierten wir die Eltern zwei Tage zuvor über den Start der Befragung. Eine Woche stand den Eltern bei Fragen immer eine Ansprechpartnerin vom Team zur Verfügung. Der Unterstützungsbedarf beim Ausfüllen der Bögen kann sehr unterschiedlich sein und muss durch einen sensiblen Umgang der Fachkräfte sichergestellt werden. Nach unserer Erfahrung mit dem Rücklauf kann man durchaus davon ausgehen, dass die Hälfte der Befragten ihren ausgefüllten Bogen wieder abgibt. In unserem Fall wurde die Mehrzahl der Fragebögen von Müttern ausgefüllt.

Die Auswertung der Fragebögen kann durch Fachkräfte und Mitglieder des Elternbeirates oder der Eltern-Arbeitsgruppe durchgeführt werden. Wichtig ist,

dass dies im Vorfeld abgesprochen und transparent gemacht wird. Die relevanten Ergebnisse müssen in jedem Fall den Befragten zur Verfügung gestellt werden. Selbst nach einer gründlichen Vorbereitung ist es möglich, dass Fehler bei der Durchführung gemacht werden. Eine kritische Auseinandersetzung mit der Methode Bedarfsermittlung durch Fragebögen ist unerlässlich und hilft, das Verfahren durch präzisere Abfragemethoden zu verbessern. So hat sich zum Beispiel in der Praxis gezeigt, dass eine Skala zum Ankreuzen von 1 (= ist mir sehr wichtig) bis 6 (= ist mir gar nicht wichtig) es schwer macht, einen eindeutigen Bedarf zu ermitteln. Was bedeutet es etwa, wenn für „Elterncafé“ eine 3 angegeben wird? Ist die Person, die diese Frage beantwortet hat, an einem solchen Treffen interessiert oder nicht? Ein eindeutiges Ankreuzsystem ist nach unserer Meinung für die Auswertung von tatsächlichen Bedarfen aussagekräftiger. Des Weiteren sind wir zu dem Ergebnis gekommen, dass für jeden Elternteil ein Fragebogen zur Verfügung gestellt werden sollte und nicht nur pro Familie. Dies führt vielleicht dazu, dass sich auch Väter mehr angesprochen fühlen und den Bogen für sich ausfüllen.

Kinder- und Familienzentren sollten Elternbefragungen zur Überprüfung der eigenen Arbeit regelmäßig durchführen. So kann festgestellt werden, ob man in der Zusammenarbeit mit Familien auf dem richtigen Weg ist und die derzeitige Angebotsstruktur allen Bedürfnissen angemessen ist. Die Ergebnisse können immer nur eine Momentaufnahme sein und sollten nicht „in Stein gemeißelt“ werden. Es bedarf immer einer erneuten Auseinandersetzung und Bestandsaufnahme im Team und in der Elternschaft. Keinesfalls kann und soll eine Befragung in dieser Form jedoch die vertrauensvolle und persönliche Beziehung zwischen Eltern und Erzieherin ersetzen. Denn nur hier kann sich ein gemeinsamer positiver Blick auf das Kind entwickeln. Das Kind steht im Mittelpunkt unserer Bemühungen!



4 | Netzwerk und Kooperation

Netzwerken in Kinder- und Familienzentren

4.1

Herbert Vogt

Netzwerke gehören zum Leben und es gibt sie mannigfach. Wir alle haben Erfahrung damit und sind in der Regel in mehrere, meist informelle Netzwerke eingebunden. An sich sind Netzwerke nicht wirklich neu. Neu sind vielmehr die fachlichen und organisatorischen Anforderungen, sie insbesondere im Kontext von Kinder- und Familienzentren systematischer zu entwickeln, sowie das Engagement und die Intensität, mit der Fachkräfte in Kita-Praxis und -Trägerschaft Vernetzung vorantreiben sollen. Kinder- und Familienzentren und Vernetzung gehören zusammen, weil es hier mehr als sonst darum geht, die Kräfte und Ressourcen von Menschen und Institutionen zu bündeln und zu nutzen.

Vernetzung ist Teil des gesetzlichen Auftrags an Kindertageseinrichtungen (SGB VIII). Kitas sollen nicht nur mit Eltern und Schulen, sondern auch mit anderen kind- und familienbezogenen Diensten und Einrichtungen im Sozialraum zusammenarbeiten. Viele Kitas und Einrichtungen, die sich auf den Weg zum Kinder- und Familienzentrum machen, haben bereits Kooperationspartner, etwa

- andere Kitas
- Tagespflegestellen
- Grundschulen
- Frühförderstellen
- Kinderschutzbund
- Vereine, freie Musikschule
- Jugendamt, Sozialer Dienst
- Therapeuten
- Fördervereine, Sponsoren.

Sie fangen damit nicht „bei Null“ an, sondern können auf lange Kooperationserfahrungen mit unterschiedlichen Institutionen und Diensten zurückblicken, sei es als Initiatoren von Kooperationen, sei es als Teil eines Kooperationsverbunds.

Merkmale von Netzwerken

Was ist ein Netzwerk in sozialpolitischem bzw. sozialpädagogischem Verständnis eigentlich genau? Es ist ein mehr oder weniger formeller Zusammenschluss von Fachkräften, die ein Interesse, einen fachlichen Bezugspunkt oder ein Anliegen teilen. Was braucht ein Netzwerk, um zu funktionieren?

- Interesse an anderen und die Absicht der Mitglieder, sich in gemeinsame Lernprozesse einzubringen
- die Erfahrung, voneinander zu lernen, und das nicht trotz, sondern gerade wegen großer Heterogenität im Bereich beruflicher Funktion, faktischer Berufserfahrung und fachlicher Wurzeln
- soziale Erwünschtheit und Vertrauen: das Gefühl, dass man selbst und auch die anderen hier richtig sind
- der Verzicht auf sofortigen persönlichen Gewinn: Netzwerken funktioniert umso besser, je mehr man am Wohlergehen der Netzwerkpartner/innen interessiert ist
- Diskurse mit offenem Ausgang
- die weitgehende Abwesenheit von Hierarchie und Kontrolle
- ein Minimum an Bürokratie (aber jemanden, der die Fäden zusammenhält).

Natürlich gibt es auch formellere, also stärker institutionalisierte Netzwerke. In diesen Organisationen und Kooperationsverbünden gelten andere Gesetze, und sie haben andere Vor- und Nachteile. Die Grenzen zwischen verschiedenen Netz-

werkkonstrukten sind fließend. Eigentlich haben wir es mit einem Kontinuum zwischen losen Verknüpfungen und festen Organisationsstrukturen zu tun.



Abb. 15: Vernetzungsarbeit lässt sich auch ganz persönlich abbilden

Vorteile, Gewinn und Hemmschuhe von Vernetzungsarbeit

Warum eigentlich vernetzen? Das ist die Frage nach den Vorteilen, dem möglichen Gewinn und damit der Motivation. Vorteile und Gewinn können sein:

- Image-/Statusaufwertung: am Puls der modernen Sozialpädagogik stehen
- eigene Ressourcen und Kompetenzen einbringen können
- Kompetenzerweiterung, Qualifizierung, Karrierechancen
- persönliche Entwicklung
- intensivere Erziehungspartnerschaft mit Eltern, Kindern gerechter werden, Entlastung in der pädagogischen Arbeit
- Synergie-Effekte in multidisziplinären Teams und in der Kooperation mit anderen Institutionen, emotionale und zeitliche Entlastung
- die Kooperation zwischen Einrichtungen und Träger wird verstärkt und klarer definiert.

Den potenziellen Vorteilen stehen auch mögliche Hemmschuhe und Hindernisse gegenüber:

- Berufswahlmotiv und professionelles Selbstverständnis der Fachkräfte, die sich vor allem für Kinder engagieren wollen
- Ängste, nicht ernst genommen zu werden, sich angreifbar zu machen, Konflikten ausgesetzt zu werden, Konkurrenzdruck
- Ängste davor, sich zu zeigen, sich zu präsentieren
- tatsächlich oder vermeintlich nicht genug zu können und zu wissen (z. B. mangelnde Kenntnisse über die Aufgaben und Arbeitsweisen der anderen Institutionen)
- ewige zeitliche und energetische Konkurrenz von kindbezogenen und erwachsenen-/sozialraumbezogenen Arbeitsanteilen; Überlastung.

Gerade der letzte Punkt gewinnt angesichts der wachsenden Aufgabenfülle der Fachkräfte und des an vielen Orten herrschenden Personalmangels ein Übergewicht. Gleichzeitig spricht die steigende Aufgabenfülle aber auch für Entlastungsbestrebungen durch Vernetzung.

Bedingungen für erfolgreiche Vernetzung

Netzwerkarbeit muss einen konkreten Nutzen in Aussicht stellen für die Fachkräfte, die Institution, die Kinder und die Familien. Ohne eine solche Aussicht ist Netzwerkarbeit nicht nachhaltig. Um den potenziellen Gewinn für sich einschätzen zu können, sollten sich die Fachkräfte fragen (vgl. Voigtländer 2011):

- Haben wir ein gemeinsames Anliegen/Entwicklungsinteresse hin zum Kinder- und Familienzentrum und wollen wir unsere Kooperation mit sozialen Diensten und Beratungsstellen verstärken?
- Haben wir einen langen Atem, also genügend Motivation und Energie, auf kurzfristigen Gewinn zugunsten eines längerfristigen Nutzens zu verzichten?
- Wer vertritt im Netzwerk welche Einrichtung mit welchen Entscheidungskompetenzen?
- Welche Ziele sind erkennbar? Welche Themen sollen bearbeitet werden?
- Woran können wir erkennen, dass unser Netzwerk erfolgreich ist?
- Welche Strukturen brauchen wir für die vereinbarten Aufgaben?

Bedingung ist auch: Die Träger von (sich entwickelnden) Kinder- und Familienzentren müssen Vernetzungsarbeit wollen und unterstützen. Sie müssen klare Aufträge für die Kita und die jeweiligen Akteure benennen. Die Kita bzw. das Kinder- und Familienzentrum muss seinerseits seine Entwicklungs- und Vernetzungsarbeit dem Träger transparent machen.

Nach außen hin ist es hauptsächlich Aufgabe der Leitungen und der Koordinatorin, Vernetzungsarbeit zu leisten. Einrichtungsintern ist der Auftrag, die Vernetzungsarbeit im Team zu kommunizieren. Klare Rollenabsprachen für bestimmte Aufgaben sind nötig; einzelne Aufgaben, etwa der Kontakt zu einer bestimmten Beratungsstelle, können an Teammitglieder delegiert werden. Das Team muss aber die Vernetzungsarbeit insgesamt wollen, ansonsten wird vernetzungsbezogene Abwesenheit einer Kollegin von der Einrichtung leicht als Entlastung auf dem Rücken der anderen empfunden. Dem Team muss klar sein, dass zusätzliche Zeit investiert werden muss (beispielsweise Rückmeldung der Leitung/Koordinatorin aus einrichtungsübergreifenden Treffen ins Team) oder andere Themen zurücktreten müssen. Sonst ist es leicht möglich, dass angesichts der aktuellen Belastung der mittelfristige Nutzen nicht gesehen wird.

Folgende Aspekte sind für die Fachkräfte hilfreich und sollten in der Vernetzungsarbeit unterstützt werden:

- „Blick über den Zaun“: sozialräumliches Denken, Sozialraumanalyse, Bedarfsanalyse, Organisationen verstehen
- Kommunikation, Moderation und Selbstperformance (Gruppenprozesse moderieren, Teamtechniken)
- Achten auf Ressourcenhaushalt, Rollenklarheit, Arbeitsteilung, Zeitmanagement
- Wissensmanagement und -transfer, Haltungen (z. B. Early Excellence, Modelle von Kinder- und Familienzentren, systemische Sichtweise)
- Planung und Reflexion (Beratung, Intervention, Supervision).

Kompetenzen in diesen Bereichen zu entwickeln, braucht Gelegenheiten der Erprobung. Hilfreich sind dabei unterstützende Angebote und Strukturen der Personalentwicklung:

- Teamberatung, Teamentwicklung und Konzeptionsberatung durch Fach-/Praxisberatung
- regionale Koordinationstreffen, Arbeitskreise, Steuerungsgruppe
- Fortbildung, Supervision, Coaching, Fachtagungen
- Hospitation, Konsultation.

Vernetzungsarbeit in diesem Sinne systematisch betrieben, ist ein wesentlicher Beitrag zur synergetischen Nutzung der im Sozialraum vorhandenen Ressourcen und hilft, die Entwicklung zum Kinder- und Familienzentrum zu befördern und abzusichern.

Literatur

- Ahlers-Niemann, Arndt/Freitag-Becker, Edeltrud (Hrsg.) (2011): Netzwerke – Begegnungen auf Zeit. EHP-Verlag, Bergisch Gladbach.
- Voigtländer, Christiane (2011): Vernetzung stärkt alle. Grundlagen zur Netzwerkarbeit in Kitas, in: kindergarten heute, H. 10, S. 8–12.

Trägerkooperation – in Netzwerken arbeiten

Matthias Jung

Der Schlüssel zu einer gelingenden Netzwerkarbeit ist der einer guten Kooperation zwischen unterschiedlichen Akteuren in einem Kinder- und Familienzentrum. Hierbei gilt es, zwischen Netzwerken und Kooperationen zu unterscheiden. Bei einem Netzwerkpartner handelt es sich nicht automatisch um einen Kooperationspartner. Häufig entwickeln sich aus Netzwerkpartnern Kooperationspartner. Die Zusammenarbeit mit einem Kooperationspartner ist jedoch wesentlich intensiver als mit einem Netzwerkpartner. Um individuelle und professionelle Hilfe leisten zu können, ist die Kooperation verschiedener Trägerschaften von elementarer Bedeutung.

Bei dem von mir geleiteten Kinder- und Familienzentrum handelt es sich um eine evangelische Einrichtung. Die Kirchengemeinde am Ort mit ihren unterschiedlichen Kreisen und Kinderbetreuungseinrichtungen stellt die Basis des Kinder- und Familienzentrums dar. Im Rahmen der Vernetzung mit anderen Akteuren, wie Vereinen, einzelnen ehrenamtlichen Personen und Schulen, wurden unterschiedliche Formen der Vernetzung vorgenommen. Die Zusammenarbeit mit anderen Trägerschaften ist für uns dabei Hürde und Chance zugleich geworden. Verschiedene Modelle definieren, wie in vielen anderen Konzepten auch, den Grad der Vernetzung. Je mehr Mitbestimmung und Beteiligungsrechte die unterschiedlichen Kooperationspartner haben, umso höher ist die Stufe der erreichten Vernetzung (Lichtenberger 2012, S.11).

Ich habe festgestellt, dass die Kooperationen verschiedener professioneller Träger aus dem sozialen Bereich besondere Anforderungen an die Netzwerkstruktur stellen. Das von mir geleitete Kinder- und Familienzentrum befindet sich in einer eher ländlich geprägten Region. Neben weiten Wegstrecken für potenzielle Kooperationspartner stellen der Aufbau und die Ausgestaltung von Netzwerkstrukturen eine besondere Herausforderung dar. Gerade dieser zweite Aspekt lässt sich in der Regel, unabhängig von regionalen Besonderheiten, bei der Zusammenarbeit verschiedener sozialer Träger in einem Kinder- und Familienzentrum verallgemeinern. Dies gilt vor allem, wenn man den Anspruch hat, als gleichwertige Partner zu kooperieren.

Hürden für Trägerkooperation können sein:

- Ein fehlendes gemeinsames konzeptionelles Grundverständnis; dies wird häufig erst bei der gemeinsamen Zusammenarbeit deutlich und dann zum Problem. Es ist vor allem bei unterschiedlichen Menschenbildern der Fall.
 - Die interdisziplinäre Zusammenarbeit verschiedener Berufsgruppen stellt eine Hürde bei der Kooperation dar. Es kann zu einem Machtgefälle kommen, wenn es nicht gelingt, ein Zusammenarbeiten auf Augenhöhe sicherzustellen. Die unterschiedlichen Fachsprachen der einzelnen Berufsgruppen sind dabei ein eher kleineres Problem.
 - Die mögliche Konkurrenz von parallelen Angebotsstrukturen der unterschiedlichen Träger untereinander stellt ein Hemmnis für eine gelingende Kooperation dar. Der Verteilungskonflikt von Ressourcen und die Angst, durch eine Kooperation mögliche finanzielle Nachteile zu erleiden, sind hierbei wichtige Aspekte.
-

Anforderungen an den Netzwerkkoordinator

Der Diskurs der verschiedenen Träger in einem Kinder- und Familienzentrum stellt hohe Anforderungen an den Netzwerkkoordinator. Die Auswahl der richtigen Kooperationspartner, vor dem Hintergrund realer Bedarfe von Familien und unterschiedlicher Interessen und Ziele der verschiedenen Träger, ist hierbei von besonderer Bedeutung. Eine Bedarfsermittlung und anschließende Analyse möglicher Arbeitsfelder sind wichtige Schritte für die Zielformulierung. Neben dem Festlegen eigener Ziele ist die Kenntnis über die Ziele und Kompetenzen möglicher Kooperationspartner von zentraler Bedeutung für eine gelingende Zusammenarbeit.



Abb. 16: Kinder- und Familienzentrum Frohnhausen: Kontakte zu anderen Akteuren frühzeitig aufbauen

Der Weg zu einer gleichberechtigten Kooperation kann durchaus steinig und von Rückschlägen gekennzeichnet sein. Gerade der Aufbau erster Kontakte und Beziehungen ist wichtig. Erste Schritte für eine gelingende Trägerkooperation sind deshalb:

- Kontakte zu anderen Trägern und wichtigen Personen in anderen Trägerschaften schon vor dem eigentlichen Bedarf aufbauen. Hilfreich können hier-

bei die Kontakte anderer Personen aus der Träger-, Mitarbeiter- oder Elternschaft des Kinder- und Familienzentrums sein. Mit dem Rückgriff auf diese breite Basis von Personen potenziert sich das eigene Netzwerk und damit der Aufbau erster Kontakte.

- Die Mitarbeit in Gremien und Fachausschüssen kann ein wichtiger Baustein beim Aufbau eines persönlichen Netzwerks sein. Zudem bekommt man einen Einblick in die sozialen Probleme und Dienstleistungsstrukturen verschiedener Trägerschaften.
- Nutzen bestehender Verbindungen zu anderen sozialen Dienstleistern: Das von mir geleitete Kinder- und Familienzentrum gehört dem Diakonischen Werk an. Dies führt dazu, dass es mit einer ganzen Reihe ebenfalls dem Diakonischen Werk zugehörigen Institutionen und deren Trägern kooperiert.
- Beim Aufbau von Kontakten ist das ehrliche Interesse an der Arbeit und auch an den Problemen der anderen Grundlage für eine vertrauensvolle weitere Zusammenarbeit. Geht es beim Kontaktaufbau ausschließlich um das Verfolgen eigener Interessen und den Rückgriff auf die Ressourcen des anderen, merkt dieser dies schnell und zieht sich zurück. Echte gleichberechtigte Kooperation der verschiedenen Träger entsteht, wenn man sich gegenseitig unterstützt und ehrliches Interesse am anderen Partner hat.
- Die Begegnung auf Augenhöhe ist ein wichtiger Aspekt und nicht zwingend von einem akademischen Grad abhängig. Vielmehr sind für eine gleichberechtigte Partnerschaft kompetentes Wissen im Hinblick auf die eigene Arbeit, ein systemischer Ansatz, das Überzeugtsein von der zentralen Bedeutung von Kinder- und Familienzentren und die Freude daran, die eigene Arbeit darzustellen, elementar.
- Die Mitarbeit an Fachtagen und Arbeitskreisen kann wichtige Ideen und neue Kontakte schaffen. Manchmal kann es sein, dass die Initiative von einem selber ergriffen werden muss. Dann sollten Arbeitskreise ins Leben gerufen werden, um die verschiedenen Akteure kennenzulernen, welche die Arbeit unterstützen können.

Schnittmengen bilden, Synergien suchen

Ist es gelungen, Kontakte aufzubauen, gilt es zu filtern, welche für die eigene Arbeit wichtig sind. Dies bedeutet nicht, dass von der Einrichtung nicht weitere Kontakte auf- und ausgebaut werden sollten. Vielmehr ist es wichtig herauszufinden, wo es Schnittmengen anderer Träger zu den eigenen Zielen gibt. Wichtig ist es, zu einer gemeinsamen Arbeitsgrundlage zu finden und dies kann mindestens ebenso zeitaufwendig sein wie der Aufbau und die Pflege einer Vielzahl von Kontakten. Bei diesem zweiten Schritt gilt es, möglichst gründlich zu arbeiten, damit zukünftig Sand im Getriebe der gemeinsamen Zusammenarbeit vermieden wird.

Das im ersten Schritt aufgebaute Netzwerk sollte aber auch weiterhin betreut werden. Dies muss geschehen, damit auf zukünftige neue und sich veränderte Bedarfe von Familien zeitnah reagiert werden kann. Wichtige quantitative und qualitative Aspekte für die weitere Zusammenarbeit können deshalb sein:

- Leitbild und Ziele der anderen Trägerschaft kennen und mit der eigenen Trägerschaft abstimmen, ob eine Kooperation mit diesem Träger gewünscht wird. Gibt es hierzu große inhaltliche Abweichungen, können spätere Konflikte in der Arbeit die Folge sein. Dies ist besonders wichtig, wenn man als gleichberechtigte Partner zusammenarbeiten will. Da es sich bei der möglichen Zusammenarbeit um freiwillige Kooperationen handelt, ist eine gemeinsame inhaltliche Ausrichtung von grundlegender Bedeutung.
- Worin liegt die gemeinsame Schnittmenge oder gibt es überhaupt ein gemeinsames Interesse an einer Zusammenarbeit? Um diese Frage zu beantworten, ist ernst gemeinter und ehrlicher Dialog und Ideenaustausch erforderlich. Dies muss die Grundlage für eine partnerschaftliche Zusammenarbeit sein, ohne dabei die eigenen Interessen und Ziele aus den Augen zu verlieren. Nutzt man diese Chance, kann es sich hierbei um eine sehr konstruktive Phase handeln. Gerade am Beginn einer gemeinsamen Kooperation ist es wichtig, flexibel zu bleiben, damit Ideen des anderen nicht gleich zurückgewiesen werden. Mögliche Synergieeffekte herauszufinden, hilft, die Motivation des potenziellen Partners an einem Dialog aufrechtzuerhalten. Dies bedeutet, dass Projekte oder Ideen umgesetzt werden, die auch dem Partner nutzen.
- Welche möglichen Ressourcen oder Vorteile für eine mögliche Zusammenarbeit kann ich dem anderen anbieten? Alle sozialen Dienstleister klagen über eine Überbelastung und darüber, dass die eigenen Grenzen der Arbeitsbelastung erreicht sind. Möchte ich einseitig nur Dienstleistungen von meinem Gegenüber erhalten, so handelt es sich um keine gleichwertige Partnerschaft. Es gilt deshalb genau zu prüfen, ob und was dem anderen angeboten werden kann. Dies könnte beispielsweise sein: positive Öffentlichkeitsarbeit, Bewerben von Veranstaltungen und Angeboten der anderen Trägerschaft sowie das Zur-Verfügung-Stellen von Räumen, unabhängig von gemeinsamen Angeboten.
- Lähmende Konkurrenz sollte ausgeschlossen werden. Gerade bei einem breiten Angebotsspektrum von Kinder- und Familienzentren besteht eine solche Gefahr. So kann es sein, dass grundsätzlich mit einem Träger sehr gut kooperiert wird, es in einem anderen Bereich aber zu einem Konkurrenzangebot kommt, ohne dies zu wissen. Aus diesem Grund ist es wichtig, die grundsätzlichen Arbeitsbereiche und Strukturen des Kooperationspartners zu kennen. Ebenso sollte dieser über die Angebote und Schwerpunkte des Kinder- und Familienzentrums informiert werden. Dies kann vor allem den posi-

tiven Nebeneffekt haben, dass Gemeinsamkeiten entdeckt werden, über die sich zuvor beide Partner nicht im Klaren waren. Im besten Falle entstehen neue gemeinsame Kooperationsmodelle. Es lohnt sich also, einem Träger, der „Hilfen zur Erziehung“ anbietet, auch mögliche Mehrgenerationenprojekte vorzustellen, um eventuelle Schnittmengen zu entdecken.

- Soll die zukünftige Kooperation nachhaltig tragfähig sein, so müssen die Mitarbeiter/innen des Kinder- und Familienzentrums mit in den Prozess einbezogen werden. Dies erfolgt allerdings sinnvollerweise erst dann, wenn die oben genannten Grundlagen für eine Zusammenarbeit gelegt wurden. Letztlich müssen auch die Mitarbeiter/innen des Kinder- und Familienzentrums den anderen Träger und die Personen, mit denen man kooperiert, kennenlernen. Die Zusammenarbeit verschiedener Professionen der unterschiedlichen Trägerschaften kann eine Hürde darstellen. Auch hier ist es von entscheidender Bedeutung, dass eine Zusammenarbeit in den jeweiligen Kooperationsprojekten auf Augenhöhe gelingt.

Kooperationsvereinbarungen schließen

Ist es gelungen, sich auf eine Kooperation zu einigen, müssen der genaue Rahmen und die Zielsetzung der Vorhaben schriftlich festgehalten werden. Vielfach geschieht dies durch gemeinsame Sitzungsprotokolle oder Schriftverkehr. Gerade bei der Zusammenarbeit von unterschiedlichen Trägerschaften ist es sinnvoll, eine Kooperationsvereinbarung zu schließen. Diese schafft eine höhere Verbindlichkeit und Planungssicherheit für alle Beteiligten, dient zudem der Rollenklärung und hilft dabei, zukünftige Missverständnisse und Unklarheiten zu beseitigen. Dieser formale Akt einer Vereinbarung oder eines Vertrages führt in der Regel dazu, dass der Kooperation auch von den Vorständen der Trägerschaften eine höhere Bedeutung zugemessen wird. Inhaltlich gilt es jedoch einiges zu beachten, wenn man sich dafür entscheidet, eine solche Kooperationsvereinbarung oder einen Vertrag aufzusetzen. Folgendes gilt es dabei zu beachten:

- Die Personen, mit denen die Vereinbarung oder der Vertrag ausgehandelt wird, müssen von ihren Vorgesetzten dazu legitimiert worden sein, entsprechende Verhandlungen zu führen.
- Das Ziel oder die Ziele der gemeinsamen Kooperation gilt es auszuhandeln und entsprechend festzuhalten. Es sollte darauf geachtet werden, dass Ziele nach entsprechenden Zielüberprüfungskriterien, wie etwa SMART (Specific Measurable Accepted Realistic Timely), formuliert wurden. Sehr sinnvoll ist es auch, die Zielgruppe festzuhalten, d. h., wer die zukünftigen Adressaten einer gemeinsamen Kooperation oder entsprechender Angebote sind.

- Der Umfang und die Häufigkeit der Kooperation sollten festgelegt werden. Dies gilt zum einen für die Durchführung eventueller Angebote, aber auch gemeinsamer Treffen und Sitzungen. Ausgeschlossen werden sollte dabei natürlich nicht, dass man sich bei Bedarf auch außerhalb der vereinbarten Termine zu Gesprächen trifft. Schriftliche Vereinbarungen definieren einen für die einzelnen Akteure klaren Arbeitsaufwand. Bei gemeinsamen Angeboten kann es unter Umständen auch zieldienlich sein, eine entsprechende Terminierung in der Vereinbarung oder dem Vertrag festzuhalten. Selbstverständlichkeiten, wie der Beginn und eventuell auch das Ende der Kooperation oder eines Angebots, sollten ebenso als Terminierungen enthalten sein.
- Unabdingbar ist es, die Ressourcen zu klären, welche die jeweiligen Partner in die Kooperation mit einbringen. In den meisten Fällen ist auch die Finanzierung der jeweiligen Leistungen sicherzustellen oder zumindest festzuhalten. In diesem Aspekt liegen Chance und Hürde zugleich. Wird darüber Einigkeit erzielt, kann die zukünftige Zusammenarbeit eine langfristige gesicherte Basis bekommen. Es kann aber auch sein, dass es trotz bisher sehr guter Gespräche zu einem Scheitern der angedachten Kooperation kommt, wenn in diesem Punkt keine Einigkeit erzielt wird. Um zukünftige Missverständnisse zu vermeiden, gilt es, sowohl bei eventuellen Personalkosten als auch bei den Sachkosten eine Klärung herbeizuführen und festzuhalten.
- Gerade für die Beantragung eventueller Zuschüsse für ein Projekt ist es sinnvoll, die Rollen der jeweiligen Partner festzuhalten. Handelt es sich um gleichwertige Partner oder ist einer der Träger der Kooperation oder des gemeinsamen Projektes? Dies ist gerade vor dem Hintergrund haftungsrechtlicher Fragen oder dem Tragen des finanziellen Risikos von Bedeutung, teilweise aber auch aufgrund förderungsrelevanter Fragestellungen. So kann es sein, dass es für das Erhalten entsprechender Fördermittel wichtig ist, die Trägerschaft genau zu definieren. Je nach Fördergrundsätzen kann eine einseitige Trägerschaft oder eine gleichberechtigte Kooperation die Voraussetzung für den Erhalt von Fördermitteln sein.
- Unabhängig davon, ob nun eine Vereinbarung oder ein Vertrag abgeschlossen werden, ist darauf zu achten, dass es sich bei der Unterschrift um ein zeichnungsberechtigtes Mitglied der jeweiligen Trägerschaft handelt. Alle Kooperationspartner müssen dann jeweils zustimmen und unterschreiben. Dies gilt selbstverständlich auch für die eigene Trägerschaft.
- Abhängig von Modalitäten und dem Umfang der Kooperationsvereinbarung/ des Vertrages, kann es sinnvoll sein, diese auch juristisch prüfen zu lassen. Die meisten Oberträgerschaften, wie die Kirchen oder Wohlfahrtsverbände, verfügen über eigene Rechtsabteilungen, die hierfür hinzugezogen werden

können. Eventuell verfügt aber auch der Kooperationspartner über entsprechende Kontakte für eine eventuelle Prüfung des Vertrages.

Gerade der tragfähige Aufbau von Kooperationen unterschiedlicher Trägerschaften erfordert häufig einen langen Atem und hohes Engagement von allen Beteiligten. Nicht immer erfolgt der Arbeitsprozess geradlinig und er ist auch keineswegs mit der schriftlichen Fixierung einer Vereinbarung abgeschlossen. Vielmehr gilt es auch danach, diesen Prozess einer gelingenden Trägerkooperation zu begleiten, zu betreuen und zu evaluieren. Die oben dargestellten Schritte zu einer Trägerkooperation haben sich für das von mir geleitete Kinder- und Familienzentrum als sinnvoll dargestellt. Keineswegs war es jedoch so, dass es sich hierbei um einen schnellen Prozess handelte. Auch verliefen und verläuft die Zusammenarbeit nicht immer unproblematisch. Häufig entstehen Kooperationen auch ganz zufällig und unvorhergesehen. Grundlegend bleibt jedoch das Fazit, dass gerade die Zusammenarbeit mit anderen Trägerschaften zu einer Professionalisierung der Unterstützung von Familien im Kinder- und Familienzentrum geführt hat. Für diese Tatsache und die Bereicherung der eigenen Arbeit lohnt es sich, diesen Weg zu gehen.

Literatur

Lichtenberger, Paula u. a. (Hrsg.) (2012): Rahmenkonzept Familienzentren in der Evangelischen Kirche Hessen und Nassau (EKHN). Zentrum Bildung der EKHN, Darmstadt.

Arbeit mit jungen Familien – Baustein der kommunalen Präventionskette „Mo.Ki – Monheim für Kinder“

4.3

Miriam Heckmann

Mo.Ki ist die Abkürzung für „Monheim für Kinder“. Monheim am Rhein ist eine Kommune mit 43 000 Einwohnern, zwischen Düsseldorf und Köln gelegen. Das Berliner Viertel als Monheimer Stadtteil mit sogenanntem Erneuerungsbedarf stellte den Ausgangspunkt der kommunalen Aktivitäten für Kinder und Familien dar. Ziel der Präventionskette war und ist es, möglichst vielen Kindern eine erfolgreiche Entwicklungs- und Bildungskarriere zu eröffnen und potenzielle Benachteiligungen aufgrund der sozialen Herkunft zu mindern.

Mo.Ki „unter 3“ ist Bestandteil der kommunalen Präventionskette und richtet sich an Schwangere und werdende Väter, junge Eltern und Familien mit Kindern bis zum dritten Lebensjahr. Das Projekt hat eine für die Familien greifbare Gestalt und ist zentral am Marktplatz in einem ehemaligen Ladenlokal angesiedelt. Hier befinden sich ein Elterncafé, ein Kursraum für Bildungsangebote sowie Büroräume für die vier Mitarbeiterinnen: eine Café-Leiterin, eine Diplom-Pädagogin für die Familienbildung, eine Familienhebamme sowie eine Sozialpädagogin für die Begrüßungsbesuche.

Angebote im Rahmen von Mo.Ki „unter 3“

Grundsätzlich ist Mo.Ki „unter 3“ Anlaufstelle für alle Familien, hält aber auch Angebote für Familien mit besonderem Unterstützungsbedarf bereit. Dieser Bedarf ist vielfältig und umfasst finanzielle Schwierigkeiten der Familien, geringe Deutschkenntnisse der Eltern, Kinderreichtum, die psychische Erkrankung eines Elternteils, sehr junge Elternschaft oder auch alleinerziehende Elternschaft. Mo.Ki „unter 3“ lebt vom gleichwertigen Zusammenspiel aller Angebote. Dazu zählen etwa Kurse, Sprechstunden, Familienhebamme, Begrüßungsbesuch, Café und Familienbildung. Jede Mitarbeiterin spricht auf ihre Art andere Familien an.

Familienhebamme: Werdende und junge Eltern können Angebote der Beratung, Information, Geburtsvorbereitung, Nachsorge und Rückbildungsgymnastik wahrnehmen. Darüber hinaus begleitet die Familienhebamme Familien mit einem besonderen Unterstützungsbedarf bis zu einem Jahr nach der Geburt. Im Rahmen

einer Kooperationsvereinbarung bietet sie einmal wöchentlich in einer örtlichen Frauenarztpraxis Schwangerenvorsorge an.

Begrüßungsbesuche: Allen Monheimer Familien mit einem Neugeborenen wird ein Begrüßungsbesuch angeboten. Die Eltern bekommen im Namen des Bürgermeisters ein Begrüßungsgeschenk und einen Begrüßungsordner mit vielfältigen Informationen und Gutscheinen. Den Begrüßungsbesuch führt eine Sozialpädagogin mit langjähriger Berufserfahrung im Jugendamt durch. Ebenso bietet sie die Familiensprechstunde als umfangreiche sozialpädagogische Beratung im Einzelfall an. Mit dem Begrüßungsbesuch und dem Betreuungsangebot durch die Familienhebamme kommt das Kinder- und Familienzentrum quasi zu den Familien nach Hause.

„Café und mehr...“: Hier gibt es nicht nur die Möglichkeit, gegen ein geringes Entgelt zu frühstücken. Weitere Angebote sind: internationaler Frauen-Infotreff, Möglichkeit der Besucher/innen zu Austausch und Information, Beratung und Unterstützung von Fachleuten oder auch Übersetzungsmöglichkeiten. Einmal wöchentlich werden eine Hebammen- und eine Familiensprechstunde angeboten. Zweimal monatlich sind örtliche Institutionen zu Gast, die die Besucher informieren und beraten. Die Café-Leiterin hat einen türkischem Migrationshintergrund.

Familienbildung: Für Mo.Ki bedeutet Bildung, kleine Impulse zu setzen, um eine langfristige Entwicklung anzustoßen. Dabei geht um das Prinzip „Stärken stärken und Schwächen schwächen“. Die Bildungsangebote richten sich an die ganze Familie.

Sie umfassen Eltern-Kind-Gruppen, Elternkurse und Informationsangebote für Eltern, Themenwochen, Ferienprogramm, aber auch Feste und Feiern. Im Kontext der Monheimer Neuelterntestudie (vgl. Holz/Stallmann/Hock 2012, S. 38) wurde die *Bildungsbegleiterin* eingeführt: Für bildungserfahrene Familien ist sie Lotsin in der Monheimer Bildungslandschaft. Für Familien, die einen besonderen Unterstützungsbedarf haben, bildungsunerfahren, unsicher oder sozial benachteiligt sind, ist sie Unterstützerin und Motivatorin. Insbesondere für diese Familien werden bei Mo.Ki „unter 3“ Angebote vorgehalten, die jedoch nicht nur in den eigenen Räumen stattfinden, sondern auch in Kitas und anderen örtlichen Einrichtungen. Die Kurse sind fortlaufend, ohne

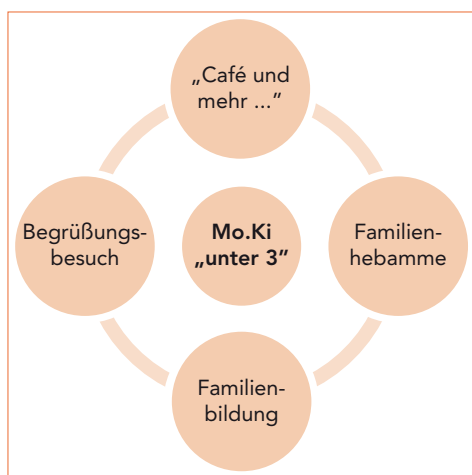


Abb. 17: Die Arbeitsbereiche bzw. Bausteine von Mo.Ki „unter 3“ im Überblick

Mindestteilnehmerzahl und vielfach kostenfrei oder mit nur geringen Kosten verbunden. Die finanziellen Möglichkeiten der Familien sollen kein Hindernis für Bildungsangebote sein.

Marte Meo

Elternbildung erfolgt bei Mo.Ki „unter 3“ unter anderem mit der Marte Meo-Methode (siehe auch den Beitrag von Inge Nowak in diesem Buch) und auf vielfältige Weise. Marte Meo ist eine Methode, die – orientiert an den Bedürfnissen der Familien – Eltern darin unterstützt, die Entwicklung ihrer Kinder zu fördern (vgl. Bündler/Sirringhaus-Bündler/Helfer 2010, S. 18). Im Begrüßungsbesuch bekommen Eltern anhand von Videoclips erste Entwicklungsinformationen über ihr Baby und einen kleinen Einblick in die Methode. Alle Eltern bekommen einen Gutschein für drei Marte Meo-Einheiten. Dieser kann bei der Familienhebamme oder der Bildungsbegleiterin, die beide Marte Meo-Therapeutinnen sind, eingelöst werden. Darüber hinaus gibt es für alle Familien die Möglichkeit, einen Marte Meo-Elternkurs zu besuchen. Im Rahmen der Einzelfallhilfe durch die Familienhebamme werden die Familien grundsätzlich mit Marte Meo begleitet. Marte Meo ist nicht nur Arbeitsmethode des Teams, sondern auch Ausdruck für eine ressourcenorientierte Haltung.

Zugänge zu Mo.Ki „unter 3“

Im Gegensatz zu den Kinder- und Familienzentren, deren Familien aus der Elternschaft der Kita oder aus dem sozialen Nahraum kommen, sind die Wege von Familien zu Mo.Ki „unter 3“ vielfältiger. Dabei ist zu unterscheiden, zu welchem Familientyp die Familie gehört und welche Bedürfnisse sie hat. Die Monheimer Neuelternt-Studie (vgl. Holz/Stallmann/Hock 2012, S. 57 ff.) unterscheidet vier Familientypen, die unterschiedliche Anteile an der Familiengesamtheit abbilden:

- selbst organisierte Familie (Familie mit keinen/kaum Risikofaktoren und keinem Bedarf an direkter Unterstützung), Anteil: 77 %
- unsichere Familie (Familie mit einzelnen Risikofaktoren und Interesse und Bedarf an Unterstützung), Anteil 17 %
- Risikofamilie (Familie mit kumulierten Risikofaktoren oder hoher Problemdichte sowie erhöhtem Bedarf an Unterstützung), Anteil: 5 %
- Hochrisikofamilie (Familie, in der eine akute Kindeswohlgefährdung vorliegt und entsprechende Maßnahmen des Jugendamtes notwendig sind), Anteil: 1 %; diese Familien bekommen Unterstützung vom Allgemeinen Sozialdienst.

Entsprechend lassen sich sieben große Bs (= Bedarfe) von Eltern herausfiltern, auf die die Angebotsstruktur von Mo.Ki „unter 3“ reagiert. Eltern haben ein Bedürfnis nach Begegnung, Beratung, Bildung, Begleitung, Betreuung, Budget und Beteiligung sowie nach Information (vgl. Holz/Stallmann/Hock 2012, S. 87 ff.).

Je nach Familientyp und Elternbedürfnis erklären sich die Zugangswege von Familien zu Mo.Ki „unter 3“:

- Selbst organisierte Familien finden in der Regel von sich aus den Weg. Sie wissen um die Angebotsstruktur und nutzen diese eigenverantwortlich. Sie suchen Information in den Sprechstunden, Begegnung im Elterncafé oder nehmen ein Bildungsangebot wahr.
- Unsichere Familien haben geringste Unterstützungsressourcen sowohl im Bereich der professionellen Hilfen wie auch durch soziale Netzwerke wie Freunde, Nachbarn, Verwandte (vgl. Holz/Stallmann/Hock 2012, S. 77). Sie stehen damit besonders im Blickpunkt von Mo.Ki „unter 3“ und nutzen dort auch die meisten Angebote. Diese Familien finden Zugänge durch die Schwangerenvorsorge bei der Familienhebamme in der Frauenarztpraxis; durch den Begrüßungsbesuch, bei dem sie Informationen oder Beratung bekommen; durch das Café, insbesondere wenn sie einen türkischen Migrationshintergrund haben, aber auch wenn sie sich selbst für Bildungsangebote anmelden.
- Risikofamilien finden den Weg zu Mo.Ki „unter 3“ häufig über die Familienhebamme sowohl in der Vor- wie auch in der Nachsorge oder durch Vermittlung von Kooperationspartnern wie etwa Jugendamt oder Familienhilfe.

Erfolgreiche Präventionsarbeit im Netzwerk

Mo.Ki „unter 3“ ist in viele Netzwerke mit unterschiedlichen Kooperationspartnern und vielfältigen Aufgaben eingebunden. Zentral ist die Gestaltung von Übergängen der Familien, aber auch das Ausgestalten von Angeboten des Kinder- und Familienzentrums an unterschiedlichen Orten.

Typ 1 – Gesundheitsnetzwerk

Mo.Ki „unter 3“ ist eng vernetzt mit den örtlichen Kinderärzten, Frauenärzten, Hebammen, umliegenden Geburtskliniken und den Diensten des Gesundheitsamtes. Kennzeichen dieses Netzwerks ist der regelmäßige Informationsaustausch über die Mo.Ki „unter 3“-Angebote sowie die Bereitstellung von entsprechenden Werbematerialien. Des Weiteren gibt es einen Hebammenstammtisch, der auch das Ziel verfolgt, weitere Hebammen an das Jugendamt anzubinden zur Bedarfs-

deckung bei Risikofamilien. Gleichzeitig vermitteln diese Kooperationspartner unsichere Familien und Risikofamilien an Mo.Ki „unter 3“.

Typ 2 – Anbieternetzwerk

In diesem Netzwerk kooperieren Einrichtungen und Träger mit Bildungsangeboten für Eltern mit Kindern bis zum dritten Lebensjahr. Dies sind unter anderem Kirchen, Vereine, Familienbildungsstätten, Musikschule, Kunstschule. Im Mittelpunkt dieses Netzwerks stehen der gegenseitige Austausch, die Umsetzung gemeinsamer Angebote und insbesondere die von Eltern rückgemeldeten Bedarfe und deren zeitnahe Umsetzung (wie spezifische Krabbelgruppen oder Sport für muslimische Frauen mit Kinderbetreuung). Das Netzwerk dient der Vertiefung gemeinsamer Themen, die zur Verwirklichung des Mo.Ki-Gedankens beitragen (beispielsweise Erziehungsvorstellungen von muslimischen Familien oder Weiterentwicklung des Berliner Viertels).

Typ 3 – Beratungsnetzwerk

Hier sind örtliche Beratungsstellen, Ämter und sonstige Einrichtungen zu finden, die für Eltern und Familien im Hinblick auf Anträge, Zuwendung von Geldern oder Beratung wichtig sind. Diese Institutionen vermitteln Eltern und Familien an Mo.Ki „unter 3“ oder auch umgekehrt. Wenn Eltern beispielsweise Unterstützung wegen Überschuldung benötigen, gestaltet Mo.Ki „unter 3“ den Weg zu einer Schuldnerberatung durch Information, Terminvereinbarung oder auch Begleitung zu solchen Terminen.

Typ 4 – Fallnetzwerk

Der Arbeitsauftrag zu frühen Hilfen führt Mo.Ki „unter 3“ in Person der Familienhebamme mit dem Jugendamt sowie Trägern der Hilfen zur Erziehung (HzE) zusammen. Aspekte hierbei sind die Beauftragung durch das Jugendamt für Einzelfallhilfe, die Einbeziehung in Hilfeplanprozesse und Kooperation mit anderen Hilfeträgern sowie die Übergabe von Familien an das Jugendamt in Fällen eines HzE-Bedarfs oder drohender Kindeswohlgefährdung. Die alltägliche Umsetzung erfordert die stete strukturelle und operative Weiterentwicklung bei allen Partnern.

Typ 5 – Ehrenamt

Initiativen, Eltern, Einzelpersonen und Senioren unterstützen Mo.Ki „unter 3“ ehrenamtlich. Dies ist vor allem beim Mo.Ki-Café der Fall sowie bei Festen, die für alle Monheimer Eltern ein niedrigschwelliges Begegnungsangebot darstellen.

Typ 6 – Mo.Ki-Netzwerk

Mit allen anderen Mo.Ki-Bausteinen (Mo.Ki I – Kita, Mo.Ki II – Grundschule, Mo.Ki III – weiterführende Schule) gibt es eine enge interne fachliche Vernetzung. Äußerlich ist die Vernetzung sichtbar durch Querschnittsthemen wie Gesundheitsförderung, Sprachförderung, Netzwerkarbeit und wiederkehrende Angebote wie Elterncafé, Elternbildung, Erziehungs- und Entwicklungsberatung mit der Marte Meo Methode. So sind Eltern, die das Mo.Ki „unter 3“-Café besucht haben, häufig im Elterncafé der Kita oder Schule wiederzufinden.

Übergang gestalten

Mo.Ki „unter 3“ ist Teil der Mo.Ki-Präventionskette mit der Zielsetzung, Kinder in ihrer Entwicklung im Hinblick auf eine erfolgreiche Bildungskarriere bestmöglich zu unterstützen und zu fördern. Übergänge von einem Lebensabschnitt in einen anderen können, wenn sie bedrohlich und angstvoll erlebt werden, die Entwicklung negativ beeinflussen. Das Übergangskonzept „Von ‚Mo.Ki unter 3‘ in die Kindertagesstätte“ zielt darauf ab, Kinder und Eltern bei diesem Übergang gut zu begleiten. In diesem Sinne haben Mo.Ki „unter 3“ und die fünf Mo.Ki-Kindertagesstätten in ihren Einrichtungen eine Vielzahl von Angeboten entwickelt: Mo.Ki-Spielgruppen und punktuelle Angebote von Mo.Ki „unter 3“ in den Kitas, Infoveranstaltungen für Eltern von Mo.Ki „unter 3“ zur Vorbereitung auf den Kindergarten, Schnupperbesuche der Spielgruppen in den Kitas, Einladung der Familien zu Veranstaltungen der Kitas.

Mit dem Begriff der „Kita-Fitness“ wird in dem Übergangskonzept ein Komplex von Fähigkeiten dreijähriger Kinder umschrieben, der ihnen das Finden in die neue Lebenssituation Kindergarten erleichtert. Hierzu zählen die Gewöhnung an viele Kinder und Lautstärke, Trennungserfahrungen von den Eltern, mit anderen Kindern spielen können, guter Wortschatz in der Muttersprache, sauber sein, sich trösten lassen können, vom Schnuller entwöhnt sein. Die Arbeit in den Spielgruppen sowie die Kooperationsangebote sind darauf ausgelegt, Eltern und ihre Kinder darin zu unterstützen, diese „Kita-Fitness“ zu erwerben und somit den Kindern zu einem guten Start im Lebensabschnitt „Kindergartenkind“ zu verhelfen.

Literatur

- Bünder, Peter/Sirringhaus-Bünder, Annegret/Helfer, Angela (2013): Lehrbuch der Marte-Meo-Methode. Entwicklungsförderung mit Videounterstützung. Vandenhoeck & Ruprecht, Göttingen.
- Holz, Gerda/Schlevogt, Vanessa/Kunz, Tomas/Klein, Evelin (2005): Armutsprävention vor Ort – „Mo.Ki – Monheim für Kinder“. ISS, Frankfurt am Main.
- Holz, Gerda/Stallmann, Ludger/Hock, Beate (2012): Frühe Förderung von Anfang an. Der Präventionsansatz von „Mo.Ki 0“ und die Ergebnisse der Monheimer Neueltern-Studie. Frankfurt am Main.
- Ministerium für Familie, Kinder, Jugend, Kultur und Sport des Landes Nordrhein-Westfalen (2013): Hilfen aus einer Hand. Familienzentren in Nordrhein-Westfalen, 2. Auflage, Düsseldorf.
- Stadt Monheim am Rhein: Bildungsoffensive 2020. Kinderschutz, Bildungsplanung und Bildungsförderung der Stadt Monheim am Rhein. Online verfügbar: www.monheim.de/fileadmin/user_upload/Media/Dokumente/Kinder_Familie/Moki/bildungsplanung_2008_jht.pdf [4.4.2014].
- Stadt Monheim am Rhein: Übergangskonzept „Von ‚Mo.Ki unter 3‘ in die Kindertagesstätte. Online in Kurzversion verfügbar: www.monheim.de/kinder-und-familie/moki-monheim-fuer-kinder/moki-unter-3/ [4. 4. 2014].

Kooperation von Kita und Familienberatung

Doris Morhard & Monika Wilhelm

Im Rahmen einer einjährigen Zukunftswerkstatt erkundeten im Jahr 2008 Erzieherinnen, Eltern und Tagespflegepersonen gemeinsam mit der Fachberatung die Situationen von Familien in Weiterstadt und die daraus ersichtlichen zukünftigen Anforderungen an die Kindertageseinrichtungen.

Bei unserer Untersuchung zeigte sich, dass den Fachkräften viele Lebenssituationen der Familien bewusst sind und dass sie weit über ihren Auftrag hinaus intuitiv Familien stützen. Das Erziehungspersonal nimmt sich dieser Aufgabe verantwortungsbewusst und empathisch an, begleitet bei Arzt- und/oder Amtsbesuchen, unterhält die Kontakte zu Therapie- und Beratungsstellen, hilft bei behördlichen Formularen und deren Weiterleitung. In der Diskussion wurde deutlich, dass eine Kita Kinder nur dann nachhaltig in ihrer Entwicklung begleiten kann, wenn das Kind im System Familie gesehen und bei Bedarf gestützt wird. Hier stellte sich die Herausforderung der Abgrenzung ein: Welche Aufgaben im Sinne von Begleitung und Unterstützung sind notwendig und leistbar? Wo müssen Eltern auch in eigener Verantwortung bleiben oder brauchen Hilfestellung/Empowerment, um sie wieder zu erlangen? Und welche Netzwerkpartner sind zu gewinnen, um die Fachkräfte zu entlasten oder zu professionalisieren?

Lebenssituationen der Familien in Weiterstadt*	von Mobilität und Flexibilität am Arbeitsplatz betroffen – dadurch schwierige Vereinbarkeit Beruf und Familie	von Armutsrisiken betroffen	Benachteiligungen durch Einschnitte, Krisen und Brüche im Lebenslauf (z. B. Alleinerziehende und stetig wandelnde Familienkonstellationen)	Familien mit Migrationshintergrund	Erziehungsunsicherheiten durch gesellschaftlichen Wandel und Wertevielfalt
Insgesamt betroffen**	21,98 %	21,42 %	27,75 %	39,17 %	31,07 %

*Hierzu gab jede Einrichtung eine individuelle Rückmeldung.

**Alle Meldungen wurden dann in einer Gesamtzahl erfasst.

Ergebnisse der Untersuchung zu den Lebenssituationen der Familien in Weiterstadt

So erkundete der Arbeitskreis, welche Partner zu gewinnen wären und lud sie zur frühen gedanklichen Mitarbeit ein. Eine positive Resonanz gab es von der Beratungsstelle für Kinder, Jugendliche und Erwachsene des Landkreises Darmstadt-Dieburg. Sie war interessiert an einer Kooperation, weil

- sie sich gerade selbst in einem Neufindungsprozess befand und dadurch besonders offen war für neue Anstöße
- sie bemerkte, dass Familien erst nach Jahren zu ihr kamen, nachdem Sorgen und Verhalten sich schon längst verfestigt haben
- sie den großen Wunsch hatte, früher präventiv tätig zu werden
- sie Familien erreichen wollte, die nie in die Beratungsstelle kamen, obgleich sie Sorgen hatten
- sie neue Wege der Beratung von Familien mit Migrationshintergrund erproben wollte.



Abb. 18: Armut stellt für die kindliche Entwicklung einen Risikofaktor dar.

Beratungsstelle in der Kita

Durch das Gespräch mit der Fachberatung der Stadt Weiterstadt wurde deutlich, dass der Wunsch nach Weiterentwicklung der Kitas zu Kinder- und Familienzentren in den nächsten Jahren ansteigen würde. Da es für diese Region keine Familienbildungsstätte gibt, wäre die Beratungsstelle des Landkreises mit Sitz in Pfungstadt der einzige Ansprechpartner – doch ihre Personalressourcen würden bei Weitem diesen Anfragen nicht gerecht. So entstand die Idee der Kooperation als ein Baustein der modellhaften Erprobung in der Kita Pustebume „Von der Kita zum Zentrum für Kinder und Familien – 2010 bis 2013“.

Eckpunkt der gemeinsamen Vereinbarung im Jahr 2009 war die monatliche zehnstündige Präsenz der Beratungsstelle in der Kita – mit dem Schwerpunkt der niederschweligen Beratung der Familien und der begleitenden Qualifizierung der Fachkräfte dieser Einrichtung. Schwierig war von Anbeginn, dass hierfür keine zusätzlichen Ressourcen zur Verfügung gestellt wurden, sondern diese aus dem gemeinsamen Pool der Beratungsstunden für Weiterstadt genommen werden mussten. Die Partner vereinbarten jährliche Reflexionsgespräche. Ziel war neben neuen präventiven Beratungsformen auch das Erschließen eines möglichst res-

sourcenschonenden und effektiven Einsatzes als zukünftiges Arbeitsmodell vor Ort.

Die Kita Pustebume hat seit jeher das Selbstverständnis, als Seismograf für Bedürfnislagen von Kindern und Familien, aber auch als Ansprechpartner für konkrete familiäre Probleme zu dienen. Sie nutzt hierfür eine Vielfalt an Kontakt- und Kommunikationsmethoden: das Aufnahmegespräch, die intensive Begleitung in der Eingewöhnungszeit des Kindes und das jährliche Entwicklungsgespräch, um nur die wesentlichsten zu nennen. Doch eines der hilfreichsten Instrumente ist die jährlich durchgeführte Einrichtungsanalyse und die alle drei Jahre durchgeführte Stadtteilanalyse. Nach der detaillierten Auswertung wird erkennbar, wie der Arbeitsauftrag für das kommende Jahr aussehen muss. Welche Bildungsangebote brauchen die Kinder und Familien, zu welcher Zeit können Angebote festgesetzt werden und welche Themen können die Familien unterstützen? Was eint die Familien und was unterscheidet sie? Und wo wird trotz oder auch wegen vielschichtiger Unterschiede der Familien die Kita ein Ort der Begegnung? Wie kann die Kita Familien helfen, die Freude an ihrer Familie zu erhalten?

Die Kooperation von Beratungsstelle und Kita fand bis dahin immer nur über akute Einzelanfragen des Erziehungspersonals an die Beratungsstelle statt. Zeitnah erfolgten mit dem Einverständnis der Eltern eine Beobachtung des Kindes und ein anschließendes Gespräch zwischen Beratungsstelle, Eltern und Bezugserzieherin in der Kita, um zu einer gemeinsamen Einschätzung der Situation zu gelangen, nächste Ziele zu vereinbaren und Verantwortlichkeiten festzulegen. Ein Reflexionsgespräch nach einigen Wochen schloss sich stets an.

Neue Unsicherheiten und Fragen

Für die konkrete Planung und Ausgestaltung der modellhaften Kooperation nahmen im Januar 2010 Mitarbeiter/innen der Beratungsstelle und die kommunale Fachberatung an einer Teamsitzung der Modelleinrichtung Kita Pustebume teil. Sie stellten sich gegenseitig vor, tauschten ihre Hoffnungen in Bezug auf die Kooperation aus, legten Ziele und erste Schritte gemeinsam fest. Hier traten auch die ersten Unsicherheiten mit der neuen Partnerschaft zutage:

- Werden sich Beraterin und das restliche Team gut verstehen?
- Wird die Beraterin bei ihren Besuchen die Qualität der Einrichtung wertschätzen können?
- Wie wird eine fremde Fachperson den Kita-Alltag wahrnehmen?
- Wird die Beraterin Vertrauen zu den Eltern aufbauen können oder bleibt sie fremd?

- Werden die pädagogischen Fachkräfte bei Eltern nun als weniger kompetent angesehen?
- Wie werden die Beratungsstunden für die Eltern inhaltlich gestaltet? Kann das Team zur Philosophie der Beratung stehen?

Um Vertrauen aufzubauen, begleitete eine feste Beratungsperson die Modellphase. Sie sollte anfangs zunächst hospitieren, um die Atmosphäre der Einrichtung und die Mitarbeiterinnen kennenzulernen. Am ersten Fortbildungsnachmittag sollte sie die Inhalte und die Haltung in ihrer Beratungstätigkeit erläutern, damit die Fachkräfte die Beratung dann auch den Eltern guten Gewissens empfehlen konnten.



Abb. 19: Ein Beratungsangebot in der Kita können Eltern oft leichter annehmen

Ein Elternabend zum Projekteinstieg

Als erster gemeinsamer Schritt wurde ein Elternabend zur Vorstellung der gesamten Modellerprobung mit sechs Schwerpunktthemen festgelegt. Dabei sollte unter anderem die Kooperation mit der Beratungsstelle offen thematisiert werden. Alle vier Mitarbeiter/innen der Beratungsstelle waren zugegen. Um möglichst viele Familien zu erreichen, startete der Abend schon um 17.30 Uhr mit Kinderbetreuung, als Methode wurde das Worldcafé gewählt. Es wurde vermutet, dass sich die Eltern gegenüber der Beratungsstelle zurückhaltend verhalten. Doch dies war nicht der Fall!

Die Eltern wechselten die Tische im 30-Minuten-Takt und wider unserer Erwartungen war das Interesse groß, die Begegnung offen und die Anregungen der Eltern nachvollziehbar. So wünschten sie sich möglichst eine Beratungsperson und nicht ständig wechselnde Mitarbeiter/innen; außerdem Vormittags- und Nachmittagstermine, damit auch berufstätige Eltern die Chance bekämen, sich beraten zu lassen; und sie baten darum, dass die Termine frühzeitig durch Aushang bekannt

gegeben werden. Alles in allem ein gelungener Abend, der durch eine ausgesprochene Offenheit sehr lebendig war. Eltern, die nicht teilnehmen konnten, wurden die Ergebnisse in der folgenden Woche an der Infowand mit der Bitte um Ergänzungen vorgestellt.

In der ruhigsten Ecke der Kita richtete das Team einen gemütlichen Begegnungsraum ein. Hier sollten sich alle Menschen eingeladen fühlen, miteinander ins Gespräch zu kommen, sei es durch gezielte Angebote wie die offene Sprechstunde der Beratungsstelle, dem „Sofa-Klatsch“ als Möglichkeit, sich mit anderen Eltern über Erziehungsfragen auszutauschen oder einfach einen Kaffee oder Tee in der „AnsprechBar“ zu genießen. Auch hier stand und steht das Bedürfnis nach Begegnung und Kommunikation im Vordergrund. Diese monatliche Veranstaltung wird von einer Kollegin begleitet, ihr Auftrag besteht darin zuzuhören, soweit möglich, mit kompetentem Rat zur Seite zu stehen, zu vermitteln oder auch nur einfach aufmerksam Themen für die Weiterentwicklung des Kinder- und Familienzentrums zu sammeln.

Die Beraterin trug stets einen Button, der sie als „Frau der Beratungsstelle“ kennzeichnete. Sie zeigte in den Gruppen persönliche Präsenz, und die Fachkräfte nutzten die Chance, um ihr die Eltern vorzustellen, bei denen sie sich einen Kontakt zur Beratungsstelle wünschten.

In diesem Prozess wurde dann eine anfängliche Unklarheit immer deutlicher spürbar: Es war befremdlich, dass Eltern die Beratung im Haus nutzten, ohne dass die Fachkräfte Hintergrund und Verlauf der Beratung kannten. Dies auszuhalten und vertrauensvoll im Dialog zu bleiben, war eine große Herausforderung. Nachdem dieses Gefühl in einer Reflexion offen benannt worden war, entwickelte das Team mit der Beraterin folgende Absprache: Bei Beratungsthemen, die auch die Kita oder die Erzieherin direkt betreffen, macht die Beraterin den Eltern Mut, den Gesprächskreis zu erweitern. Themen, die ausschließlich den privaten, familiären Raum betreffen, bleiben vertraulich.

Fortbildung für das Team

Die zunehmend vertrauensvolle Atmosphäre zwischen Fachkräften und Eltern im Familienzentrum brachte eine Themenvielfalt und eine weite Sicht auf die Lebenssituationen der Familien zutage, die auch persönliche Betroffenheit bei den Fachkräften auslöste. Zudem stießen die Fachkräfte aufgrund mangelnder Erfahrung mit bestimmten Themen an ihre Grenzen. Besonders deutlich wurde die Überforderung beim Thema Trennung und Scheidung: Auch wenn sich die Erzieherinnen noch so sensibel verhielten, gerieten sie oftmals zwischen die Fronten der Eltern, was sich nachteilig auf die bisherige Beziehung hätte auswirken können. Auch hier konnten sie von der Kompetenz des neuen Kooperationspartners profitieren, der ihnen eine themenbezogene Teamfortbildung anbot. So entwickelte sich eine neue Fachlichkeit miteinander und nach und nach genossen alle die Entlastung, fachliche Themen auch an Experten abzugeben und die eigene Rolle als vertrauensvolle Ansprechpartnerin und Lotse zu stärken.

Schwierig war die anfängliche Situation, als sich noch kaum Eltern angemeldet hatten. Die Fachkräfte fühlten sich unter Druck, genügend Termine zu vermitteln, sahen sich als Brücke zur Beratung und nicht in Anspruch genommene Termine als persönliches Manko. Durch die entspannte Haltung der Beraterin, die die „Leerzeit“ wunderbar für gemeinsame Beobachtungen, zur anonymen kollegialen Beratung in schwierigen Fällen und zum Beziehungsaufbau mit den Fachkräften nutzte, legte sich dieses Gefühl etwas.

Nach drei bis vier Besuchen entspannte sich die Situation: Wurden die Erzieherinnen von Eltern auf Probleme direkt angesprochen oder hatten sie im Entwicklungsgespräch kritische Lebenssituationen der Familien erkannt, boten sie als eine Lösungsmöglichkeit die offene Sprechstunde an. Und schon bald nahmen die Eltern dieses „Zusatzangebot“ dankbar an. Es war keinerlei Scheu vonseiten der Eltern zu verspüren, sich offen zu zeigen und zu bekennen, dass sie eine Beratung wünschten. Dies wurde nicht zuletzt dadurch befördert, dass die Beraterin mit der Leiterin des Kinder- und Familienzentrums auch Gruppenangebote der Beratung entwickelte und anbot.

Zum Ende der Modellphase gab die Kollegin der Beratungsstelle folgende Rückmeldung zur Kooperation:

Ich finde durch diese neue Form der aufsuchenden Arbeit einen einfachen Zugang zu Familien aus Weiterstadt, die aus verschiedensten Gründen nie in Pfungstadt angekommen wären. Ich stupe es für mein Arbeitsfeld qualitätssteigernd ein, dass ich in einer so frühen Lebensphase der Kinder und frühen Entstehungsphase belastender Situationen präventiv tätig sein kann. So habe ich die Möglichkeit, einfach früher Krisensituationen zu besprechen und zu klären, bevor sich negative Einflüsse auf die kindliche Entwicklung verfestigen.

Ich schätze die Lebendigkeit der Beratung durch das „Eingefädeltsein“ in den Kita-Alltag. Die verschiedenen Angebote, wie die „internationale Teestunde“, verschaffen mir neue Erfahrungen und Zugänge in der Arbeit mit Eltern: So stellte ich fest, dass viele Familien mit Migrationshintergrund nicht den direkten Weg in die Beratung suchen, sondern die Atmosphäre des Vertrauten und der Verschwiegenheit brauchen, um sich öffnen zu können.

Den meisten Beratungsbedarf sehe ich bei den Themen „Übergang in die Schule“, „Grenzen setzen“ und „Trennung und Scheidung“. Dies deckt sich mit den klassischen Anliegen in der Beratungsstelle – mit einer Ausnahme: Dort werden auch viele Fragen zur Entwicklung des Kindes an mich gerichtet. Dieser Bereich ist mir in der Kita kaum begegnet, da er kompetent durch konsequente Beobachtung und Portfolioarbeit in den Entwicklungsgesprächen mit den Eltern kommuniziert wird.

Zum Ende der Modellzeit ist nun zwischen der Stadt Weiterstadt und dem Landkreis auszuhandeln, wie weiterhin lokale Beratungsstunden angeboten werden können. Die Beratungsstelle mit Sitz in Pfungstadt liegt 15 km entfernt und ist mit dem öffentlichen Nahverkehr nur schwer zu erreichen – einer der Hauptgründe, warum dort dreimal mehr Familien aus Pfungstadt beraten werden als aus Weiterstadt.

Familienbildung im Kooperationsverbund

4.5

Marion Nordmeyer & Senka Turk

Das Kinder- und Familienzentrum (KiFaZ) Frankfurt-Eckenheim besteht seit Juli 2012. Der Stadtteil Eckenheim gehört zu den sogenannten Stadtteilen mit verdichteter sozialer Problemlage. Der Träger des KiFaZ ist „Kita Frankfurt“, ein Eigenbetrieb der Stadt Frankfurt. Der Kooperationsverbund besteht aus drei Trägern: der Kita Frankfurt mit den beiden städtischen Kinderzentren Weinstraße und Sigmund-Freud-Straße, der Beratungsstelle für Eltern, Kinder und Jugendliche mit der Erziehungsberatungsstelle und dem Internationalen Familienzentrum e. V. (IFZ) mit der Interkulturellen Familienbildung.

Ziel der Kinder- und Familienzentren nach dem Frankfurter Modell ist es, „die Bildungs- und Zukunftschancen sozial benachteiligter Kinder zu verbessern und frühzeitig einen Ausgleich herkunftsbedingter Benachteiligungen herzustellen“ (Vorlage des Magistrats der Stadt Frankfurt am Main, M246, vom 19.12.2008, der der Jugendhilfeausschuss am 9. 2. 2009 zugestimmt hat). Die Kinder- und Familienzentren orientieren sich in ihrer Arbeit am EEC-Ansatz und sollen ein „Ort für Familien“ im Stadtteil werden.

Eine Beratungswohnung im benachbarten Hochhaus

Weil die Räumlichkeiten der beiden Kitas nicht ausreichen, stellt das Sozialratshaus Dornbusch seine Beratungswohnung zur Verfügung. Diese liegt im zweiten Stockwerk eines Hochhauses in direkter Nachbarschaft der beiden Kitas. Die Wohnung besteht aus einem Gruppenraum, einem Spiel- und Beratungszimmer sowie aus einem Büroraum, einer Küche und einem Badezimmer.

Der Familienbildung steht eine 50-Prozent-Stelle zur Verfügung. Ihre Aufgaben sind

- die Schaffung von niedrigschwelligen Kommunikationsmöglichkeiten für Familien
- die Bereitstellung bedarfsgerechter Bildungsangebote für Eltern zur Stärkung der Erziehungskompetenzen

- die Förderung der Eltern-Kind-Beziehung, insbesondere im Bereich der unter Dreijährigen sowie
- die Unterstützung der Partizipation und gesellschaftlicher Teilhabe der Eltern.

In der Aufbauphase des KiFaZ Eckenheim galt es für die Interkulturelle Familienbildung zunächst, ein Gespür für den Stadtteil, für die Mitarbeiter/innen, für die Familien und die Räumlichkeiten zu erhalten. Dies geschah unter anderem durch Hospitationen in den Kitas, Teilnahme an Elternabenden und an bereits bestehenden Elterncafés, initiiert durch die Elternbeiräte der Kitas, sowie durch Sitzungen des sogenannten Inneren Kreises und aller Kooperationspartner.

Die Organisationsebene besteht aus zwei Gremien:

- Im Inneren Kreis treffen sich die zwei Kita-Leitungen, die KiFaZ-Koordinatorin, die Erziehungsberaterin und die Familienbildnerin. Diese Treffen finden in regelmäßigen Abständen statt und dienen dazu, vor allem inhaltliche und organisatorische Abläufe zu besprechen.
- Zur sogenannten Steuerungsgruppe gehören, neben den oben genannten Personen, die Trägervertreterinnen und ein Vertreter des Sozialrathauses Dornbusch. In diesem Kreis werden strukturelle Fragen erörtert, Absprachen und Entscheidungen getroffen und Zuständigkeiten geklärt. Dieser Kreis hat sich in der Anfangszeit in engeren Abständen getroffen, inzwischen finden diese Treffen halbjährlich statt. Die Zusammenkünfte werden von einer externen Expertin begleitet, um das Team bei der Erstellung eines Konzepts für dieses KiFaZ zu begleiten und zu beraten.

Etablierung des Programms HIPPY

In der Aufbauphase war es wichtig, zeitgleich zur Gremienarbeit in die Kommunikation mit Eltern zu treten, sie kennenzulernen, sich nach ihren Wünschen zu erkundigen und ihnen auch Angebote bereitzustellen. In beiden Kitas bestanden bereits vom Elternbeirat geleitete Elterncafés, die 14-tägig bzw. einmal monatlich stattfanden. So war dies die erste Anlaufstelle für die Familienbildnerin. Allerdings war es auch wichtig, so schnell wie möglich mit eigenen Angeboten an die Elternschaft heranzutreten. Nach Rücksprachen mit den Teams der beiden Kitas sowie nach Umfragen bei den Eltern bestätigte sich die Annahme, dass das Bildungsprogramm HIPPY ein passendes Startangebot sein könnte. HIPPY (Home Instruction for Parents and Preeschool Youngsters) ist ein Hausbesuchsprogramm für Familien mit Kindern im Alter von vier bis sieben Jahren, das auf Stärkung

der Eltern-Kind-Interaktion und die Vorbereitung des Kindes auf den Schuleinstieg abzielt (vgl. www.impuls-familienbildung.de).

Da die Interkulturelle Familienbildung des IFZ e. V. das Programm im Auftrag des Amtes für multikulturelle Angelegenheiten bereits in den Stadtteilen Griesheim und Ostend durchgeführt hatte und die Familienbildnerin über die nötige Ausbildung zur HIPPY-Koordination verfügte, konnte ab September 2012 mit dem Programm gestartet werden. Nach einer intensiven Akquisephase, mit Hausbesuchen und ausführlichen individuellen Vorstellungen des Programms konnten insgesamt elf Familien mit zwölf Kindern aus den beiden Kitas und darüber hinaus eine weitere Familie erreicht werden.

Die regelmäßigen Gruppentreffen im Rahmen des Programms HIPPY dienten der weiteren Bedarfsermittlung bei den Müttern. Um so viele Eltern wie möglich zu erreichen, fanden parallel weitere Bedarfserhebungen statt: im Rahmen von Hospitationen in beiden Einrichtungen, während unterschiedlicher Feste, bei Elternabenden, durch Teilnahme an den Teamsitzungen beider Einrichtungen sowie durch informellen Austausch mit einzelnen Erzieherinnen. Zudem wurden in beiden Kitas Café-Inseln als niedrigschwelliges Angebot installiert.



Abb. 20: Gemeinsame Aktionen mit Kindern und Eltern erleichtern die Kontaktaufnahme

Frühstücken, Tanzen, Kochen

Mitte November 2012 fand die offizielle Eröffnungsfeier des KiFaZ mit Vertretern der Stadt Frankfurt statt. Der Nachmittag dieses Tages galt vor allem den Eltern und Kindern. Wichtig für die neuen Mitarbeiter/innen im KiFaZ-Team war es, Kontakte zu den Eltern herzustellen, um sich bekannt zu machen. Im März 2013 konnte ein Eltern-Kind-Frühstück installiert werden. Dieses findet im wöchentlichen Rhythmus statt. Recht bald fand sich ein Stamm von Frauen, die regelmäßig kommen. Den Wunsch der Frauen, nach dem Frühstück zu tanzen, konnten wir erfüllen. Aus dem Frühstückstreffen und dem Elterncafé des Elternbeirats heraus ergab sich der Wunsch, gemeinsam zu kochen. So entwickelte sich die Idee, einmal monatlich ein Gericht eines Landes kennenzulernen. Verantwortlich für die Rezeptauswahl sind die jeweiligen Frauen mit Migrationshintergrund, die aus diesem Land kommen.

Des Weiteren gibt es im wöchentlichen Wechsel in beiden Kitas eine Café-Insel im Eingangsbereich der dortigen Räumlichkeiten. Eltern, die ein paar Minuten Zeit haben, können sich bei einer Tasse Tee oder Kaffee über die Angebote der Familienbildung informieren, aber auch Fragen stellen und Wünsche äußern. Dies dient auch der Bekanntmachung der Person der Familienbildnerin. Manchen Eltern begegnet man nicht oft, weil ihre Kinder von anderen Familienmitgliedern gebracht werden, weil sie Hortkinder haben, die erst mittags und selbstständig kommen, oder aber auch, weil sie berufstätig sind. Hier gilt es, Angebote zu installieren, die auch diese Eltern gut erreichen können. Gerade nach den Sommerferien, wenn ein Wechsel von Kindern stattgefunden hat, ist es wichtig, Präsenz zu zeigen, sich den neuen Eltern vorzustellen und ihre Wünsche zu erheben.

Da einige Eltern berufstätig oder anderweitig vormittags eingebunden sind, aber dennoch an regelmäßig stattfindenden Treffen teilnehmen möchten, findet inzwischen auch an einem Nachmittag in der Woche ein Elterncafé statt. Zusätzlich gibt es den Wunsch nach kreativem Tun: So kam die Idee auf, das Elterncafé „Kreativcafé“ zu nennen, um dort auch basteln und handarbeiten zu können. Hier können Eltern sowohl Neues lernen, als auch eigene Fähigkeiten an andere weitergeben. Die Öffnung in den Stadtteil gelingt: Die Frauen bringen vermehrt ihre Freundinnen oder Nachbarinnen mit.

Durch die enge Zusammenarbeit der Mitarbeiter/innen des Inneren Kreises sind die Kommunikationswege kurz. Immer wieder besteht die Möglichkeit, Fragen, die Familien beschäftigen, die aber nicht von der Familienbildnerin beantwortet werden können, (natürlich anonym) an die Erziehungsberaterin oder an die Kita-Leitungen weiterzugeben oder sich fachliche Information einzuholen.

Alle dargestellten niedrigschwelligen Angebote wurden zunächst für das Kennenlernen der Familien sowie zum Beziehungs- und Vertrauensaufbau genutzt. Zeitgleich werden sowohl Angebote unterbreitet als auch Interessen und Wünsche der Nutzer/innen erhoben. Im bisherigen Verlauf konnte bereits auf einige Interessen der Nutzer/innen eingegangen werden. So wurden Themen behandelt wie: Bildungs- und Teilhabepaket, Fragen zur gesundheitlichen Entwicklung der Kinder, kostenfreie bzw. kostengünstige Möglichkeiten der Freizeitgestaltung für Familien mit kleinen Kindern oder auch Berufs(wieder)einstieg sowie Vermittlung an Migrationsberatung bzw. weitere Fachstellen ausserhalb des KiFaZ, bei Bedarf auch mit Begleitung.

Die Angebote dienen dem Erreichen des Hauptziels der Kinder- und Familienzentren, nämlich der Förderung der Chancengleichheit. Das Wohl des Kindes steht hierbei im Mittelpunkt. Entsprechend des Early Excellence-Ansatzes gelten die Eltern als Expert/innen ihrer Kinder und sollen in ihren Erziehungskompetenzen unterstützt werden. Um die Chancengleichheit der Kinder gut fördern zu können, bedarf es einer intensiven und vertrauensvollen Zusammenarbeit mit den Eltern. Es gilt, sie einzubeziehen, sie bedarfsgerecht zu informieren, ihnen Mitbestimmung zu ermöglichen und ihre Selbstorganisation zu fördern. Die Familienbildung hat hier die Begleiter-Rolle mit der Aufgabe, in einem steten Austausch mit allen Akteur/innen zu stehen und flexibel auf die Wünsche der Familien einzugehen. Dabei steht das partnerschaftliche Zusammenarbeiten im Vordergrund: Nach zwei Jahren im Kooperationsverbund KiFaZ Eckenheim kann festgestellt werden, dass alle Beteiligten diesen Weg weiter beschreiten wollen.

Die Entwicklung eines Kinder- und Familienzentrums in einem Sportverein

Harald Seehausen

Das Kinder- und Familienzentrum (KiFaZ) der SG Bornheim 1945 e. V. Grün-Weiß ist das erste Haus dieser Art in der Bundesrepublik. Im Februar 2007 wurde es auf einem Sportplatz eröffnet. Ein kleiner Fußballverein mit einer Tanzsportabteilung, aber mit der größten Kinder- und Fußballabteilung in Frankfurt am Main (434 Kinder und Jugendliche im Alter von vier bis 18 Jahren) engagiert sich seit Anfang der 1990er-Jahre für benachteiligte Familien im Stadtteil. Jugendliche ab dem 14. Lebensjahr betreuen und trainieren Kinder mit Begleitung von Erwachsenen.

Ende 2002 führte eine Spendeninitiative zur Planung eines „Hauses der Zukunft“ und damit zu einer beispielhaften Kampagne des Sportvereins in der Öffentlichkeit. Das persönliche Engagement von zahlreichen Einzelpersonen, Frankfurter Unternehmen und Stiftungen, Eigenmittel des Vereins, Spenden und Sonderaktionen der Mitglieder, Fördermittel des Sportamts, Sozialdezernates und des Sportministeriums des Landes Hessen sowie dem Deutschen Fußball-Bund bildeten die Finanzierungsgrundlage zum Bau der Einrichtung. Die BHF-BANK-Stiftung stellte später Fördermittel für Projekte und Koordination zur Verfügung (vgl. Mankau/Seehausen/Wüstenberg 2010). Heute gehört das KiFaZ zu den vom Hessischen Sozialministerium geförderten Einrichtungen.

Das Besondere der Einrichtung

Eine Besonderheit liegt darin, dass der Sportverein *generationenübergreifende Aktivitäten* anbietet. Vier Generationen begegnen sich auf dem Sportplatz und im KiFaZ, spielen miteinander und geben ihr Alltagswissen weiter. Kinder und Jugendliche profitieren davon und können sich gleichzeitig mit ihren Kompetenzen einbringen. Eltern, Singles und Senioren lernen von den Kompetenzen der jungen Menschen.

Die zweite Besonderheit des KiFaZ liegt im *zielgerichteten Einsatz von freiwilligem Engagement*. Geeignete Gelegenheiten werden gesucht oder geschaffen, um Ehrenamtliche zu gewinnen. Die Qualifizierung der Freiwilligen soll ihr eigenständiges Handeln unterstützen, insbesondere in Bezug auf jüngere Mitglieder des

Vereins. Das Kinder- und Familienzentrum und der Sportverein verstehen sich selbst als neuer Lernort, an dem „soziales Kapital“ und informelle Bildung als wichtige Ressource erfahrbar werden (Dettling 2001, S. 368–414).

Der Sportverein begreift sich des Weiteren als *Teil eines sozialen Netzwerks für Kinder und Familien* vor Ort. Aus der Verbindung von Sport, Bewegung und Gesundheit entstehen neue kreative Angebote im Gemeinwesen. Der Sportverein bietet mit dem Kinder- und Familienzentrum Chancen der Vernetzung und Kooperation von Bildungs- und Betreuungsangeboten an, indem er sein Know-how, räumliche und personelle Ressourcen im Bewegungsbereich zur Verfügung stellt.

KiFaz und Sportverein übernehmen eine wichtige Rolle als *Mittler zwischen den Kulturen*. Die Familien repräsentieren rund 51 Nationalitäten, die Mitglieder mit Migrationserfahrung stellen im Verein eine außergewöhnliche große Gruppe dar. Mit ihren zahlreichen Erfahrungen und Kenntnissen in den Feldern Kommunikation, Sport und Bewegung, Ernährung und Kultur tragen sie wesentlich zur Integration bei. Sie entwickeln gemeinsam mit den Vereinsverantwortlichen neue Formen der interkulturellen Öffnung.

In enger Kooperation mit Beschäftigungsgesellschaften, dem Jobcenter Frankfurt am Main und dem Sozialdezernat werden über Arbeits- bzw. Ausbildungsgelegenheiten neue Arbeitsstellen für arbeitslose Jugendliche und Eltern im Verein geschaffen. So können über Generationsgrenzen hinweg neue Werdegänge und Berufsbiografien mit positiven Wirkungen auf die Eltern-Kind-Beziehung entstehen. In diesem Zusammenhang werden auch Kleinbetriebe der lokalen Wirtschaft in Projekte für Kinder und Familien eingebunden (Seehausen 2011).

Elternbefragung – Neuland auf dem Sportplatz

Die Elternbefragung in einem Sportverein bedeutet familienpolitisches (und methodisches) Neuland. Eine solche erfolgte zwei Jahren nach der Gründung des Kinder- und Familienzentrums auf dem Sportplatz. Bei der jährlich stattfindenden Zukunftswerkstätte „Familienfreundlicher Sportverein“ (2009) entwickelte sich die Idee der Bedarfsermittlung bei jungen Familien. Die Vereinsverantwortlichen standen vor völlig neuen Fragen wie: Welche Wünsche, Erwartungen und kritische Anregungen werden vonseiten der Eltern geäußert? Welche Talente können Familien einbringen? Welche finanziellen Rahmenbedingungen sind für Projekte erforderlich? Über welche Organisationsform kann die Elternbefragung erfolgreich stattfinden? Die familienfreundlichen Rahmenbedingungen der Elternbefragung auf dem Sportgelände führten zu einer hohen Beteiligung mit insgesamt 94 Familien mit Kindern.

Eltern brauchen ein flexibles, verlässliches und günstiges Betreuungsangebot

Eine Gruppe von Eltern kritisierte das wenig flexible Betreuungsangebot öffentlicher Einrichtungen im Alltag und während der Ferienzeit. Diesbezüglich regten sie eine stärkere Kooperation mit benachbarten Kindertageseinrichtungen und Grundschulen im Interesse der Familien an, um die Hektik zu verringern. Arbeitslose Eltern mit und ohne Migrationserfahrung kritisierten den zu hohen Teilnehmerbeitrag für die Ferienbetreuung. Sozial benachteiligte Familien wurden daraufhin vom Mitgliedsbeitrag des Vereins befreit. Zahlreiche Eltern wünschten sich eine Betreuung nach der Schule mit Essen, Hausaufgabenhilfe, kreativen Spielangeboten und einen direkten Übergang zur Freizeitgestaltung auf dem Fußballplatz.

Eltern suchen nach einem Ort der Kommunikation und Begegnung

Die Frage „Wünschen Sie einen Treffpunkt für junge Familien auf dem Sportplatz?“ wurde von der Mehrzahl der befragten Familien positiv beantwortet. Die Eltern erwarten eine kontinuierliche Betreuung von Kleinstkindern am Nachmittag, insbesondere dann, wenn parallel die „großen“ Schulkinder (Geschwister) auf dem Sportplatz trainieren. Eine Gruppe favorisierte Treffen unter der Woche. Der Café-Aufenthalt sollte mit Kaffee, Tee und Kuchen sowie Austausch zu Erziehungsfragen gestaltet werden. Ein hoher Anteil der befragten Eltern regte die Öffnung des KiFaZ für Kindergeburtstage und Familienfeiern an.

Familienfreundliche Angebote auf dem Sportplatz und im KiFaZ

Gegenwärtig existieren unterschiedliche Angebote in der Verbindung zwischen Verein und KiFaZ: das Familien-Sport-Café, der pädagogische Mittagstisch, das Sport- und Freizeit-Camp in den Ferien, der offene Jugend-Treff mit Mitternachtsfußball. Mit diesen Projekten verfolgen die Akteure das Ziel, Erfahrungen aus dem freiwilligen sozialen Engagement, der Kooperation und Vernetzung mit anderen Organisationen sowie aus der Öffnung des Sportplatzes (auch für Nichtmitglieder) zu verknüpfen (vgl. Deutscher Olympischer SportBund 2012).



Abb. 21: Kommunikation, Sport und Bewegung tragen wesentlich zur Integration bei

Das „Familien-Sport-Café“: ein wichtiger Ort der Kommunikation und Begegnung

Wie kam es zu dem Projekt? Mütter aus unterschiedlichen Milieus und Kulturen (Bosnien, Türkei, Deutschland, später Marokko) ergriffen die Initiative zur Gründung des „Familien-Sport-Cafés“. Sie betreuten ihre Säuglinge und Kleinkinder im Vereinsheim während des Trainings ihrer Schulkinder. Aus konfliktreichen Betreuungsengpässen auf dem Sportplatz entwickelten die Frauen die Idee, einen offenen Treffpunkt im Kinder- und Familienzentrum zu gründen. Dabei äußerten sie insbesondere den Wunsch nach Kennenlernen und Austausch über Alltagsfragen.

Welche Maßnahmen wurden durchgeführt bzw. sind geplant?

Am Anfang stand die Herstellung einer guten Einrichtungs- und Raumqualität des Cafés. Ehrenamtlich tätige Eltern mit entsprechendem Fachwissen unterstützten die Ausstattung des Raums, der heute Kindern und Erwachsenen vielfältige Bewegungserfahrungen und Lernaktivitäten ermöglicht. Im Hinblick auf künftige Nutzungsänderungen wurden Aspekte der Multifunktionalität des Raumes berücksichtigt, um Jugendlichen abends Sitzgelegenheiten anzubieten. Heute ist das Café an vier Nachmittagen geöffnet. Die Öffnungszeiten sollen schrittweise auch am Wochenende erweitert werden, wenn sich auf dem Sportplatz die zahlreichen Mannschaften treffen und spielen. Kindergeburtstage und Familienfeiern werden

immer öfter (gegen eine geringe Raumgebühr) in den Räumen des KiFaZ in Verbindung mit dem Sportgelände gebucht. Parallel wird am Vormittag der Sportplatz von Kindergruppen aus dem Stadtteil genutzt (unter anderem von Krippen, Krabbelgruppen und Tagespflegepersonen). Die Vernetzung des Angebots mit der benachbarten Familienbildungsstätte hat vor allem zur Qualifizierung der Initiatorinnen geführt, die sich heute als Elternbegleiterinnen verstehen.

Schlussfolgerungen für Kinder- und Familienzentren

Welche beispielhaften Erfahrungen können für die Weiterentwicklung von Kinder- und Familienzentren verallgemeinert werden?

- Der Treffpunkt unterstützt Familien auf dem Sportplatz beim Zustandekommen von Begegnungen und Kommunikation. Eltern bekommen in diesem sozialen Netzwerk Anregungen und Informationen zu Fragen der Entwicklung ihrer Kinder.
- Jungen Familien bietet der Ort Chancen einer wechselseitigen Entlastung beim Umgang mit den Alltagssorgen („Eltern helfen Eltern“). Eltern erhalten bessere Bedingungen für die Gestaltung der Vereinbarkeit von Familie, Beruf und Freizeit.
- Die Stärkung der Potenziale von Eltern und Großeltern bildet einen wichtigen Bestandteil des sozialen Netzwerks. Familienbildung berät und begleitet ehrenamtliche Helfer und Fachkräfte, um die Talente und Kompetenzen beider Gruppen zu verbinden.
- Bewegung, Spiel und Sport vermitteln den Kindern, Eltern und Großeltern gemeinsam Spaß und Freude. Dies soll Erwachsene zur Auseinandersetzung mit ihrem eigenen Bewegungsverhalten anregen und ihnen Wege aufzeigen, ihre Kinder frühzeitig aktiv zu fördern.
- Familien mit Armutshintergrund werden in besonderer Weise einbezogen. Die Vermittlung konkreter Hilfen und Informationen für die Familien im Verein und der Nachbarschaft wird über direkte Kontakte zwischen den Eltern hergestellt.
- Der sozialraumorientierte Ansatz von KiFaZ und Sportverein führt unterschiedliche Organisationen und Institutionen sowie interessierte Personen im Interesse der Familien zusammen (unter anderem Sozialrathaus, Ernährungsberatung, Schwimmbad).

Perspektiven

Der familienfreundliche Sportverein mit einem Kinder- und Familienzentrum versteht sich als Teil einer kommunalen Bildungslandschaft mit bedarfsorientierten Angeboten für Kinder und Eltern. Die Kooperation des KiFaZ auf dem Sportplatz mit benachbarten Schulen, Tageseinrichtungen für Kinder, Familienbildungsstätten, Spielplätzen und Museen nimmt künftig einen wichtigen Stellenwert bei der Verwirklichung von Entwicklungs- und Bildungsmöglichkeiten der Kinder ein.

Die gesellschaftliche Wertschätzung von Elternverantwortung bildet die Grundvoraussetzung für eine neue „Erziehungskultur“ in Kinder- und Familienzentren sowie an Freizeitorten wie Sportvereinen. Dies gilt für alle Eltern, insbesondere auch für Eltern in prekären sozialen Verhältnissen. Familien verfügen über (sportliche) Talente und Begabungen, die für frühkindliche Bildungsprozesse künftig stärker zu berücksichtigen sind. Aus dem Zusammenspiel unterschiedlichster Träger und Akteure vor Ort entstehen neue Chancen in einem gemeinsamen Lernfeld für Kinder und Eltern, für Profis und Freiwillige aller Generationen.

Literatur

- Dettling, Warnfried (2001): Die Stadt und ihre Bürger. Neue Wege in der kommunalen Sozialpolitik. Grundlagen. Perspektiven. Beispiele. Verlag Bertelsmann Stiftung, Gütersloh.
- Deutscher Olympischer SportBund (Hrsg.) (2012): Familienfreundlichkeit im Sportverein, verfügbar unter www.dosb.de [2.5.2014].
- Mankau, Gabriele/Seehausen, Harald/Wüstenberg, Wiebke (2010): Kinder- und Familienzentren als neue Orte frühkindlicher Bildung. Carl Link-Verlag, Kronach.
- Seehausen, Harald (2011): Werdegänge und Berufsbiografien verändern sich, in: KiTa aktuell, Heft 5, S. 119–121, Carl Link-Verlag, Kronach.



5 | Erziehungspartnerschaft und Begegnung

Das Entwicklungsgespräch mit Eltern – ein Baustein der Zusammenarbeit im Early Excellence-Konzept

5.1

Stefanie Entzmann

Der konsequent ressourcenorientierte Early Excellence-Ansatz richtet sich von seinem Ursprung her hauptsächlich an Familien, die von Armut und Benachteiligung betroffen sind und sich in schwierigen Lebenssituationen befinden. Das Entwicklungsgespräch mit Eltern nimmt hier eine elementare Stellung ein.

Eine bessere soziale und kognitive Entwicklung zeigt sich bei den Kindern, die von ihren Eltern in ihren Lernprozessen unterstützt werden. Dabei ist die soziale Schichtzugehörigkeit weniger wichtig als das, was die Eltern im Umgang mit ihren Kindern tatsächlich tun. Positiv wirkt es sich auch aus, wenn die Kitas familienbildende Angebote initiieren, die Eltern zu Mitwirkung und Mitbestimmung ermutigen und sozial schwache Eltern darin unterstützen, die familiäre Lernumgebung zu verbessern. Etwas vereinfacht könnte man sagen, dass ohne die Kooperation mit den Eltern auch die besten Einrichtungen keine wesentlichen Chancenverbesserungen für Kinder erreichen können. Das ist Grund genug, der Zusammenarbeit mit den Familien einen größeren Stellenwert in der Elementarpädagogik einzuräumen.

Ausgehend von einigen Ergebnissen der britischen EPPE-Studie (2004) nimmt die Beteiligung der Eltern am Entwicklungsprozess ihrer Kinder einen hohen Stellenwert ein und stellt neben einer qualitativ hochwertigen Arbeit in den Kindertageseinrichtungen den ausschlaggebenden Faktor dar, Kindern eine gute Entwicklung zu ermöglichen. In der EPPE-Studie stellte sich nämlich heraus, dass sich der Besuch einer vorschulischen Einrichtung positiv auf die soziale und kognitive Entwicklung der Kinder auswirkt. Kinder, die nur zu Hause betreut wurden, wiesen bei der Einschulung schlechtere kognitive Leistungen auf, konnten sich nicht so gut konzentrieren und waren weniger sozial. Die besten Erfolge erzielten Einrichtungen, die Bildung, Erziehung und Betreuung auf hohem Niveau integrieren, d. h., sich sowohl um das körperliche und emotionale Wohlbefinden der Kinder kümmern als auch deren kognitive Entwicklung und die die Familien aktiv einbeziehen.

Einer der Grundpfeiler im Early Excellence-Konzept ist die Erziehungspartnerschaft mit den Eltern, verstanden als gleichberechtigte und gemeinsame Verantwortung für die bestmögliche Entwicklung und Förderung des Kindes. Dieses Verständnis setzt Dialogbereitschaft und eine klare positive Haltung dem jeweils anderen Erziehungspartner gegenüber voraus und damit eine Anerkennung der jeweiligen Expertenrolle: Eltern als Experten der Lebenssituation der Familie und des häuslichen Aufwachsens der Kinder und die pädagogischen Fachkräfte als Experten der öffentlichen Erziehung und der Lebenssituation in der Kita. Die Partnerschaft zwischen Eltern und pädagogischen Fachkräften beinhaltet die Bereitschaft der Fachkräfte, mit den Eltern auf einer Ebene zu kommunizieren und sich auf Beziehungen einzulassen. Das Kind wird in der pädagogischen Praxis in seinen Stärken und Kompetenzen wahrgenommen. Diese zu erkennen, zu beobachten, zu dokumentieren, individuell zu fördern und zu unterstützen, geht nicht ohne die Eltern.

„Es macht keinen Sinn, ein Kind zu erziehen, ohne dabei die für das Kind bedeutendsten Menschen zu berücksichtigen.“ (Bruce 1987, S. 24).

Diese Überzeugung erfordert von uns eine andere Sichtweise auf die Familie. Wie Elterninterviews gezeigt haben, kommen Eltern häufig mit der Erwartung ins Elterngespräch, dass sie etwas falsch gemacht haben und in der Erziehung etwas dazulernen müssen. Sie haben Defizitgefühle oder sind häufig zumindest stark verunsichert. In einer Erziehungspartnerschaft ist es die Aufgabe der Pädagog/innen, die Eltern in ihrer Entwicklung, in ihrem Selbstbewusstsein zu stärken. Die vorhandenen Ressourcen der Familie im Allgemeinen und von Eltern, Mutter, Vater und Kind im Besonderen müssen ihnen wieder bewusst gemacht werden. Diese Würdigung von Stärken motiviert Menschen, sich mit ihren Problemen konstruktiv auseinanderzusetzen.

Entwicklungsgespräche in der Praxis

Im Kinder- und Familienzentrum St. Josef in Stuttgart arbeiten wir seit 2007 nach dem Bildungskonzept von Early Excellence. Hier werden derzeit 210 Kinder im Alter zwischen einem und zehn Jahren in unterschiedlichen Gruppen im Ganztagesbetrieb betreut. Separate Räumlichkeiten auf dem Gelände bieten Familien Raum für Begegnung, Bildungsangebote und Beratung. Der Anteil von Familien mit Migrationshintergrund liegt derzeit bei 75 Prozent; 53 Prozent der Familien, deren Kinder die Einrichtung besuchen, erhalten staatliche Transferleistungen. Wir sind im Kinder- und Familienzentrum auf dem Weg, unterschiedliche Formen von Beteiligungsmöglichkeiten zu entwickeln, um der Heterogenität der Eltern-

schaft mit ihren unterschiedlichen Bedürfnissen und Lebenssituationen Rechnung zu tragen.

Für die Zusammenarbeit mit Familien gelten bei uns folgende Grundsätze:

- Wir gehen davon aus, dass alle Eltern das Beste für ihr Kind wollen. Diese Haltung ist besonders in prekären Erziehungssituationen hilfreich. Wenn Eltern und Pädagogen dieses gemeinsame Ziel – das Beste für das Kind – verfolgen, können sie auch gemeinsam überlegen, wie gute Entwicklungsbedingungen für das Kind geschaffen werden können.
- Wir nehmen Eltern ganzheitlich in ihren verschiedenen Rollen und Identitäten wahr. Eine Mutter ist nicht nur Mutter, sondern Frau, Partnerin, Türkin, Berufstätige oder Arbeitssuchende und immer auch Teil ihres Familiensystems. Ihre Erlebnisse, Erfahrungen und Bedürfnisse in den verschiedenen Rollen beeinflussen ihr Handeln.
- Je bildungsbenachteiligter Familien sind, desto dringlicher ist es, eine gute und vertrauensvolle Atmosphäre herzustellen, an der alle beteiligt sind. Vor jeder Bildungsarbeit steht die Schaffung einer akzeptierenden und wertschätzenden Atmosphäre, in der Eltern und Kinder sich wohlfühlen. Der Gesamteindruck der Familie muss sein: „Hier sind wir willkommen, alle sind zum Bleiben eingeladen.“ Dies wird durch die Haltung und Einstellung der Mitarbeiter/innen und in der Gestaltung der Einrichtung deutlich ausgedrückt.

Austausch unter Experten auf Augenhöhe

Da das Entwicklungsgespräch nur ein Ausschnitt in der Zusammenarbeit mit Eltern im Early Excellence-Ansatz ist und nicht losgelöst von dessen anderen Elementen betrachtet werden kann, gehe ich auch auf die unmittelbar damit zusammenhängende Beteiligungsform ein. Eine praxistaugliche und Erfolg versprechende Form der Beteiligung ist es, Eltern in das Beobachtungsauswertungsverfahren und in die Entwicklung der individuellen Bildungsangebote ihres Kindes einzubeziehen. Nach dem englischen Vorbild Pen Green bieten wir Eltern die Gelegenheit, an der systematischen Auswertung der Beobachtungen ihres Kindes teilzunehmen. Sie sind Gast in der Teamsitzung und hören zu, wie die pädagogischen Fachkräfte die schriftlichen Beobachtungen zum Verhalten eines Kindes in einer selbst gewählten Spielsituation vorlesen. Im Anschluss daran können Eltern, sofern sie es möchten, ihre Beobachtungen aus dem häuslichen Umfeld mündlich ergänzen.

Nach einem festgelegten Verfahren werten die Pädagog/innen die Beobachtungen aus und entwickeln gemeinsam mit den Eltern Ideen, welche Materialien und welche Literatur dem Kind zur Verfügung gestellt werden kann, um sein Thema weiter zu bearbeiten. Alle Beteiligten tragen zusammen, welche Aktivitäten und Angebote das Kind in seinem Lernprozess unterstützen können. Nicht zuletzt wird überlegt, ob es sinnvoll ist, andere Kinder daran zu beteiligen. Abhängig vom Alter des Kindes kann es selbst zwischen den Ideen, die entwickelt wurden, wählen und entscheiden, welches individuelle Bildungsangebot mit der Bezugspädagogin verwirklicht werden soll und welche Kinder gegebenenfalls mit daran teilnehmen. Häufig nehmen die Eltern die Anregungen dankbar auf und geben ihrem Kind zu Hause Impulse oder stellen Material zur Verfügung, damit die Kinder ihr Interesse weiter entwickeln können.

Die gesamte Zusammenarbeit mit den Eltern orientiert sich im Grundsatz an Rückkoppelungsschleifen wechselseitiger Information und dialogischer Reflexion (Lepenes 2007, S. 24). Dieser Austausch wird im Pen Green Centre in Form des „Pen Green-Loops“ dargestellt.

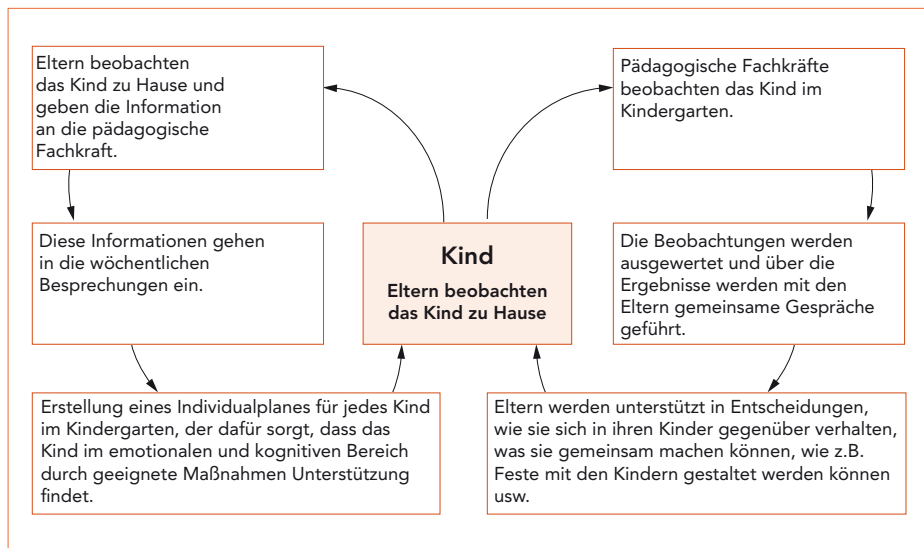


Abb. 22: Der Austausch mit den Eltern in Pen-Green-Loop

Dokumentation als Grundlage der Reflexion

Die Dokumentation des individuellen Bildungsangebots wird in Form eines *Erlebnisbuches* mit dem Kind erstellt. Dieses Buch steht dem Kind im Alltag zur Verfügung und ermöglicht ihm, Erfahrungen zu rekapitulieren, gegebenenfalls weiterzuführen und andere Kinder daran teilhaben zu lassen. Die pädagogische Fachkraft reflektiert das individuelle Bildungsangebot und notiert in einem *Lernkreis* (PLOD – Personal Lines of Direction) stichwortartig, welche Lernerfahrungen das Kind in den entsprechenden Bildungsbereichen oder Entwicklungsfeldern des Orientierungsplans machen konnte. Der PLOD eignet sich ebenfalls, um im Entwicklungsgespräch mit den Eltern über die Lernfortschritte ihres Kindes ins Gespräch zu kommen (vgl. Karkow/Kühnel 2008, S. 30 ff.). Das Erlebnisbuch, das einige Fotos enthält oder in Ausnahmefällen sogar Videomaterial, ermöglicht einen noch tieferen Zugang. Vor allem Eltern, die wenig Deutsch verstehen und sprechen, bietet Bildmaterial eine adäquate Verständigungshilfe.

„Die Eltern öffnen sich, denn allen Eltern liegt daran, dass ihr Kind im besten Licht erscheint und besonders gut gefördert wird.“
(Lepenies 2007, S. 52).

Im Entwicklungsgespräch achtet die pädagogische Fachkraft darauf, dass es ausreichend Raum für die Anliegen und Themen der Eltern gibt. Beide Partner bringen ihre Erfahrungen ein, die sie seit der Beobachtungsauswertung sammeln konnten, und haben Gelegenheit, Fragen zu stellen. Anknüpfend an die gemeinsame Beobachtungsauswertung gelingt es der pädagogischen Fachkraft leichter, auf Augenhöhe mit den Eltern die Entwicklung des Kindes in den Blick zu nehmen. Dabei achtet sie darauf, der Besonderheit der Lebenswelt Familie Achtung und Respekt entgegenzubringen und sie nicht mit „Überpädagogisierung“ zu belasten. Die pädagogische Fachkraft nimmt eine offene, erkundende, interessierte Grundhaltung ein.

Professionalität durch positiven Blick

Auf der Basis der Anerkennung der Kompetenz des anderen gelingt eine Zusammenarbeit zum Wohle des Kindes. Eltern und pädagogische Fachkräfte entwickeln mit der Zeit eine gemeinsame Sprache und ein gemeinsames Verständnis von gelingender Bildung und Entwicklung. Stichprobenartige Befragungen im Kinder- und Familienzentrum St. Josef ergaben, dass Eltern mehr Sicherheit in Bezug darauf erhalten, was sie mit ihren Kindern Sinnvolles unternehmen oder wie sie die Interessen ihrer Kinder besser wahrnehmen und unterstützen können. Darüber hinaus formulieren Eltern, dass sie eine hohe Professionalität aufseiten der päd-

gogischen Fachkräfte wahrnehmen und das Vertrauen in ihre eigene Kompetenz weiter zunimmt. Sie äußern, wie wichtig ihnen die Einschätzungen und die Antworten der pädagogischen Fachkräfte sind, und dass sie in einer vertrauensvollen Atmosphäre auch schwierige Themen ansprechen können.

Durch diese Form der Zusammenarbeit wird der Blick der Eltern auf die Stärken ihres Kindes gelenkt. Dem Exzellenzgedanken folgend verfügt jedes Kind über besondere Talente und Begabungen, die es zu fördern gilt. Gemeinsam mit den Eltern überlegt die pädagogische Fachkraft, welche Angebote im Kinder- und Familienzentrum interessant sein könnten. Darüber hinaus zeigt sie sich interessiert am Bedarf der Familien und nimmt Anregungen auf.

Diese Form der Zusammenarbeit mit Eltern erfordert von den pädagogischen Fachkräften ein hohes Maß an Professionalität, Reflexionsvermögen und Offenheit. Im selben Maß, wie wir den positiven Blick auf Kinder und ihre Familien legen, haben auch unsere pädagogischen Fachkräfte diesen Blick verdient. Denn nur wenn es gelingt, in Einrichtungen eine Kultur der positiven Rückmeldung zu pflegen, Lernen auch über Hierarchieebenen hinweg als wechselseitiger Prozess verstanden wird und Mitarbeiter/innen wahrnehmen, dass auch sie mit ihren Stärken gesehen werden und willkommen sind, kann eine lernende Gemeinschaft im Sinne des Early Excellence-Gedankens wachsen.

Literatur

- Hebenstreit-Müller, Sabine/Lepenes, Annette (Hrsg.) (2007): Early Excellence: Der positive Blick auf Kinder, Eltern und Erzieherinnen. Dohrmann-Verlag, Berlin.
- Whalley, Margy/Pen Green Team (2008): Eltern als Experten ihrer Kinder. Dohrmann-Verlag, Berlin.
- Kölsch-Bunzen, Nina (Hrsg.) (2011): Aspekte von Early Excellence. Theorie und Praxis in St. Josef Stuttgart. Dohrmann-Verlag, Berlin.
- Ulrike Wehinger: In_partnerschaftlicher_Zusammenarbeit_mit_Familien, in: Handbuch für ErzieherInnen. 47. Ausgabe; verfügbar unter http://www.early-excellence.de/binaries/addon/53_artikel_wehinger2.pdf [2.5.2014].
- Karkow, Christine/Kühnel, Barbara (2008): Das Berliner Modell. Qualitätskriterien im Early Excellence Ansatz. PFH – Beiträge zur pädagogischen Arbeit, Band 13. Berlin, Dohrmann-Verlag.

Marte Meo – eine Methode mit vielfältigen Umsetzungsmöglichkeiten im Kinder- und Familienzentrum

5.2

Inge Nowak

Auf dem Weg zum Kinder- und Familienzentrum braucht es nicht nur eine große Portion an Entschlossenheit, Aufmerksamkeit und Geduld, sondern auch eine gute Strategie, durchdachte Konzepte und praxisnahe Methoden. 3 in 1: Die Marte Meo-Methode verspricht dreifachen Gewinn.

Marte Meo dient der Entwicklungsunterstützung von Kindern, der Beratung und Begleitung von Eltern und Fachkräften und der Qualitätssicherung der Einrichtung. Die Stärken und Ressourcen von Kindern, Eltern und Fachkräften bilden die Grundlage der Entwicklungsunterstützung und des Beratungsprozesses. Sie werden in Videosequenzen sichtbar gemacht und mit Informationen zu Entwicklung und Kommunikation gekoppelt. Immer mehr Kinder- und Familienzentren interessieren sich für die Marte Meo-Methode und nutzen die unterschiedlichsten Möglichkeiten zur Umsetzung. Die Methode wird direkt mit den Kindern angewendet, im alltäglichen Miteinander, in der Gruppenarbeit sowie in der gezielten Entwicklungsunterstützung im Einzelkontakt. Bewährt hat sie sich in der Eingewöhnungsphase der Kinder, in der Beratung und Begleitung der Eltern, bei Informationsveranstaltungen, Elternkursen, wie zur Qualitätssicherung der Arbeit.

Marte Meo

Der Name Marte Meo kommt aus der griechischen Mythologie und bedeutet so viel wie „aus eigener Kraft etwas erreichen“. Dahinter verbirgt sich eine Grundhaltung zum Menschenbild und zur Arbeit, damit Eltern und Kinder profitieren und Fachkräfte sich nicht überfordern. Die Begründerin der Methode ist die Niederländerin Maria Aarts. Sie hat das Marte Meo-Basiswissen dem alltäglichen Miteinander von Eltern und Kindern entnommen. Aus unzähligen Beobachtungen der natürlichen Kommunikation zwischen Eltern und ihren Kindern analysierte sie mithilfe von Videoaufzeichnungen gelungene Momente der Interaktion. Die gewonnenen Informationen zeigen, wann genau Unterstützung stattfindet und wie in alltäglichen Situationen die Entwicklungs- und Lernprozesse aktiviert werden. Maria Aarts erfasste die Entwicklungsbedürfnisse und den Entwicklungs-

stand der Kinder und verknüpfte diese mit spontanen elterlichen Verhaltensweisen, die für eine förderliche Entwicklung der Kinder wichtig sind. Hieraus entstand die Marte Meo-Methode mit den Elementen der Basiskommunikation für gute Entwicklungsprozesse, den Videosequenzen und Checklisten als hilfreiches Arbeitsmittel für die Interaktionsanalyse. Marte Meo ist ein eingetragenes und geschütztes Markenzeichen. Nur Personen, die erfolgreich eine Marte Meo-Weiterbildung absolviert haben, sind berechtigt, öffentlich mit der Methode zu arbeiten. Die Befähigung mit Zertifizierung erfolgt über verschiedene Ausbildungsprogramme, die aufeinander aufbauen: Marte Meo-Practitioner, Marte Meo-Couleague Trainer, Marte Meo-Therapist und Marte Meo-Supervisor. Die Basissprache des internationalen Netzwerks ist Englisch.

Marte Meo steht für Entwicklungs- und Lernprozesse

Den Bildungs- und Entwicklungsprozess des Kindes als „Lernen für sich selbst“ zur Persönlichkeitsentwicklung zu verstehen, heißt, durch Experimentieren und Ausprobieren Erfahrungen und Erkenntnisse zu sammeln, um Fertigkeiten und Fähigkeiten zu erlangen und diese wiederum für ein selbstbestimmtes Leben einzusetzen. Unter dieser Zielsetzung wird nicht nur die Beobachtung der Entwicklung der Kinder unter der Prämisse wichtig, ihre Fähigkeiten und Begabungen zu sehen und Blockaden frühzeitig zu erkennen. Kinder benötigen auch eine förderliche Atmosphäre mit vielen „alltagstauglichen“, natürlichen Interaktionen, um ihre Umwelt zu erforschen und sich diese anzueignen.

Kinder die altersentsprechend entwickelt sind, suchen sich anregende Situationen, gehen in eine konstruktive Interaktion mit Erwachsenen und Gleichaltrigen, sind konfliktfähig, profitieren vom Miteinander, bringen Ideen ein, reagieren angemessen auf Leitung und erledigen zielgerichtet ihre Aufgaben. Speziell Kinder mit besonderen Bedürfnissen, die stillen, unauffälligen, aber auch die unruhigen und unkonzentrierten Kinder, benötigen gezielte Aufmerksamkeit und Unterstützung, um in Entwicklungsstimmung zu kommen und aus eigener Kraft die nächsten Entwicklungsschritte zu gehen. Maria Aarts spricht von einer Goldmine, mit der jedes Kind geboren wird und die Antrieb für Erkundung und Entwicklung ist. Lern- und Entwicklungsprozesse herauszulocken oder zu begleiten, kann mit den Marte Meo-Elementen in unterschiedlichster Weise geschehen.

Die fünf Marte Meo-Elemente

Fünf Basiselemente der Marte Meo-Methode bilden die entwicklungsunterstützende Kommunikation. Armin Castello und Marlene Grotz beschreiben diese als Kern der Methode: „Diese Elemente sind interdependent, d. h. sie stehen in Wechselwirkung und bilden einen geschlossenen Kreislauf. Dieser Kreislauf ist nicht starr, sondern befindet sich in ständiger Weiterentwicklung. Wegen dieser inhärenten Dynamik könnte er dreidimensional gesehen auch als Spirale bezeichnet werden [...], seine Elemente sind:

- Entwicklung von Initiativen
- Wahrnehmen/Folgen
- Benennen
- positives Leiten/Begleiten/Unterstützen
- Bestätigen.“ (Castello/Grotz 2007, S. 1–9)

Jedes einzelne Element des Kreislaufs ist bedeutsam für den Entwicklungsprozess und hat unterschiedliche Auswirkungen. Die einzelnen Elemente lassen sich jedoch nicht immer getrennt voneinander betrachten, sondern ergänzen sich oder sind eng miteinander verknüpft.

Marte Meo und die hilfreichen drei Ws

Marte Meo ist ein Konzept, das gelungene intuitive Kommunikation anhand von Videobildern analysiert. Für die Marte Meo-Beratungsprozesse und Unterstützung im Alltag werden drei Filmaufnahmen benötigt: Gefilmt werden Kinder beim „freien Spiel“, beim Regelspiel und beim Essen mit ihren Bezugspersonen. Anhand dieser Videobilder werden Interaktionen, Kommunikation und Spielfähigkeiten zwischen Kind und Kind, Kind und Erwachsenem unter konkreten Gesichtspunkten mithilfe der Marte Meo-Checklisten und Einbeziehung der drei Ws analysiert:

1. Was hat das Kind bereits entwickelt, was sollte es noch entwickeln, welche Unterstützung benötigt das Kind?
2. Wann finden bereits entwicklungsunterstützende Aktionen statt, welche Verhaltensweisen der Fachkräfte/Eltern sind unterstützend?
3. Welche Bedeutung hat dies für die Entwicklung des Kindes?

Im darauffolgenden Marte Meo-Beratungssetting, dem sogenannten Review, wird nicht von „Störungen“ oder „Defiziten“, sondern von „noch nicht gemachter Entwicklung“ gesprochen. Gezeigt werden Ausschnitte vom Entwicklungsstand und

-bedarf des Kindes, ebenso wie gelungene unterstützende Momente. Diese Sequenzen machen eigene Ressourcen bewusst, zeigen Ansätze, worauf man aufbauen kann, ermutigen und geben Energie, eigene Fähigkeiten verstärkt einzusetzen. Die Unterstützung oder Förderung des Kindes erfolgt im Alltag, je nach Entwicklungsbedarf im bewusst begleiteten „freien Spiel“, beim Regelspiel oder ähnlichen Situationen. Der gezielte Einsatz der Marte Meo-Elemente im zeitlichen Rahmen von fünf bis zehn Minuten reicht aus, um Entwicklungs- und Lernprozesse anzustoßen und eine schnelle Veränderung zu beobachten.

Damit bietet das Marte Meo-Konzept ein individuelles und innovatives Arbeitsmodell für Beratungs-, Kommunikations- und Entwicklungsprozesse im Kinder- und Familienzentrum. Sowohl ganzheitliche, alltagsintegrierte Förderung der Kinder, Beteiligung der Eltern am Bildungsprozess ihrer Kinder, Beratung und Begleitung der Eltern zur Stärkung ihrer Elternrolle und die Reflexion des eigenen Handelns der Fachkräfte zur Qualitätssicherung sind umsetzbar, um Ressourcen bestmöglich und nachhaltig einzusetzen.

Ein Drei-W-Beispiel aus dem Alltag

Ein fünfjähriges Kind findet keine Spielpartner und ist sehr unsicher.

Die Initiative des Kindes: Es schaut umher und interessiert sich für eine Kiste mit Autos, holt eines nach dem anderen heraus und beginnt, mit einem Auto über einen langen Zeitraum hin- und herzufahren.

Was hat das Kind entwickelt? Es hat eine Spielidee und bleibt konzentriert im Spiel.

Was soll das Kind entwickeln? Es soll sich und sein Spiel selbstbewusst präsentieren, Spielgeräusche machen oder seine Spielideen benennen.

Reaktion der Betreuenden/entwicklungsunterstützender Moment: Nimmt die Initiative wahr, folgt der Handlung des Kindes und beginnt die Initiative zu benennen: „Oh, das Auto fährt ganz schnell hin und her, vor und zurück und um die Kurve.“

Welche Bedeutung hat dieser Moment für die Entwicklung des Kindes? Durch das Benennen der Initiative des Kindes erhält es passende Worte zu seiner Spielidee/Initiative. Das Kind lernt sich selbst kennen, erfährt mehr über sich, z. B. dass es gute Ideen hat und entwickelt da-

durch diese Idee weiter. Außerdem verknüpft es die Worte mit seinem Handeln und entwickelt Selbstvertrauen und Selbstbewusstsein, da seine Idee gesehen und wertgeschätzt wurde. Das Kind lernt, seine eigenen Handlungen zu benennen, erweitert seinen Wortschatz und strukturiert sich dadurch zudem selbst.

Sind Kinder in der Lage zu sagen, was sie tun und wie sie es tun, bieten sie sich als attraktive Spielpartner/innen an, weil sie vorhersehbar sind, sich anderen Kindern anschließen und so eine gemeinsame Spielidee gestalten können.

Erfahrungen aus der Praxis

Die Marte Meo-Methode besticht durch ihre praxisnahe Einsatzmöglichkeit sowohl im Spiel als auch in Alltagssituationen und zeigt ihre Tiefgründigkeit bei der konkreten Anwendung und den zeitnahen sichtbaren Erfolgen. Mitarbeiter/innen von Kinder- und Familienzentren werden zu Marte Meo-Practicioners oder zum Marte Meo-Therapist qualifiziert, um die ressourcenorientierte Betrachtungsweise, das Wissen um die Wirkung von gezielten Unterstützungs- und Handlungsmöglichkeiten ohne zusätzliches Arbeitsmaterial als Arbeitsansatz und Haltung zu etablieren.

So gehört im Mo.Ki-Familienzentrum – bestehend aus fünf Kindertagesstätten im Berliner Viertel, einem Stadtteil mit besonderem Erneuerungsbedarf in Monheim am Rhein – die kontinuierliche Qualifizierung der Mitarbeiter/innen zu Marte Meo-Practicionern und Marte Meo-Therapists zum Standard. Interessierte Eltern erhalten eine kostenfreie Marte Meo-Begleitung, die entweder in der Einrichtung oder im häuslichen Umfeld von Erzieher/innen oder Kooperationspartnern durchgeführt wird. Außerdem wird die Methode beispielsweise im Elterncafé eingesetzt, um durch kurze Filmsequenzen mit Eltern themenbezogen ins Gespräch zu kommen, ihnen Informationen über unterstützendes Verhalten zu geben und zu zeigen, dass mit wenig Aufwand große Effekte erzielt werden können. Themen sind beispielsweise Schulreife oder die Bedeutung des Spiels für die Sprach- und Konzentrationsförderung.



Abb. 23: Marte Meo besticht durch praxisnahe Einsatzmöglichkeiten im alltäglichen Spiel

Marte Meo in der Praxis

Die Bedeutung des Spiels zu vermitteln, gelingt im **Familienzentrum Wichelhausberg in Wuppertal** u. a. durch das Marte Meo-Eingewöhnungskonzept „Fit für die Kita“. Ein halbes Jahr vor der Aufnahme finden regelmäßige Einheiten statt. Im Mittelpunkt stehen die Eltern-Kind-Interaktion und die Bedeutung der Spielfähigkeit für die Entwicklung des Kindes. Gefilmt werden kurze Sequenzen, die Auswertung erfolgt beim nächsten Termin. Die Marte Meo-Elemente werden in den Kontext der Bedeutung dieser Fähigkeiten im Kita-Alltag gestellt. Die Eltern erkennen die positive Wirkung des Spiels. Von jedem Filmclip bekommen sie ein Foto mit einer kurzen Beschreibung, welche Marte Meo-Elemente hier zu sehen sind und wie diese ihr Kind in seiner Entwicklung unterstützen. Diesen Handzettel nehmen sie zusammen mit dem Film mit nach Hause. Die Eltern können so ihre Erfahrungen mit ihrem Partner teilen, der dadurch auch einbezogen werden kann.

Im **Familienzentrum St. Konrad in Hilden** werden Filmsequenzen als Einstieg für Elterngespräche genutzt. Nach den Marte Meo-Prinzipien werden die Fähigkeiten des Kindes aufgezeigt. Die positiven Bilder und der ressourcenorientierte Ansatz bewirken eine große Bereitschaft der Eltern, an schwierigen Themenstellungen mitzuwirken.

Überzeugungskraft strahlt die Marte Meo-Methode im **Montessori-Kinderhaus und Familienzentrum in Jüchen** auf die Mitarbeiterinnen aus. Sie wird im täglichen Gruppengeschehen eingesetzt, bereichert und ergänzt das Montessori-Konzept ebenso wie die therapeutische Arbeit mit Kind und Pferd. Die Selbstreflexion in der Videoanalyse war für einige Mitarbeiterinnen zunächst fremd und ungewohnt, stellte aber schnell eine persönliche Bereicherung für das eigene pädagogische Verhalten dar und führte zu einer neuen Offenheit und Hilfsbereitschaft im Gesamtteam.

Literatur

Castello, Armin/Grotz, Marlene (2007): Ein theoretisches Modell der Marte Meo Methode, in: MARTE MEO MAGAZIN Heft 1, S. 1–9.
www.martemeo.info.

Interkulturelle Begegnung im Kinder- und Familienzentrum

5.3

Gerda Ludwig

Viele Kindertagesstätten, die sich zu Kinder- und Familienzentren weiterentwickeln, sind bereits in vielfältiger Weise interkultureller Treffpunkt und Begegnungsort. Diese vorhandenen Potenziale und Ressourcen gilt es bewusst wahrzunehmen und als wertvolle Erfahrungsgrundlage zur weiteren Entwicklung zu nutzen.

Oft sind es die kleinen Gesten, die für das „Sich-zugehörig-Fühlen“ in einer Kita Bedeutung haben. Ein türkisches Sprichwort drückt es so aus: „Ein halber Apfel kann ein ganzes Herz erfreuen“. So war es die Idee der interkulturellen Fachkräfte der städtischen Kindertagesstätte Mitte in Ludwigshafen, zu Beginn des neuen Kindergartenjahres an mehreren Nachmittagen die Eltern einzuladen, um gemeinsam mit ihnen die Vielfalt sichtbar zu machen. Mit viel Freude und ansteckendem Engagement schrieben sie gemeinsam Begrüßungsformeln in den verschiedenen Sprachen der Familien auf Plakate und hängten sie deutlich sichtbar für alle im Eingangsbereich auf. Schon während dieser Aktion ergaben sich wie von selbst vielfältige Möglichkeiten zum Austausch miteinander.

Immer wieder sollten die Erzieher/innen quasi mit einem „Blick von außen“ überlegen, ob sich alle Familien in der Kita wahrgenommen fühlen, ob sie Räume, Gegenstände, Aktivitäten, Feste erleben, in denen die Vielfalt zum Ausdruck kommt und ob sich jeder eingeladen fühlt, aktiv mitzuwirken. Kindertagesstätten in Ludwigshafen erleben immer mehr, dass Eltern sich ausdrücklich wünschen, ihre traditionellen Feste gemeinsam im Kindergarten zu feiern und auch bei der Planung und Organisation einbezogen zu werden. Ein gelungener Schritt zur Partizipation im Alltag. Die Erzieher/innen sind nicht „stellvertretend“ tätig, sondern gestalten interkulturelle Erfahrungsmöglichkeiten mit Eltern und Kindern gemeinsam.

Vielfalt auch im Team

Es ist sehr anregend, bereits im Kollegenkreis, im Team des Kinder- und Familienzentrums die Vielfalt bewusst und selbstverständlich zu erleben und zu leben. Inzwischen sind in vielen Kindertagesstätten Fachkräfte mit eigener Migrationsgeschichte und mit mehrsprachigen Kompetenzen tätig. Das Land Rheinland-Pfalz

hat darüber hinaus mit den „zusätzlichen Fachkräften für interkulturelle Arbeit“ in Kindertagesstätten weitere Möglichkeiten geschaffen. So können Kitas mit hohem Migrantenanteil einen Antrag auf diese zusätzlichen Fachkräfte stellen. Zu deren spezifischen Aufgaben gehört es, bewusst interkulturelle Impulse im Kindergartenalltag zu geben und die interkulturelle Begegnung zwischen Kindern und Familien zu fördern. In Absprache mit der Leitung und gemeinsam mit dem gesamten Kita-Team gestalten sie die interkulturelle Arbeit mit. Sie können mit ihrem Engagement einen wichtigen Beitrag zur Familien- und Sozialraumorientierung auch von Kinder- und Familienzentren leisten. Mehrsprachige Fachkräfte tragen dazu bei, dass das kulturelle und sprachliche „Brückenbauen“ gelingen kann. Gleichzeitig fördert die tägliche interkulturelle Begegnung im Team auch die Chance, einander „interkulturell“ in seiner Individualität wahrzunehmen und sich gegebenenfalls auch kritisch mit vorhandenen Vorurteilen auseinanderzusetzen.

Familien bringen unterschiedliche Erfahrungen, Einstellungen, Lebenswirklichkeiten mit. Sie haben bestimmte Wertvorstellungen, politische und religiöse Einstellungen. Sie bewegen sich in denselben oder auch unterschiedlichen Bezugsgruppen in ihrem Lebensumfeld, bei der Arbeit und in der Freizeit. Sie haben gemeinsame und auch spezifische Wünsche an das Angebot eines Kinder- und Familienzentrums. Wie kann man eine gute Balance zwischen unterschiedlichen Erwartungen und Ansprüchen finden? Wie kann die Einrichtung Impulse geben, dass Familien sich und andere stärken können? Die eigene konzeptionelle Orientierung der Leitung und des Teams der Einrichtung, eine vorurteilsbewusste Haltung, die Weiterentwicklung im Dialog mit allen Beteiligten sowie eine kontinuierliche Reflexion ist ein wichtiges Fundament für die langfristige Zusammenarbeit mit Familien in ihrer Vielfalt.

Sprachen als Reichtum

Welch freudige Erfahrung ist es für Kinder einer Einrichtung, wenn sie spüren, dass sie hier auch mit ihren Sprachen und ihrer Sprachenvielfalt wahrgenommen und wertgeschätzt werden. Mit mehrsprachigen Materialien und Einladungen an Eltern zur Beteiligung an mehrsprachigen Vorlese- und Erzählaktionen in der Kita und an anderen Orten gewinnt das vielfältige „Eigene“ für alle in der Einrichtung Präsenz und findet eine interkulturelle Begegnung statt, die das Interesse aneinander befördert. Gleichzeitig kann es Eltern animieren, auch in der Familie ihren Kindern in verschiedenen Sprachen vorzulesen und zu erzählen.

Die Einrichtung von Mediotheken bzw. Leseecken mit mehrsprachigen Medien zum Ausleihen für Familien kann die Umsetzung solcher Ideen unterstützen. Wie

ist es mit einem Schnupperkurs mit Liedern und Spielen in verschiedenen Sprachen für Erzieher/innen? Auch hierzu liegen in Ludwigshafen sehr positive Erfahrungen vor. So wird von der Arbeitsstelle Interkulturelle Erziehung des Bereichs Schulen und Kindertagesstätten der Stadt Ludwigshafen seit den 1990er-Jahren eine Einführung in die türkische Sprache für Erzieher/innen angeboten, an der mittlerweile weit über hundert von ihnen teilgenommen haben. Im Mittelpunkt der sechs Treffen steht hierbei das Lernen von türkischen Spielen und Liedern, sodass die Teilnehmerinnen leicht eine Brücke zu ihrem Kita-Alltag schlagen und das Gelernte ausprobieren können. Die Freude der Kinder über die Sprachversuche ihrer Erzieher/innen ist beeindruckend. Mit diesem „Reinschnuppern“ in eine andere Sprache erleben die Fachkräfte deren Herausforderungen und Besonderheiten und werden selber zu Lernenden in der Wahrnehmung der Kinder und Eltern. Auch das ist ein guter Weg zur Begegnung und ein wichtiges Signal für die Familien.

Niedrigschwellig, ermutigend und einladend

Die Idee zu „Mama lernt Deutsch“-Kursen hat sich vor vielen Jahren aufgrund von Gesprächen mit Müttern in Kitas entwickelt. Sie wünschten sich Deutschkurse mit Möglichkeiten zur Kinderbetreuung an einem ihnen vertrauten Ort, am liebsten in „ihrer“ Kita. So entstanden erste „Mamakurse“ der Volkshochschule in Kooperation mit Kindertagesstätten – auch ein Schritt in Richtung Kinder- und Familienzentrum. Diese Angebote können am ehesten nachhaltig installiert werden, wenn sie sicher begleitet werden und potenzielle Interessentinnen persönlich angesprochen und eingeladen werden. In der Kita finden sie Möglichkeiten, die neue Sprache auszuprobieren und die Erzieher/innen freuen sich mit ihnen über ihre Fortschritte und ermutigen sie immer wieder aufs Neue.

Erwachsenenbildungseinrichtungen engagieren sich in der Elternbildung, in Vernetzung mit familienorientierten Kindertagesstätten gibt es gute Möglichkeiten, direkt an den Bedürfnissen der Eltern anzuknüpfen. So können im Elterncafé der Familienkita mögliche Angebote mit den Eltern besprochen werden und Themenwünsche in Kooperation mit Bildungseinrichtungen aufgenommen werden. Der Angebotsort Kita, die vertraute Elterngruppe, die zugewandte und unterstützende regelmäßige Begleitung der Veranstaltungen durch Erzieher/innen der Einrichtung tragen dazu bei, solche Bildungsveranstaltungen gut zu installieren. Entsprechend positive Erfahrungen hat die städtische KTS Hemshof in Ludwigshafen mit solchen Kooperationsangeboten in Zusammenarbeit mit verschiedenen Bildungsträgern gemacht. Auch Eltern-Kind-Gruppen, wie sie im Rahmen des Sprachförderkonzepts „Sprache macht stark!“ in verschiedenen Ludwigshafener Einrichtungen regelmäßig angeboten werden, sind ein wertvoller Schritt zur El-

ternbeteiligung. Fazit: Vieles ist möglich, aber es ist kein Selbstläufer. Mit der Weiterentwicklung von Kindertagesstätten zu Kinder- und Familienzentren (in Rheinland-Pfalz im Rahmen des Projekts Kita!Plus) können solche bereits vorhandenen chancenreichen Ansätze gestärkt werden durch Räumlichkeiten, Finanzierungsquellen und zusätzliche personelle Ressourcen zur gesicherten und vertrauten Begleitung solcher Angebote.

Über die Einrichtung hinaus und immer wieder neu

Die intensive Begleitung von Familien kann auch dazu beitragen, für Orte außerhalb der Einrichtung zu interessieren und diese gemeinsam mit Familien zu nutzen. Auch hier gibt es seit Jahren einladende Beispiele aus Kindertagesstätten in Ludwigshafen, die sich der Nachbarschaft und dem Gemeinwesen zunehmend öffnen. Gemeinsam mit Kindern und Eltern nutzen sie Kulturangebote. Sie besuchen z.B. die Stadtbibliothek oder mehrsprachige Theateraufführungen für Kinder und Familien – wie im Rahmen der jährlichen „Festwoche Türkei“ des Thea-



Abb. 24: Im Elterncafé können Angebote mit den Eltern besprochen und Themenwünsche aufgenommen werden

ters im Pfalz.bau –, die von vielen dieser Familien alleine eher nicht wahrgenommen worden wären. Auch der gemeinsame Besuch öffentlicher Parks oder anderer Ausflugsziele kann einladen, sich demnächst auch mit der Familie allein zu solchen Orten auf den Weg zu machen. Die Kita soll keine „Insel“ sein. Lebenswelten über die Kita hinaus kennenzulernen, eröffnet Familien bisher vielleicht unentdeckte Möglichkeiten über den Kita-Alltag hinaus.

In der Kindertagesstätte wie auch im Kinder- und Familienzentrum finden immer wieder neue Familien zusammen. So ist es wichtig, fortlaufend mit den einzelnen Familien über ihre aktuellen Wünsche ins Gespräch zu kommen. Einige Mütter wünschen sich vielleicht vor allem einen regelmäßigen Treffpunkt zum Austausch und gemeinsamen Essen. Für andere haben solche informellen Treffen weniger Bedeutung, sie könnten sie vielleicht aufgrund ihrer Arbeitssituation auch nicht nutzen. Eltern mit geringen Deutschkenntnissen werden ermutigt, wenn sie sprachliche „Brückenbauer“ in der Familien-Kita finden, die sie bei gemeinsamen Treffen stärken können und die ihnen mehr Beteiligung ermöglichen. Auch spezifische Angebote, z. B. ein türkischsprachiger Elternabend mit einem türkischsprachigen Experten zu einem bestimmten Thema, kann ein Baustein zu einem insgesamt sprachübergreifenden gemeinsamen Angebot sein. Mit den verschiedenen interessenorientierten Angeboten kann es gelingen, Impulse zu neuen – auch interkulturellen – Begegnungen zu geben. Die Chancen hierzu wachsen mit gemeinsamen Themen, Erlebnissen oder Projekten, die das selbstverständliche Zusammenwirken unterstützen. Ein Theaterstück wird geplant, mehrere Mütter mit ganz unterschiedlichem Hintergrund, die alle gerne nähen, engagieren sich in einer gemeinsamen Kostümwerkstatt. Ein Außengelände soll gemeinsam mit neuen Spielmöglichkeiten bereichert werden. Hierzu finden sich baulich engagierte Väter zu einer gemeinsamen Aktion an einem Samstag zusammen. Auch ein „interkulturell“ zusammengesetzter Elternausschuss lernt sich in der Zusammenarbeit immer besser kennen und kann in der Kita-Arbeit mitwirken. So planen z. B. Frau Schmitt, Herr Rossi und Frau Gül gemeinsam mit den Kita-Fachkräften, wie sie einen Förderverein für die Einrichtung initiieren können. In drei Jahren engagieren sich wieder andere Elternvertreter/innen mit neuen Ideen.

Miteinander und nebeneinander

Vielleicht ist es wichtig, neben dem Wunschziel „Miteinander“ auch manchmal das „Nebeneinander“ als Möglichkeit und Ausdruck von Wirklichkeit stehen lassen zu können. Hierbei spielen auch Sympathien und Bezüge zwischen einzelnen Familien eine Rolle. Das „Miteinander“ lässt sich nicht verordnen, man kann nur

dazu einladen. Die Familienkita lädt ein zur Begegnung zwischen Familien in ihrer Vielfalt, dies beinhaltet auch interkulturelle Begegnung. Sie stellt einen einladenden Rahmen bereit und ihre Mitarbeiter/innen sind Gesprächspartner/innen und Aktionspartner/innen in gemeinsamen Projekten. All dies kann ein Angebot sein, miteinander in Kontakt zu kommen.

Viele Menschen „mit Migrationshintergrund“ leben mittlerweile bereits in der dritten Generation in Deutschland. Für Kindertagesstätten wie Kinder- und Familienzentren ist es wesentlich, Vielfalt nicht auf den Aspekt „Migrationshintergrund“ zu reduzieren. Es gibt viele verschiedene Familienkulturen, Menschen mit sehr unterschiedlichen Lebenssituationen. Dies macht sich nicht an einer Unterscheidungslinie mit/ohne Migrationshintergrund fest, ebenso wenig wie an „nationalen Schubladen“. Zu berücksichtigen ist auch, wie Familien sich selber definieren und wahrnehmen. Dies unterliegt einer nicht vorhersehbaren Dynamik, die durch aktuelle Ereignisse, politische Entwicklungen sowie den Einfluss unterschiedlicher Bezugsgruppen beeinflusst werden kann. Wenn ich immer wieder als „Ausländer“ oder „Migrant“ gesehen werde, kann diese Etikettierung auch Einfluss auf die Selbstdefinition haben. Kinder- und Familienzentren gelingt es am besten, ein lebendiger Treffpunkt für Familien in ihrer Vielfalt zu sein, wenn sie kontinuierlich im Gespräch sind mit den verschiedenen Familien und gemeinsam mit ihnen den Alltag der Einrichtung weiterentwickeln. Wenn Partizipation schon bei der Planung und Gestaltung von Angeboten gestärkt wird, bietet das die besten Möglichkeiten, Begegnung auch interkulturell zu leben und die Chance für alle Beteiligten, ein Gefühl von Zugehörigkeit zu entwickeln.

Literatur

- Landesamt für Soziales, Jugend und Versorgung (Hrsg.) (2006): Zusätzliche Fachkräfte für interkulturelle Arbeit in Kindertagesstätten in Rheinland-Pfalz, Mainz.
- Preissing, Christa/Heller, Elke (Hrsg.) (2. überarb. Aufl. 2009): Qualität im Situationsansatz. Cornelsen Verlag Scriptor, Berlin/Düsseldorf.
- Roth, Xenia (2010): Handbuch Bildungs- und Erziehungspartnerschaft. Zusammenarbeit mit Eltern in der Kita. Verlag Herder, Freiburg.
- Wagner, Petra (Hrsg.) (2013): Handbuch Inklusion. Grundlagen vorurteilsbewusster Bildung und Erziehung. Verlag Herder, Freiburg.

Aktive Vaterschaft in Kinder- und Familienzentren

5.4

Harald Seehausen

In Kinder- und Familienzentren nimmt die aktive Beteiligung und Einbindung von Familien unterschiedlicher Milieus und Herkunftsländer einen hohen Stellenwert ein. Dies erfordert einen partnerschaftlichen Ansatz, in dem sich das Erfahrungswissen der Eltern und das Fachwissen der Fachkräfte gegenseitig ergänzen. Vor diesem Hintergrund verfolgt ein Teil der Kinder- und Familienzentren das Ziel, die weibliche Orientierung durch eine männliche zu ergänzen. Kinder erhalten somit die Chance, sich auch mit männlichen Bezugspersonen und ihren Aktivitäten zu identifizieren.

Die aktive Mitarbeit von Erziehern, neue Zugänge zum aktiven Vaterengagement und soziales Engagement von männlichen Jugendlichen, Singles und Senioren spiegeln veränderte Wünsche und Erwartungen wider. Das öffentliche Interesse wächst, auch Väter in intensive und dialogische Erziehungs- und Bildungspartnerschaften einzubeziehen. Denn das veränderte Erwerbsverhalten von Frauen verändert die traditionellen Muster von Männlichkeit (Seehausen 2012a; Volz/Zulehner 2009).

Das zunehmende persönliche Interesse nach „aktiver Vaterschaft“ wird mit einer stärkeren Einbindung in die Erziehung der Kinder verbunden. Das Bedürfnis, sich über Kinder- und Familienzentren in der Nachbarschaft mit anderen Vätern auszutauschen und sich aktiv zu beteiligen, ist in den letzten Jahren gewachsen (Mankau/Seehausen/Wüstenberg 2010). In den folgenden Beispielen berichten Väter von ihren Alltagserfahrungen aus unterschiedlichen Kinder- und Familienzentren sowie aus Vater-Kind-Treffpunkten in Betrieben.

Veränderte Vaterschaft

„Ich habe Elternzeit für vier Monate genommen. Welch' eine Erfahrung. Mir reicht es einfach nicht aus, mein Kind nur abends zu erleben. Oder ich komme spät von der Arbeit zurück und mein Sohn schläft bereits. Das ist doch kein Zustand. Vor allem möchte ich Zeit zum Spielen haben. Aber es geht auch um die Alltagsarbeit in der Küche, beim Einkaufen oder wenn das Kind krank ist.“ (Seehausen/Sass 2007, S. 6)

„Ich bin ein Fan der Geschlechterdemokratie. Ich will engagiert mit Job, Frau und Kind leben, die tradierte Rollenverteilung hat für mich ausgedient. Der Prozess dort hin war für meine Frau und mich eine Herausforderung und nicht immer konfliktfrei, doch daran sind beide gewachsen. Diese Kompetenz hilft mir auch im Job. Mit der Geburt unserer Tochter haben wir beide auf Teilzeit umgestellt.“ (ebd.)

„In der Kita ist es ein tolles Erlebnis, sich mit anderen Vätern zu treffen. Und dort auch neue Spiele kennenzulernen und vor allem mit den Kindern zu spielen. Wunderbar ist es, die glücklichen Augen meines Kindes zu sehen. Das kann man ja kaum beschreiben... Und ich komme ganz anders nach Hause. Und meine Frau freut sich und erlebt mich neu.“ (Seehausen/Sass 2007, S. 8)

„Die Erfahrung im KiFaZ, gemeinsam mit anderen Männern und ihren Kindern zu frühstücken, dort miteinander zu sprechen über die Kinder, auch mit den Erzieherinnen, das tut gut. Komme endlich raus aus Stress und habe Zeit für mich und Sohn. Das tut der Seele gut. Und das Wochenende läuft ganz anders.“ (ebd.)

„Ein Kind zu trösten, sich in das kleine Leben hineinzudenken, das war ein wichtiger Unterschied zu früher... Die Verantwortung für ein Kind zu übernehmen, und zwar jeden Tag, bedeutete eine Zäsur in meinem Leben.“ (ebd.)

Diese Aussagen von Männern aus unterschiedlichen Milieus signalisieren einen Wandel von Vaterschaft. Das herkömmliche Ernährermodell ist überholt. Die Zahl interessierter und mitwirkungsbereiter Väter wächst. Väter wollen nicht länger „Zaungäste“ in Kinder- und Familienzentren sein. Familie und Kinder erhalten aus der Sicht von erwerbstätigen Vätern eine höhere Anerkennung, weshalb das traditionelle Männerbild brüchig geworden ist. Männer leben heute in einem Spannungsfeld von wirtschaftlichen Zwängen und familiärem Strukturwandel sowie widersprüchlichen beruflichen und gesellschaftlichen Erwartungen. Dadurch haben sich auch das Selbstbild und die individuellen Lebensentwürfe verändert.

Viele Männer erleben das Vatersein als Bereicherung ihres Lebens. Gleichzeitig geht die identitätsstiftende Bedeutung der Erwerbstätigkeit zurück. 70 Prozent aller werdenden Väter bewerten heute ihre Erzieher-Funktion für ihre Kinder höher als ihre Brotverdiener-Funktion für ihre Familie (Fthenakis/Minsel 2002). Es existieren bereits neue, vielfältige männliche Selbstbilder, bei deren Umsetzung Männer jedoch noch mit zahlreichen Hindernissen zu kämpfen haben. Diese können sowohl in der eigenen Unsicherheit liegen als auch im Verhalten und Selbstverständnis der Partnerin sowie im beruflichen Umfeld. In der steigenden Inanspruchnahme der Elternzeit zeigt sich das neue Männerleitbild. Seit der Einführung von Elterngeld und Partnermonaten ist der Anteil der Elternzeit-Väter von 3,5 auf über 27 Prozent gestiegen (BMFSFJ 2011).

Kinder- und Familienzentren als Orte für Väter und Kinder

Kinder- und Familienzentren nehmen den Wandel von Vaterschaft zunehmend in den Blick. Dieses pädagogische Handlungsfeld der Jugendhilfe bietet für Väter aus unterschiedlichen Herkunftsländern interessante Voraussetzungen, um sich für eigene und fremde Kinder zu engagieren. Die einseitige Ausrichtung der Elternarbeit auf Mütter wurde im Feld der Kindertageseinrichtungen bereits 2005 kritisch unter die Lupe genommen. Verlinden und Külbel kritisierten die schwerwiegende „Unterväterung“ bei gleichzeitiger „Übermütterung“ (Verlinden/Külbel 2005, S. 20).

Innovative Erfahrungen aus der Zusammenarbeit mit Vätern in verschiedenen hessischen Kinder- und Familienzentren setzen sich unter anderem mit folgenden Fragekreisen auseinander:

- Über welche Wege ist es gelungen, mehr Informationen zur Lebenswirklichkeit der Väter zu erhalten?
- Welche Schlüsselsituationen und Themen werden aus der Sicht der Väter für ein persönliches Engagement in der Einrichtung benannt?
- Über welche Methoden und Zugänge sind Väter für eine stärkere Beteiligung motiviert und aktiviert worden?
- Welche personellen und fachlichen Voraussetzungen der Unterstützung in Fortbildung und Beratung sind für das Gelingen der Beteiligung von Vätern notwendig?
- Welche Haltung ist aufseiten der Erzieherinnen und Erzieher für interkulturelle Elternarbeit und besonders mit Vätern aus unterschiedlichen Herkunftsländern wichtig?
- Welchen Beitrag kann die Familienbildung in der Vernetzung und Kooperation mit Kinder- und Familienzentren leisten?

Ansatzpunkte und Zielsetzungen für eine stärkere Väterbeteiligung in der Erziehungspartnerschaft:

- den Austausch der Väter über Alltagsfragen fördern
 - Väter so früh wie möglich erreichen
 - die Vater-Kind-Beziehung über kleine Projekte fördern
 - einen Vater-Kind-Treffpunkt aufbauen
 - Vätern ermöglichen, sich mit den Räumen des Kinder- und Familienzentrums vertraut zu machen und zusammen mit ihren Kindern Erlebnisse zu teilen
 - Väter motivieren, sich mit ihren persönlichen Kompetenzen und Fähigkeiten in die Lebenswelt der Kinder einzubringen.
-



Abb. 25: Väter haben vielfältige Interessen und lassen sich gern ins Kinder- und Familienzentrum einladen

Erzieher und Erzieherinnen haben in Tür- und Angelgesprächen die aus der Sicht der Väter bedeutsamen Alltagsthemen recherchiert. Das Interesse der Männer wird an folgenden Wünschen und Erwartungen deutlich: Eingewöhnung des Kindes, Sprachförderung, Schulvorbereitung, Bewegung und Sport, Zufriedenheit mit der pädagogischen Arbeit in der Kita, Alltagsrituale wie Essen, familiäre Belastungen wie Krankheit des Kindes und der Angehörigen, flexible Betreuungszeiten, Arbeitssituation des Vaters und wenig Zeit für das Kind (vgl. Seehausen 2012b).

Kooperation mit der Familienbildung im Interesse von Vätern und Kindern

Die Stärkung eines partnerschaftlichen Leitbildes erfordert neue Wege der Bildungsarbeit mit Vätern. Familienbildung wird hier zu einem wichtigen Partner für Kinder- und Familienzentren. In diesem Kontext spielen der Zugang zu Eltern aller sozialen Schichten und damit das bedarfsorientierte Angebot der Familienbildungseinrichtung eine bedeutende Rolle (Kunz 2007). Biografische Übergänge zwischen Lebensabschnitten gelten als lernsensible Phasen. Kinder- und Familienzentren sowie Familienbildung greifen gemeinsam Übergänge des Kindes von der Familie in Krippe, Krabbelstube, Kindergarten und Grundschule als Bildungsanlässe auf. Und hier braucht es auch Kommunikation und Orientierung zur Bewältigung von Umbruchsituationen für Väter, um sich mit den vielfältigen neuen und widersprüchlichen Rollenerwartungen auseinanderzusetzen. Angebote der Familienbildung sind aber nach wie vor „Frauensache“. Aufgabe der künftigen Eltern- und Familienbildung ist es, Angebote zu entwickeln, die den Blick stärker auf Väter richten, um ihre Erziehungskompetenzen auszubilden und sie im Umgang mit ihren Kindern zu stärken.

Neue Chancen für aktive Vaterschaft entwickeln

Kinder- und Familienzentren können einen wichtigen Beitrag auf dem Weg zu einem neuen Geschlechterverhältnis leisten. Diese Orte für Kinder und Familien fördern neue Formen der öffentlichen Kommunikation, wo sich Männer und Frauen über die Hindernisse von Familie und Beruf besser verständigen und miteinander

der austauschen können. Familienorientierung bedeutet nicht zugleich „Väterfreundlichkeit“. Väter fühlen sich oftmals nicht mit angesprochen.

Gleichzeitig plädieren erste Väternetzwerke für eine väterfreundliche Personalpolitik in den Betrieben. Betriebskultur, Arbeitsorganisation und Vorgesetzte sind nur unzureichend auf die neue Herausforderung einer Gleichstellungspolitik von Männern und Frauen eingestellt. Die Förderung einer Vielfalt von zeitgemäßen Männer- und Vaterrollen sowie die Herstellung entsprechender Rahmenbedingungen wird gerade über die Elternzeit in unterschiedlichen gesellschaftlichen Lebensbereichen stärker thematisiert.

Literatur

- Fthenakis Wassilios/Minsel, Beate (2002): Die Rolle des Vaters in der Familie. Schriftenreihe des Bundesministeriums für Familie, Senioren, Frauen und Jugend, Band 213. Stuttgart.
- Kunz, Lioba (2007): Familienbildung als Partnerin für Eltern-Kind-Zentren, in: Seehausen (Hrsg.): Orte für Kinder. Familienpolitische und sozialpädagogische Perspektiven. KiTa spezial, Heft 2, S. 38–40. Carl Link-Verlag, Kronach.
- Mankau, Gabriele/Seehausen, Harald/Wüstenberg, Wiebke (2010): Kinder- und Familienzentren als neue Orte frühkindlicher Bildung. Carl Link-Verlag, Kronach.
- Merkle, Tanja/Wippermann, Carsten (2008): Eltern unter Druck. Selbstverständnisse, Befindlichkeiten und Bedürfnisse von Eltern in verschiedenen Lebenswelten. Lucius & Lucius, Stuttgart.
- Seehausen, Harald/Sass, Jürgen (2007): Die Väterthematik im Unternehmen. Salonfähig aber nicht „betriebsfähig“? Explorative Studie bei der Commerzbank. Imagebroschüre. Frankfurt am Main.
- Seehausen, Harald (2012a): Lebenswelt von Familien erkunden und elterliche Bedarfe umsetzen, in: Hess, Simone (Hrsg.): Grundwissen Zusammenarbeit mit Eltern in Kindertageseinrichtungen und Familienzentren. Cornelsen Verlag, Berlin, S. 110–120.
- Seehausen, Harald (2012b): Aktive Vaterschaft in Kinder- und Familienzentren. Verändertes Vaterbild als Herausforderung für die Jugendhilfe, in: hessenstiftung – familie hat zukunft (Hrsg.) (2012): Wertvolle Väter. Bensheim, S. 18–23.
- Verlinden, Martin/Külbel, Anke (2005): Väter im Kindergarten. Beltz Verlag, Weinheim/Basel.
- Volz, Rainer/Zulehner, Paul. M. (2009): Männer in Bewegung. Zehn Jahre Männerentwicklung in Deutschland. Forschungsreihe des Bundesministeriums für Familie, Senioren, Jugend und Frauen. Band 6. Nomos-Verlag, Baden-Baden.



6 | Organisationsentwicklung, Aus- und Fortbildung

Ein Team auf dem Weg zum Kinder- und Familienzentrum

6.1

Ute Günther

Wenn sich ein Kinder- und Familienzentrum entwickelt, dann tut es das in den allermeisten Fällen aus einer bestehenden Einrichtung heraus, meist ist dies eine Kindertagesstätte oder eine Familienbildungsinstitution. In der Regel hat eine solche Einrichtung schon einiges an Vorarbeit geleistet, Orientierung an Bedarfen von Familien und die Öffnung in den Sozialraum sind keine fremden Begriffe mehr und werden im Alltag mitgedacht und -gelebt. Zugleich besteht Interesse beim Träger, diese Bildungs- und Betreuungsleistung weiter auszubauen und sich mit dem Ausbau in Richtung Kinder- und Familienzentrum zu profilieren. In diesem Beitrag soll der Frage nachgegangen werden, was das für das Team einer Kindertagesstätte bedeutet und wie dieser Veränderungsprozess in der Praxis aussehen kann.

Kinderbetreuung, Bildungspläne, Förderprogramme, Kooperationen – was macht eine „ganz normale“ Kindertagesstätte aus und wo sind ihre Besonderheiten? Ganz einfach: Die ganz normale Kita gibt es nicht. Jedes Haus existiert im Umfeld seines Sozialraums und der Familien, welche die Dienstleistung „Bildung und Betreuung“ in Anspruch nehmen. Und jede Einrichtung entwickelt dementsprechend ihre Konzeption, um dieser Aufgabe gerecht zu werden. Dazu bedarf es eines motivierten Teams und einer Leitung, die diesen Prozess steuert. Die folgende Beschreibung bezieht sich auf die Erfahrung mit einem Haus, in dem schon viele Veränderungen stattgefunden haben. Öffnungszeiten wurden an die Bedarfe von berufstätigen Eltern angepasst, neue Familienformen berücksichtigt sowie kulturelle Besonderheiten. Die Aufgabe, sensibel und verantwortungsbewusst auf die Familien zuzugehen, war allen im Team bereits vertraut.

Im Jahr 2012 stand dieses Haus vor der neuen Herausforderung, Kinder- und Familienzentrum zu werden. Gut, sagten einige, vieles machen wir bereits. Wir sind vernetzt und kooperieren ganz selbstverständlich mit allen relevanten Stellen. Zu uns kommen Experten ins Haus, und wir veranstalten mit der Schule schon seit einigen Jahren Info-Abende, die die Eltern sehr schätzen. Wo also ist der Mehrwert? Was ist unser Profil?

Das Team mitnehmen auf eine Reise, die nicht immer einfach ist und den Teilnehmenden Durchhaltevermögen und Engagement abverlangt, das war die Aufgabe für die kommende Zeit. Und wie so oft in prozessorientierten Veränderungen mit unsicheren Aussichten auf einen zeitnahen Erfolg war Geduld gefragt und die Fähigkeit, die wir bei Kindern gern mit Resilienz bezeichnen: Zuversicht in den eigenen Erfolg trotz erschwelter Bedingungen. Der Lohn ist die Bestätigung und Wertschätzung durch die Nutzenden, die Aufwertung der eigenen professionellen Arbeit als Fachkraft und die Gewissheit, sich mit einem professionellen Team weiterentwickeln zu können.

Bestandsaufnahme

Wo stehen wir eigentlich? Was macht unsere Arbeit aus und wo können wir Erfolge sehen? Welche weiteren Ziele haben wir? Welchen Bedingungen unterliegt unsere Arbeit, und wie können wir diesen mit fachlicher Qualität begegnen? Bestandsaufnahme und Evaluation fanden in dieser Phase auf verschiedenen Ebenen statt. Während auf der einen Seite die pädagogische Arbeit in der Kita überprüft wurde, musste an anderer Stelle über die organisatorische Seite nachgedacht werden. Letzteres ist Aufgabe von Leitung und Träger, was keinesfalls vernachlässigt werden sollte, wenn Veränderung geplant ist. Um ein Team zu motivieren, müssen Grundbedingungen für die jeweilige Einrichtung stimmen. Im Klartext heißt dies, dass der Träger einen Auftrag erteilen und die notwendige Unterstützung bereitstellen muss, ideell und finanziell. Denn der Schritt in Richtung Kinder- und Familienzentrum bedeutet auch, sich im Vorfeld damit auseinanderzusetzen, dass die Bedingungen stimmen müssen, dazu gehört eine solide Infrastruktur der Einrichtung, finanziell und organisatorisch. Es wäre eine Illusion zu glauben, dass eine solche Entwicklung zum Nulltarif möglich wäre, dessen müssen sich Träger, Leitung und Team bewusst sein.

In der Bestandsaufnahme der Einrichtung werden die bestehenden Angebote und Zielsetzungen überprüft, um diese zu optimieren oder im Bedarfsfall zu verändern. Jeder Einzelne im Team ist in dieser Phase gefragt, seine Beobachtungen und Erfahrungen einzubringen. Die Fachkräfte müssen mit ins Boot geholt werden, denn sie sind diejenigen, die täglich unmittelbar und direkt mit der Basis in Kontakt sind, das heißt mit Eltern und anderen Familienangehörigen.

Zielsetzung

Wenn sich Träger und Einrichtung darüber im Klaren sind, dass die Kita sich im Sinne eines Kinder- und Familienzentrums weiterentwickeln soll, dann heißt es, sich im Team auf Ziele zu verständigen. In dieser Phase muss die Leitung die Idee kommunizieren und die einzelnen Teammitglieder auf die kommende Aufgabe vorbereiten. Im Idealfall finden in dieser Phase Statusgespräche statt, um die Fachkräfte über die Ziele zu informieren und mit ihnen künftige Aufgaben zu erörtern. Dazu gehört auch die Diskussion über Ziele und Werte bei jedem Einzelnen, Motivation und Rückmeldung über die bisher geleistete Arbeit, darüber, ob die jeweilige Fachkraft sich vorstellen kann, im Projekt eine engagierte Rolle einzunehmen oder ob innerhalb der Verantwortlichkeit des Trägers nach einem anderen Aufgabenfeld geschaut werden soll.

Im Sinne einer offenen und wertschätzenden Personalentwicklung müssen auch Alternativen für die Teammitglieder mitgedacht werden. Nicht jeder kann und möchte an diesem Prozess mitwirken und hat dafür Gründe. Wer sich im Vorfeld damit auseinandersetzt, kann seinen Fachkräften auch Angebote unterbreiten, die zur Arbeitszufriedenheit beitragen, beispielsweise ein Wechsel in eine andere Einrichtung. Vor allem muss klar über die Zielsetzung gesprochen werden: Da wollen wir hin, das erwarten wir von der Fachkraft. Was braucht die Kollegin, um diesen Weg mitgehen zu können? Das Team mitzunehmen auf diesem Weg, ist Aufgabe von Leitung und Träger. Es erfordert Gespräche, Aufklärung über das Ziel und den Weg dahin – und es muss um Beteiligung geworben werden.

Das Team braucht in dieser Phase Unterstützung in Form von Fortbildung und Coaching, vor allem aber Zeit – und die Erlaubnis, Fehler machen zu dürfen. Nicht alles, was auf den ersten Blick Erfolg versprechend für die Entwicklung eines Kinder- und Familienzentrums aussieht, hat in der Praxis Erfolg. So entpuppt sich beispielsweise ein gut vorbereitetes Eltern-Kind-Projekt als nicht durchführbar wegen des hohen Personalbedarfs und muss verändert werden. Dem Team muss die Chance zum Ausprobieren und Neue-Wege-Gehen gegeben werden. Für die Leitung bedeutet das auch immer Arbeit an der eigenen Frustrationstoleranz: eigene Ansprüche drosseln und die Arbeit des Teams gegenüber dem Träger vertreten, der verständlicherweise Ergebnisse sehen möchte.

In dieser Phase wird schnell deutlich, dass der wesentliche Schritt für die Teamentwicklung die Arbeit an der eigenen Haltung ist. Die pädagogischen Fachkräfte brauchen die Möglichkeit, ihre Werte und pädagogische Grundhaltung zu überprüfen und weiterzuentwickeln. Dies ist vor allem eine persönliche und biografische Arbeit: Wie bin ich aufgewachsen und was sind meine Werte, die ich von zu Hause, aus meiner Kultur mitbringe? Was kann ich tolerieren und wo sind

meine Grenzen? Was erwarte ich von Familie? Indem wir Wertschätzung definieren, lernen wir damit umzugehen und eine gemeinsame Haltung zu entwickeln. Wenn zum Beispiel eine Kita von Kindern aus vielen anderen Ländern besucht wird, dann braucht das Team (und jedes seiner Mitglieder) eine offene, willkommen heißende Haltung gegenüber den vielen Kulturen, Religionen und Nationalitäten. Das bedeutet, an den eigenen Werten und der eigenen Tradition zu arbeiten und eventuell neue Werte zu entwickeln. Wir haben Fachleute dazu in die Teamsitzungen eingeladen und uns anderen Gruppen geöffnet, zum Beispiel Kulturvereinen. Im Team entstand eine rege Diskussionskultur.

Bedingungen

Wo stehen wir im sozialen Umfeld? Was macht uns aus als Kindertageseinrichtung? Welches Profil haben wir? Eines der Kernthemen bei der Entwicklung hin zum Kinder- und Familienzentrum ist die Analyse des Sozialraums. Dazu gehört auch, die Rolle der Kindertagesstätte mit ihrem Hauptaufgabenfeld „Bildung und Betreuung“ neu zu denken. Die Bildungspläne der Länder sprechen sich aus für die Berücksichtigung aller Lebensbereiche von Familie und eine gelebte Partnerschaft von Eltern und Kita. Was bedeutet das konkret?

Spätestens bei dieser Frage wird man anfangen, zu hinterfragen und zu definieren, was der soziale Raum der Kita für das Team darstellt – weg vom theoretischen Konstrukt hin zu konkreten Fragestellungen: Wo leben die Familien? In welcher Kultur begegnen sie sich? Welche Bedingungen, Traditionen gibt es im Gemeinwesen, in dem die Menschen leben? In dem wir die anderen in den Mittelpunkt stellen, können wir neue Erkenntnisse für unsere pädagogische Arbeit gewinnen.

Die Kita ist für viele Familien eine immens wichtige Institution in ihrem Alltag, aber sie ist nicht der Nabel der Welt. Wenn wir Kindern und Eltern ein zweites Zuhause bieten möchten, dann ist es wichtig, sich den Familien zu öffnen – sie zu besuchen, zu lernen, selbst Gast zu sein, Empathie für andere Kulturen zu entwickeln, ihre Traditionen wertzuschätzen. Keine Familie ist gleich; alle haben eine ganz eigene Geschichte, die sie in die Kindertageseinrichtung mitbringen: Wohlstand und Armut, Trennung und Neuanfänge, Geschwister, Verwandte, Arbeitsalltag und Studium – um nur einige zu nennen. Was alle Familien eint, ist der Wunsch, ihrem Nachwuchs eine gute Bildung und Betreuung zu bieten, ein Aufwachsen in Sicherheit und gute Startbedingungen für das weitere Leben.

In einem Kinder- und Familienzentrum lernen wir voneinander, um den uns anvertrauten Kindern genau dies bieten zu können. Das Team muss lernen, Fragen zu stellen und zuzuhören. Es muss lernen, damit umgehen zu können, dass an-

dere Lebensbedingungen als die eigenen nicht per se besser oder schlechter sind. In einer Sozialraumanalyse kann man aber mögliche Bedarfe von Familien erkennen und dementsprechend in der Konzeptionsentwicklung berücksichtigen, zum Beispiel längere Öffnungszeiten, weil viele Eltern berufstätig sind, oder Projekte zur Lesekompetenz bei Kindern aus bildungsfernem Milieu. Oft erscheint eine solche Erhebung als nicht durchführbar mit dem Argument fehlender Zeit oder aufgrund von Personalengpässen. Eine solche Analyse muss aber nicht aufwendig sein.

Auch hier sind die Kita-Mitglieder des Teams erste Experten in eigener Sache. Durch den engen Kontakt zu den Familien sind viele Daten und Lebensbedingungen bekannt. Das Team kann intern Fakten zusammentragen, kann zeitnah nachfragen oder auf Daten aus der Sozialverwaltung zurückgreifen – etwa bei der Erfassung der Einkommensverhältnisse. Aber: Wer fragt, muss erklären können, warum. Daher ist es wichtig, die Familien mitzunehmen auf dem neuen Weg hin zum Kinder- und Familienzentrum, die Veränderung transparent zu machen und die Sinnhaftigkeit erläutern zu können. Überzeugen kann man dabei am besten durch gezielte Aktionen und Angebote. Bei gemeinsamen Festen oder Veranstaltungen können Anlässe geschaffen werden, an denen sich Team und Familien austauschen und vernetzen. Ansprechbarkeit und Offenheit sind wesentliche Aspekte.

Hindernisse und Stolpersteine

Es wäre falsch, zu verschweigen, dass man in einem Veränderungsprozess auch auf Hindernisse stößt. Das Team als lernende Organisation wird Rückschläge erfahren und verkraften lernen, genauso wie die Leitung. Die eigenen Ansprüche zurückzuschrauben – statt von sich selbst und dem Team 100 Prozent zu verlangen, sind in schwierigen Zeiten auch mal 80 Prozent genug. Fachkräfte im Team können an ihre (persönlichen) Grenzen kommen – es ist nicht immer einfach, sich das einzugestehen. Nur wenn das mit der Leitung thematisiert wird, ist auch etwas daran zu ändern.

In unserem Prozess hin zum Kinder- und Familienzentrum gab es manche Situationen, in denen wir uns von der Entwicklung sprichwörtlich überrannt fühlten. Es wurde oftmals zu viel, wie der berühmte Zauberlehrling hatten wir Projekte ins Laufen gebracht, die sich verselbstständigten oder zu größeren Ansprüchen führten. Wir mussten lernen, auch mal einen Gang zurückzuschalten, damit die eigene Motivation nicht auf der Strecke blieb. „Warum kann eigentlich nicht alles so bleiben, wie es war? Es lief doch gut bei uns!“ oder „Was haben wir denn davon?“ waren Fragen, die immer wieder gestellt wurden. Die Überzeugung, das

Richtige zu tun, muss von Leitung und Träger ins Team transferiert werden, eventuell mit Unterstützung eines Coachings. Wenn das Team den Mehrwert seiner Anstrengungen nicht nachvollziehen kann, wird es nicht mitmachen. Was schafft Befriedigung in der Arbeit? Wer dies beantworten kann, hat motivierende Argumente für den Wandel hin zum Kinder- und Familienzentrum. Wenn sich innerhalb des Teams Rollen verändern und Aufgaben neu verteilt werden, dann kann leicht Unmut entstehen. Dass dies keine Privilegien, sondern Ergebnis einer veränderten Personalsteuerung sind, muss ebenfalls von der Leitung offen thematisiert werden.

Nichts überstürzen und sich Zeit nehmen für Fragen und Bedenken, auch mal einen Schritt zurück machen, ohne es als Rückschritt zu begreifen. Die eigenen Kräfte schonen und achtsam mit den Ressourcen im Team umgehen – das waren wichtige Lernprozesse in Zeiten von Hindernissen.

Das Team, die lernende Organisation

Das Handlungsfeld des Teams einer Einrichtung kann sich entfalten, wenn die nötigen Ressourcen bereitgestellt werden. In erster Linie sind das finanzielle Mittel. Mit diesen Mitteln kann Personalentwicklung betrieben werden. Es lohnt sich, Fachkräfte zu schulen, die dann im eigenen Haus als Experten eingesetzt werden können. Zusatzqualifikationen als Elternbegleitung oder Pekip-Kursleitung zahlen sich aus, denn die müssten in der Zukunft sonst jedes Mal „eingekauft“ werden. Die Finanzierung einer Stelle, die Koordination und Netzwerk als Aufgabe hat, kann die Leitung entlasten und schafft Struktur für Träger und Team.

Wenn wir uns weiterentwickeln zu einem Kinder- und Familienzentrum, dann heißt das nicht, das Kerngeschäft einer Kindertagesstätte, nämlich Bildung und Betreuung zu vernachlässigen. Es geht darum, durch genaues Hinschauen den Blick für Bedarfe von Familien der dort zu betreuenden Kinder zu schärfen und das Bildungs- und Betreuungsangebot des Hauses dafür auszubauen. Dabei öffnet sich die Einrichtung in den Sozialraum und nimmt Einflüsse von außen mit auf in den geschulten Blick. Ein Team, das sich dessen bewusst wird, begreift sich selbst als Teil des sozialen Raums und als lernenden Organismus, der lebendig und kreativ auf immer neue (gesellschaftliche) Bedingungen reagieren kann. Umwelt, Gesellschaft und Kultur nehmen Einfluss auf ein Team, das daraus seine pädagogische Arbeit entwickelt.

Unsere Arbeit ist dadurch reich und vielfältig geworden: Innerhalb des Teams haben sich Kompetenzen und Expertentum entwickelt und die Kita hat sich geöffnet für Fachkräfte aus anderen Bereichen. Es gibt eine Koordinationsstelle für die verschiedenen Projekte, um die Leitung zu entlasten. Beteiligung von Eltern findet statt und gemeinsam werden neue Ideen erprobt, dabei ist der kreative Umgang mit Problemen und Fehlern erwünscht. Das Profil eines Kinder- und Familienzentrums ist attraktiv und vermag neue Fachkräfte anzusprechen – in Zeiten von Personalmangel ein großes Plus. Wir erfahren Wertschätzung von Familien und Kooperationspartnern. Der Erfolg kommt mit der Zeit auf leisen Füßen: indem eine Grundhaltung entsteht, mit der wir den Dingen um uns herum mit Offenheit und Respekt begegnen und indem wir uns selbst als Teil des sozialen Raums begreifen, das macht vielleicht den Unterschied zur traditionellen Kita.



Abb. 26: Ein Team mitzunehmen, ist Aufgabe von Leitung und Träger

6.2 Leitfaden für Koordinator/innen

Fenja Kothe & Lena Schlör

Ein Träger entscheidet sich, ein Kinder- und Familienzentrum zu eröffnen. Die notwendige Finanzierung wurde genehmigt, die Koordinationsstelle durch eine Fachkraft besetzt. Aber was nun? Welche Aufgaben und Herausforderungen kommen auf die Koordinator/in zu? Was sind die ersten Schritte? Der folgende Artikel liefert Koordinator/innen einen Leitfaden, der ihnen beim Aufbau eines Kinder- und Familienzentrums helfen soll.

Zunächst ist es wichtig, sich einen Überblick über die Situation zu verschaffen. Mithilfe der folgenden Fragen wollen wir eine Reflexionshilfe anbieten.

Fragen zur Reflexion

Wo stehe ich?

Wohl jede neue Fachkraft möchte möglichst rasch Eltern und Kinder durch interessante Angebote für das neue Kinder- und Familienzentrum begeistern. Zur Gewährleistung einer nachhaltigen Arbeit und zur Vermeidung von unnötigem Arbeitsaufwand sollte die neue Koordinatorin zunächst einen Rundumblick in der eigenen Einrichtung und der Nachbarschaft wagen.

Was ist mein Auftrag?

Welche Auflagen und Zielsetzungen habe ich laut Förderantrag und -bescheid? Welche Intentionen verfolgt der Träger mit dem Aufbau eines Kinder- und Familienzentrums? Wie sieht meine Zielgruppe aus?

Was habe ich bereits?

Welche Qualifikationen bringe ich mit und wie kann ich diese einbringen? Welche für mich relevanten Zuständigkeiten haben die anderen Mitarbeiter/innen des Trägers und wie können mich diese gegebenenfalls unterstützen? Welche

Räume und Materialien stehen mir zur Verfügung? Welche inhaltlichen Schwerpunkte und Erfahrungen hat der Träger und wie kann ich diese miteinbeziehen bzw. davon profitieren? Wie viel Geld steht mir zur Verfügung und wo könnte ich noch andere Gelder akquirieren? In welchen Netzwerken ist der Träger bereits aktiv und welche Kooperationspartner hat er?

Wie machen es andere?

Welche Angebote führen andere Kinder- und Familienzentren durch? Wie sind diese Angebote organisiert, z. B. offen oder geschlossen, kostenpflichtig oder unentgeltlich? Wie sind die Räume ausgestattet und aufgeteilt? Mit welchen anderen Einrichtungen arbeiten sie zusammen? Wie finanzieren sie sich? Wie erreichen sie die Familien?

Was gibt es bereits in meiner Nachbarschaft?

Welche Angebote gibt es bereits im Sozialraum? Welche Akteure sind für das Kinder- und Familienzentrum relevant und wie könnten mich diese unterstützen?

Was brauchen und wünschen sich die Familien?

Bevor das Kinder- und Familienzentrum starten kann, sollte zunächst die Zielgruppe nach ihren Wünschen und Erwartungen befragt werden. Dies kann in unterschiedlicher Form geschehen, unter anderem sind Einzelgespräche, schriftliche Befragungen oder Workshops möglich. Zusätzlich können auch Sozialraumstudien sowie Befragungen von Akteuren im Sozialraum (z. B. Jugendämter, Beratungseinrichtungen, Kindertagesstätten, Hebammen und Kinder- und Jugendgesundheitsdienste) hilfreich sein. Gewinnbringend ist weiterhin der Besuch und wenn möglich eine Hospitation in einem Kinder- und Familienzentrum (möglichst mit einer vergleichbaren Zielgruppe).

Aufgaben einer Koordinatorin

Folgende Aufgabenfelder gehören zur Arbeit jeder Koordinatorin: Organisation, Netzwerkarbeit, Öffentlichkeitsarbeit, Dokumentation und Prozessplanung. Im Folgenden skizzieren wir die einzelnen Felder und diskutieren einige besondere Umstände.

Organisation

Der Bereich der Organisation ist wohl das zeitintensivste, umfangreichste und nicht selten das herausforderndste Arbeitsfeld einer Koordinatorin. Neben der allgemeinen Angebotsplanung und -durchführung gehören hierzu unter anderem auch Raumplanung und -gestaltung, Einkäufe, Organisation der Reinigung und zahlreiche Absprachen mit Kolleg/innen. Die Angebotsplanung ist abhängig von der Zielgruppe und der bereits bestehenden Angebotsstruktur in der Nachbarschaft und sollte deshalb stets auf einer Bedarfs- und Sozialraumanalyse basieren. Es ist wichtig, sich am Anfang nicht vom Gesamtkonzept erschlagen zu lassen und die Angebote erst nach und nach aufzubauen.

Bereichernd kann es sein, sich Personen zu suchen, welche die Kinder- und Familienzentrumsräume nutzen und eigenverantwortlich Angebote durchführen. Zu diesem Kreis gehören Mitarbeiter/innen von Sportvereinen, Sprach- und Musikschulen, Erziehungs- und Familienberatungsstellen sowie Anwälte/innen, Hebammen, Tagesmütter und -väter, Ärzte/innen und Anbieter/innen von Gesundheits- und Erziehungskursen. Die Kooperation mit diesen Akteuren ermöglicht finanzielle und organisatorische Entlastung sowie einen kollegialen und inhaltlichen Austausch sowie eine stärkere öffentliche Präsenz.

Es besteht auch die Möglichkeit, dass sich die Zielgruppen selbst aktiv am Aufbau des Kinder- und Familienzentrums beteiligen möchten. Diese Ressource zu nutzen, beinhaltet in mehrfacher Hinsicht Potenzial:

- Die Ideen der Familien werden eingebracht und umgesetzt.
- Die Verantwortung wird von der Zielgruppe übernommen.
- Diese Personen werden als Multiplikator/innen auch andere Personen aus der Zielgruppe anziehen.

Es ist von Vorteil, aktiven Eltern ein kleines Honorar als Wertschätzung zu bezahlen.

Durch die Öffnung der Einrichtung zum Sozialraum entsteht ein Mehraufwand beim Träger. Daher ändern sich im Zuge des Aufbaus eines Kinder- und Familienzentrums auch die Arbeitsfelder anderer Akteure: Es ist erforderlich, Personal aus den Bereichen Kindertagesstätte, Buchhaltung, Reinigungs- und Hausmeisterservice sowie Sekretariat aktiv in den Aufbauprozess miteinzubeziehen. Besonders gewinnbringend ist es, wenn die Geschäftsführung des Trägers eine aktive Steuerungsrolle einnimmt, Aufgaben und Hierarchien definiert und so

mögliche Konflikte von vornherein vermeidet. Hierzu gehört zunächst die Aufklärung über die Arbeitsbereiche und Zielsetzungen des Zentrums. Von Beginn an sollte das Personal zu Wünschen und möglichen Sorgen befragt werden. Im Rahmen von Teamtagungen und -sitzungen können gemeinsame Angebote, Kooperationen und das Leitbild des Trägers ausgearbeitet und damit die Weiterentwicklung des Standorts zum Kinder- und Familienzentrum positiv beeinflusst werden.

Netzwerkarbeit

Aufgrund des ganzheitlichen Ansatzes von Kinder- und Familienzentren ist die Liste möglicher Kooperationspartner lang. Insbesondere folgende Partner können für die nachhaltige Arbeit bedeutend und gewinnbringend sein: Kitas, Grundschulen, Jugendamt (Sozialraumkoordination, Kinderschutz-Koordination, Koordination für den Bereich Frühe Hilfen, Sozialer Dienst), Gesundheitsamt (Kinder- und Jugendgesundheitsdienst), Beratungseinrichtungen für Familien, wenn vorhanden Quartiersmanagement oder andere Träger der Jugendhilfe im Bezirk sowie Volkshochschulen und Stadtteilmütter und -väter. Besonders effizient ist der kontinuierliche Austausch mit diesen Akteuren, indem man an in der Region/im Bezirk bereits bestehenden familienspezifischen Facharbeitsgruppen und Netzwerken teilnimmt (z. B. Netzwerk Kinderschutz, AG Familienbildung, Fachgruppe Frühe Hilfen, Arbeitsgruppen und regionale Vernetzungsrunden nach § 78 SGB VIII).

Öffentlichkeitsarbeit

Wege der Informationsverbreitung sind vielseitig, Medien der Öffentlichkeitsarbeit können sein: Webseite (z. B. mit einem Übersetzungsservice), Inserate in Zeitschriften für Familien, ein Artikel in der Quartiers- oder Baugesellschaftszeitschrift sowie die Verteilung von Postern und Flyern in verschiedenen Sprachen. Insbesondere an folgenden Orten können Familien gut erreicht werden: Kitas, Schulen, Arzt- und Hebammenpraxen, Beratungszentren, Bibliotheken, aber auch Spielplätzen, Cafés, Supermärkten und Hausfluren.



Abb. 27: Feste sind eine gute Gelegenheit, um Kontakte zu knüpfen

Oftmals zeigt sich jedoch, dass der persönliche Kontakt zu den Familien den größten Erfolg bringt. Daher empfiehlt sich insbesondere die Teilnahme an Straßen-, Schul- und Kita-Festen und Elternabenden sowie die Organisation eines eigenen Festes oder auch die direkte Kontaktaufnahme auf der Straße.

Abhängig von der Zielgruppe sollten unterschiedliche Informationswege gewählt werden. Die Koordination sollte sich hierbei folgende Fragen stellen: Suchen sich meine Besucher/innen aktiv Angebote oder müssen sie auf diese hingewiesen werden? Wünschen sie sich eine wortreiche Erklärung oder reagieren sie eher auf Bilder? Versteht meine Zielgruppe ausreichend Deutsch oder sollte ich meine Informationsmaterialien übersetzen lassen? Falls ja, in welche Sprachen? Wie aktiv sind meine Besucher/innen im Internet? Wer kann mir bei der Bekanntmachung helfen? Wer hat Zeit und Talent, Eltern persönlich anzusprechen, auch in verschiedenen Sprachen (z. B. Stadtteil-/Kiezmütter und -väter)?

Dokumentation und Prozessplanung

Eine umfangreiche Dokumentation bereitet einer Koordinatorin zunächst zwar viel Arbeit, bietet im weiteren Prozess jedoch wichtige Aufschlüsse über die geleistete Arbeit, den Erfolg und die erforderliche weitere Planung. Besonders hilfreich können hierbei Informationen über die Besucher/innenstruktur für spätere Projektanträge oder bei der Erstellung einer Verteilerliste für die Öffentlichkeitsarbeit (E-Mail-Verteiler, Briefzustellung etc.) sein.

Folgende Tabelle zur Ziel- und Durchführungsplanung kann der Koordinator/in helfen, die dargestellten Arbeitsbereiche und Aufgaben möglichst leicht zu überblicken und zielorientiert zu arbeiten.

Handlungsziel Was will ich erreichen?	Handlungsschritte Welche Schritte muss ich unternehmen?	Wer ist verantwortlich?
Zum Beispiel: Aufbau eines Coöperate Designs: Das Kinder- und Familienzentrum soll als solches eindeutig erkennbar und vom Rest des Trägers unterscheidbar sein	Schaffung 1) Festlegung eines eindeutigen Namens 2) eines Logos 3) eines Briefkopfs 4) einer Internetseite 5) einer Visitenkarte	Kinder- und Familienzentrumskoordination und Geschäftsleitung des Trägers

Was ist notwendig für die Umsetzung?	Welche Kosten entstehen?	Anfangs- und Enddatum	Priorität (1=niedrig bis 5= hoch)
1) Kontaktaufnahme und Angebots- einholung von Grafik- und Web- designerInnen 2) Erstellung des Designs 3) Wahl der Druckerei	ca. 700 €	Dezember 2014 bis April 2015	4

Trotz guter Recherche und Planung muss eine Koordinatorin insbesondere am Anfang viel Geduld aufbringen und manchen Rückschlag einstecken. Nicht selten werden neue Angebote schlecht besucht, Personal springt ab, die Räume werden schmutzig hinterlassen oder der Flyer ist kurz nach dem Druck nicht mehr aktuell. Auf diese Schwankungen sollte sich eine Koordinatorin einstellen und sich nicht verunsichern lassen, da die Etablierung im Sozialraum ein langwieriger Prozess ist. Darauf sollten auch der Träger und andere relevante Akteure hingewiesen werden.

Organisationen entwickeln, Prozesse verstehen – Beratung in Kinder- und Familienzentren

Christa Höher-Pfeifer

Eine Kindertagesstätte macht sich auf den Weg, sich zu einem Kinder- und Familienzentrum zu entwickeln. Von wem geht die Veränderung aus? Wer will diese Veränderung eigentlich? Der Träger, die Mitarbeiter/innen, die Leitung, die Kommune, die Eltern? Oder gibt es einen politischen Willen? In meinen Beratungsprozessen stehen daher eingangs oft folgende Fragen: Was haben Sie davon, ein Kinder- und Familienzentrum zu werden? Was verändert sich, wenn Sie ein Kinder- und Familienzentrum werden?

Vor allem gilt es zu klären, ob und wie es für die Beteiligten zu einer Win-win-Situation kommen kann. Meist kommt das Team sehr schnell zu dem Ergebnis, dass es zwar Mehrarbeit bedeutet, dass es aber auch sehr viel dabei gewinnt. Wichtig ist es zu erkennen, dass es nicht mehr nur darum geht, das Kind zu bilden, betreuen und zu erziehen. Vielmehr ist hier ein Haltungswechsel zu einer systemischen Sichtweise erforderlich. Im Mittelpunkt steht das Kind im System der Familie. Damit einher geht eine Haltung, mit den Eltern eine Bildungs- und Erziehungspartnerschaft einzugehen. Ein weiterer Erkenntnisgewinn ist es, dass das Kinder- und Familienzentrum keine Insel ist, sondern eingebunden in ein Netz von Kooperationspartnern und lokalen Akteuren.

Ein Kinder- und Familienzentrum ist ständigem Wandel ausgesetzt: In einer lernenden Organisation wird Veränderung zum Normalfall und stellt keine Störung dar. Alle gewollten und ungewollten Veränderungen bringen aber auch Belastungen für das Team und die Leitung mit sich. Um den Stress zu verringern, ist es hilfreich, Strategien für den Umgang mit dem Wandel zu entwickeln und dabei systematisch vorzugehen. Dabei kann eine externe Beratung unterstützen.

Transparenz

Manchmal wird die Veränderung zum Kinder- und Familienzentrum von den einzelnen Mitarbeiter/innen und der Leitung unterschiedlich gesehen. Die Bandbreite liegt von der positiven Herausforderung für die Arbeit über Skepsis bis zur offenen Ablehnung. Zu Beginn eines Beratungsprozesses ist es daher sehr wichtig, Transparenz zu schaffen. Dabei gilt es an folgenden Fragen zu arbeiten: Wer will

eine Veränderung? Wir haben doch genug zu tun und leisten eine prima Arbeit! Was bedeutet es für uns, ein Kinder- und Familienzentrum zu sein? Was haben wir davon? Wer kann uns in unserer Arbeit unterstützen? Was ist das Gütesiegel Familienzentrum NRW? Was sind die Voraussetzungen dafür, es zu erhalten? Was passiert, wenn wir es nicht erhalten? Was geschieht, wenn wir uns nicht verändern?

Beteiligung

Die frühzeitige Beteiligung aller Betroffenen ist ein wichtiger Ausgangspunkt. Ob allerdings der gesamte Entwicklungsprozess mit dem kompletten Team durchgeführt werden soll, ist zu überlegen. Hier kommt es auf die Größe der Einrichtung an und auf die zu beteiligenden Kooperationspartner. Je größer das Team, desto eher sollte eine Lenkungsgruppe eingerichtet werden, die den Prozess steuert, alle Beteiligten auf dem gleichen Informationsstand hält und abwägt, wann wer einzubinden ist. Auf jeden Fall sollte die Leitung Mitglied der Lenkungsgruppe sein. Die Mitgliedschaft einzelner Teammitglieder sollte nach Fähigkeiten, Ressourcen, Vertretung verschiedener „Strömungen“ und Interesse am Projekt zusammengestellt werden. Sinnvoll ist es auch, die Fachberatung und/oder Trägervertretung einzubeziehen.

Unabhängig davon, für welches Modell man sich entscheidet (Lenkungsgruppe oder Gesamtteam), ist zu planen, wie die Teilnahme der Beteiligten am Prozess möglich ist. Wie werden die Zeitressourcen geschaffen? Welche Aufgaben fallen gegebenenfalls während des Entwicklungsprozesses weg? Wie können beispielsweise Vertretungsregelungen mit Honorarkräften gestaltet werden? An dieser Stelle zeigt sich auch, wie wichtig es der Organisation/dem Träger ist, dass dieser Prozess durchgeführt wird. Gibt es hierfür finanzielle Ressourcen? (In Nordrhein-Westfalen können hierfür Landesfördermittel eingesetzt werden.) Manche Träger stellen für das Kinder- und Familienzentrum auch zusätzliche Leitungsstunden oder andere personelle Ressourcen zur Verfügung. Zu bestimmten Schritten im Prozess ist es sinnvoll, mit allen Mitarbeiter/innen Fachtage zu veranstalten. Auch hierfür sind Zeitressourcen zu schaffen. Rechtzeitig ist zu klären, ob die Einrichtung hierfür geschlossen werden kann, ob dies nach der regulären Arbeitszeit am Abend geschieht oder an einem Samstag. Werden hierfür die regulären Schließtage verwandt, gibt es auch kein Problem mit Überstundenausgleich oder Vertretungsregelungen.

Organisation des Prozesses

Wenn feststeht, wer am Entwicklungsprozess zum Kinder- und Familienzentrum in welchem Umfang beteiligt sein wird, ist eine Arbeitsstruktur zu finden. Ist in einer kleineren Einrichtung das komplette Team am Entwicklungsprozess beteiligt, so ist es sinnvoll, hierfür die Dienstbesprechung als festen Besprechungstermin zu nutzen. Gibt es eine Lenkungsgruppe, muss ein neuer fester Termin geschaffen werden, zu dem alle Mitglieder verbindlich ihre Teilnahme zusagen können. Darüber hinaus muss der Informationsfluss ins Team gewährleistet werden. Dies kann durch einen festen neuen Tagesordnungspunkt in der Dienstbesprechung erfolgen.

Meist macht sich an diesem Punkt bemerkbar, ob die vorhandenen Strukturen ausreichend sind, um das neue Projekt zu bewältigen. Falls dies nicht schon geschehen ist, muss auf jeden Fall das Informationssystem der Einrichtung überdacht werden:

- Wie werden Informationen weitergeben?
- Wie ist die Dienstbesprechung strukturiert? Gibt es eine feste Struktur?
- Besprechen wir immer alles gemeinsam?
- Diskutieren wir Informationen oder diskutieren wir offene Punkte?
- Wie werden bei uns Entscheidungen getroffen? Wie werden Ergebnisse festgehalten?

Hier ist auf jeden Fall die Leitung gefragt. Sie muss deutlich machen, welche Punkte reine Informationen sind, die gegebenenfalls auch schriftlich weitergegeben werden können und keine Zeitressourcen in der Dienstbesprechung binden. Welche Routinearbeiten können mit der Abarbeitung von Checklisten vereinfacht werden (beispielsweise Vorbereitung des Laternenumzugs) und die Besprechungen zeitlich entlasten? Mit solchen Maßnahmen ist es möglich, neue Zeitressourcen zu schaffen. Spätestens zu diesem Zeitpunkt wird dem Team klar, dass der Weg zum Kinder- und Familienzentrum nicht nur ein Projekt unter vielen ist, sondern die Einrichtung als Ganzes betrifft.

Hat man sich für die Einrichtung einer Lenkungsgruppe entschieden, ist auch die Arbeitsorganisation dieses Gremiums zu regeln. Wenn eine andere Einrichtung, die Fachberatung, der Träger und/oder andere Stellen/Kooperationspartner einbezogen sind, muss die Gruppe eine neue Arbeitskultur finden. Es hat sich bewährt, zu Beginn ganz offen zu klären:

- Wie kommen Entscheidungen zustande?
- Wie schaffen wir eine ungestörte Arbeitssituation?
- Wie wird mit den Hierarchieunterschieden umgegangen?

- Gibt es für das Projekt einen hierarchiefreien Raum, in dem alle Beiträge zunächst gleichwertig sind?
- Wer leitet die Lenkungsgruppe?
- Wie werden die Besprechungstermine vorbereitet, nachbereitet und protokolliert?
- Wie ist der Informationsfluss untereinander und zum Team gewährleistet bzw. in die anderen beteiligten Organisationen?

Sind diese Fragen geklärt, kann die inhaltliche Arbeit beginnen. Die Regel des Projektmanagements „Wenn du wenig Zeit hast, dann nimm dir am Anfang viel davon!“ bewährt sich. Bleiben die oben beschriebenen Fragen offen, geht viel Energie verloren, die für den eigentlichen Prozess benötigt wird.

Zielklärung: Was wollen wir erreichen?

„Würdest Du mir bitte sagen, wie ich von hier aus weitergehen soll?“ „Das hängt zum größten Teil davon ab, wohin Du möchtest“, antwortet die Katze. „Ach, wohin ist mir eigentlich gleich ...“, erwidert Alice. „Dann ist es auch egal, wie Du weitergehst“, sagte die Katze.

(Aus Lewis Carroll: Alice im Wunderland)

Dieser Text aus „Alice im Wunderland“ macht sehr deutlich, dass Ziele eine Steuerungsfunktion haben. Sie sind Grundlage für die Gestaltung des Prozesses und haben Einfluss auf die Planung, Steuerung und Information. Zusätzlich sind Ziele auch ein Kriterium für den Erfolg des Projektes sowie Entscheidungshilfe bei der Beurteilung von Handlungs- und Lösungsalternativen. Im ersten Schritt geht es bei der Entwicklung von Familienzentren zunächst um die Frage „Was wollen wir als Kinder- und Familienzentrum erreichen?“ kombiniert mit der Fragestellung „Was brauchen Familien in unserem Stadtteil/ Sozialraum?“ Hilfreich ist an dieser Stelle die Arbeit mit einer besonderen Mindmap als Zielklärungsmodell:

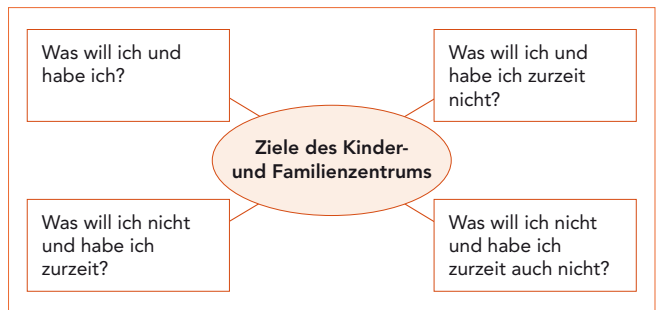


Abb. 28: Eine Mindmap hilft, Ziele zu klären

Mit diesen etwas philosophisch anmutenden Fragen ist es möglich, die Thematik und die Richtung der weiteren Arbeit zu beschreiben. Zunächst wird festgestellt, welche Ziele die Einrichtung bereits formuliert hat und weiter verfolgen will. Des Weiteren geht es um die Frage, ob Ziele oder Rahmenbedingungen vorhanden sind, die nicht veränderbar sind – mit denen gelebt werden und gegebenenfalls kreativ umgegangen werden muss, z.B. fehlenden Räumlichkeiten. Die nächste Frage beschäftigt sich mit den neuen Zielen, die erreicht werden sollen. Und die letzte Frage widmet sich dem Worst Case, in welche Richtung es gar nicht gehen sollte. Deutlich wird bei dieser Herangehensweise, dass die neuen Ziele im Kinder- und Familienzentrum in Beziehung zur bisherigen Arbeit stehen. Man kann das Ganze auch als Mobile sehen: Je nachdem, wo ich etwas verändere, bringe ich Bewegung, aber auch Ungleichgewicht ins System.

Inhaltlich spitzt sich die Diskussion oft auf die Frage zu, ob die Kindertagesstätte im Kinder- und Familienzentrum aufgeht? Ist die Kindertagesstätte der Kern, um die herum das Kinder- und Familienzentrum besteht? Besteht das Kinder- und

Familienzentrum neben der Kindertagesstätte? Ist das Kinder- und Familienzentrum ein Projekt unter anderen? Hier gilt es, mit der Einrichtung Antworten zu finden. Aus meiner Erfahrung gibt es keine richtige oder falsche Organisationsform, sondern es kommt auf die individuelle Einrichtung, auf deren Selbstverständnis und Ziele vor Ort an. Hilfreich kann es an dieser Stelle sein, mit dem Team bzw. der Lenkungsgruppe eine Organisationszeichnung zu erstellen.



Abb. 29: Exemplarische Darstellung eines Prozessverlaufs in einer Fortbildung

Ist-Analyse: Was funktioniert gut?

Bevor konkrete Angebote und Veränderungen geplant werden, sollte eine Bestandaufnahme erfolgen. Dieser Punkt ist aus verschiedenen Gründen besonders wichtig, da es gilt, die bisherige Arbeit zu würdigen, sie allen bekannt zu machen und gegebenenfalls auch zu hinterfragen. Methodisch hat sich hierfür eine Abwandlung der SOFT-Analyse bewährt (SOFT steht für Satisfactions = Zufriedenheiten, Opportunities=Möglichkeiten, Faults=Fehler, Threats=Gefahren).

	+	–
Gegenwart	Was funktioniert gut? Inhalte, Abläufe...	Wo gibt es Probleme?
Zukunft	Ideenbörse Welche Möglichkeiten gibt es, die nicht genutzt werden? Wo bzw. in welcher Richtung sollten systematisch Chancen und Möglichkeiten gesucht werden?	Was ist das Schlimmste, das geschehen könnte (Worst Case)? Was darf nicht geschehen? Was passiert, wenn nichts passiert?

SOFT-Analyse

Die Teammitglieder erhalten Karten in vier verschiedenen Farben, die den vier Themenbereichen der Gegenwart und Zukunft zugeordnet sind. In einer zehnmütigen Einzelarbeit haben sie die Aufgabe, Stichworte auf den Karten zu notieren. Hierbei gilt die Regel: pro Karte ein Stichwort. In einem weiteren Schritt stellt jede/r die eigenen Karten vor. Begonnen wird mit den Karten zu „Was funktioniert gut?“. Als Moderatorin sortiere ich die Karten nach Themenbereichen (Clustern). Mehrfachnennungen verdeutlichen Übereinstimmungen. Wichtig ist es an dieser Stelle, zunächst die Wertung der Einzelnen stehen zu lassen und mit anderen zusammenzuführen und dabei nicht zu diskutieren, bevor nicht alle Karten eingesammelt wurden. Nach dem gleichen Verfahren geht es weiter mit „Wo gibt es Probleme?“, „Ideenbörse“ und „Was ist das Schlimmste, das geschehen könnte (Worst Case)? Was darf nicht geschehen? Was passiert, wenn nichts passiert?“

Im nächsten Schritt wird nun gemeinsam das bisher Erreichte gewürdigt. Bei Überschneidungen zur Problemanalyse wird auf die spätere Diskussion verwiesen. Nun wird auf den Worst Case geschaut: Bei allen weiteren Planungen sollte gemeinsam darauf geachtet werden, keine Maßnahmen zu installieren, die in diese Richtung gehen. Meist wird hier die Befürchtung der Überforderung geäußert. Erst jetzt wenden wir uns den Problemen und der Ideenbörse zu. Aus beiden Punkten gemeinsam – auch hier gibt es Überschneidungen – wird eine Themenliste der weiter zu bearbeitenden Punkte erstellt. Um den Prozess nun übersicht-

lich zu gestalten, wird diese Themenliste mit Prioritäten versehen. Je nach Größe der Gruppe kann dies durch eine kurze Diskussion, durch einen Impuls von außen (Anforderung des Trägers) und/oder durch Gewichtung der Gruppe (punkten) erfolgen. Diese Themenliste wird nun mit einem Zeitplan versehen. Hierbei ist im Rahmen des Zeitmanagements auch von der Einrichtungsleitung darauf zu achten, dass dies in realistischer und überschaubarer Weise und den Arbeitskapazitäten entsprechend erfolgt. Je nach Einrichtung und Anzahl der Beteiligten in diesem Prozess werden die Themen nun in Arbeitsgruppen oder mit allen Beteiligten weiterbearbeitet bzw. entscheidungsreif vorbereitet.

Konkrete Planung, Umsetzung und Evaluation

Jetzt startet die konkrete Planung für das Kinder- und Familienzentrum. Diese reicht von der Konzeption einer Elternbefragung mit den unterschiedlichsten Methoden bis hin zur konkreten Ausgestaltung von Kooperationsbeziehungen, Elternbildungsangeboten und Beratungsangeboten.

Gelingensfaktoren auf dem Weg zum Kinder- und Familienzentrum

Interne Faktoren:

- Veränderungswille
- motiviertes Team
- Teamentwicklung
- Rollenverständnis von Leitung als Management
- Alle Mitarbeiter/innen sind mit den Zielsetzungen des Kinder- und Familienzentrums vertraut.
- Dienstleistungsverständnis
- Elternbedarfe erfragen und erkennen
- erweiterter Blick auf die Familie
- Blick für den Sozialraum
- Vernetzung im Sozialraum.

Strukturelle Faktoren:

- Raumkapazitäten
- Unterstützung des Trägers
- Unterstützung durch das örtliche Jugendamt
- Kooperationsbereitschaft möglicher Kooperationspartner
- freie Kapazitäten der Leitung durch Freistellung.

Auch wenn das Familienzentrum nun als solches besteht und gefördert wird, so ist es doch ständigem Wandel ausgesetzt und sollte sich daher von vornherein als lernende Organisation verstehen. Das bedeutet, der Wandel wird zum Normalfall und stört nicht. Im Spagat zwischen Wandel und Ruhe sowie Entschleunigung im Alltag ist auch immer wieder eine externe Beratungsphase hilfreich.

Kinder- und Familienzentren als Thema einer kompetenz- orientierten Erzieher/innen- Ausbildung

6.4

Ute Eggers

Die differenzierten Ergebnisse der Kindheits- und Jugendforschung finden Eingang in die aktuellen Diskurse über die Bildungsarbeit in Tageseinrichtungen für Kinder. In diesem Kontext werden immer komplexere und anspruchsvollere Anforderungen an den Beruf und damit verbunden an die Ausbildung von Erzieher/innen gestellt. Erzieher/innen sollen die Sprachentwicklung der Kinder stärken, ihnen als Ko-Konstrukteure von Bildungsprozessen zur Seite stehen, inklusiv in multiprofessionellen Teams arbeiten, naturwissenschaftliche Kompetenzen fördern, in Netzwerken sowie im Sozialraum aktiv sein und noch vieles mehr.

Das Kinder- und Jugendhilfegesetz aus dem Jahr 1991 beschreibt ein umfassendes Profil für den Beruf und die Ausbildung der Erzieherin: Kindorientierung und Familienorientierung, Bildungsauftrag und Dienstleistungsauftrag, individuelle Bedarfsorientierung und Sozialraumorientierung gehören zum Aufgabenspektrum einer Erzieherin in einer Tageseinrichtung für Kinder. Dieses Berufsprofil hat nichts mehr gemeinsam mit dem Bild der „Kindergartentante“. Die Arbeit der Erzieherin zeichnet sich durch wachsende Anforderungen bei häufig gleichzeitiger Verschlechterung der Arbeitssituation aus.

Kinder- und Familienzentren sowie die Perspektive der Erziehungs- und Bildungspartnerschaft zwischen Eltern und pädagogischen Fachkräften sind neben Sprachförderung, Inklusion, Bildung und Krippenausbau ein sogenanntes Megathema im Tätigkeitsfeld und in der aktuellen Ausbildung von Erzieherinnen. Der Bildungs- und Entwicklungsstand von Kindern hängt stärker mit Merkmalen der Familie als mit Merkmalen der außerfamiliären Betreuung zusammen (Tietze u. a., 2012, S. 11). Beispielsweise ist die Qualität der familiären Erziehung von extrem hoher Bedeutung für die sprachliche Entwicklung eines Kindes. Die öffentliche Verantwortung für Erziehung, Bildung und Betreuung kann sich daher nicht ausschließlich auf die außerfamiliären Betreuungsformen der Kinder richten, sondern muss Familien und ihr Umfeld stärker als bisher einbeziehen. Die Ausbildung sollte diesen Erkenntnissen Rechnung tragen und das Thema „Erziehungs- und Bildungspartnerschaft“ mehr als bisher in den Blick nehmen.

„Klassische Elternarbeit“ ist überholt

Die Vermittlungs- und Aneignungspraxis in der Ausbildung wird durch verschiedene Problemlagen erschwert: Die Zusammenarbeit mit den Familien wurde bisher sowohl in der Ausbildung als auch in der Praxis nicht als pädagogische Grundhaltung verstanden. Bis vor Kurzem wurde in curricularen Vorgaben und Lehrbüchern die Zusammenarbeit mit Eltern immer als Zusatzaufgabe beschrieben. Schüler/innen und Erzieher/innen fällt es nicht leicht, die Arbeit mit Familien nicht als zusätzliche Aufgabe zu verstehen. Nach wie vor sehen sie sich in der Hauptsache für die pädagogische Arbeit mit den Mädchen und Jungen in ihren Einrichtungen verantwortlich.

Der überholte Begriff der „Elternarbeit“ impliziert, dass Eltern „Objekte pädagogischer Belehrung“ (Diller/Schelle 2009, S. 29) sind, mit denen umzugehen vor allem Arbeit und damit Anstrengung bedeutet. Oftmals wird Eltern ein Desinteresse an pädagogischer Arbeit unterstellt. Kommunikationsdefizite zwischen Eltern und Kindertagesstätte tragen einen erheblichen Teil dazu bei, dass die wechselseitigen Ansprüche und Interessen einander nur bedingt bzw. indirekt und sehr subtil mitgeteilt werden, was zu mangelnder Kooperation führen kann.

Die AID:A-Studie zeigt, dass Familien aus höheren Bildungs- und Einkommenschichten besser erreicht werden als diejenigen in prekären Lebenslagen (Gottschall/Pothmann 2011, S. 17 f.). Somit nehmen auch in Kindertageseinrichtungen in der Mehrzahl Familien an „klassischen Elternaktivitäten“ teil, die gut gebildet sind und über ein gutes Einkommen verfügen. Die oben genannte Langzeitstudie macht die Einrichtungen und deren Angebotsgestaltung selbst dafür verantwort-

lich, dass sie von bildungsfernen Schichten abgelehnt werden. Hier muss also in Theorie und Praxis ein Perspektivwechsel erfolgen mit dem Ziel, die Aktivitäten einer Einrichtung so zu gestalten, dass Familien aller Schichten und Herkunft diese für sich als gewinnbringend erachten und nutzen. Dabei sollte die Haltung der Praxisanleiterinnen in den Blick genommen werden, da neue Inhalte und Erkenntnisse, die in Aus- und Weiterbildung vermittelt werden, nicht die Praxis der Kindertageseinrichtungen erreichen (Tietze u. a. 2012). Während ihrer Ausbildung müssen daher die Schüler/innen in ihrer Rolle als Multiplikatoren neuer Inhalte gestärkt werden, um neue Impulse in die Praxis tragen.



Abb. 30: Schon während der Ausbildung sollten sich die Studierenden mit der Zusammenarbeit mit Eltern beschäftigen

Umdenken in Theorie und Praxis

Schüler/innen in der Ausbildung werden selten an der Zusammenarbeit mit Familien in den Praxiseinrichtungen beteiligt. Die Teilnahme an „klassischen“ Elterngesprächen wird ihnen oft verwehrt mit der Begründung, dass sie in diesem geschützten Setting stören würden. Wenn in der Einrichtung generell ein partnerschaftliches Verhältnis zwischen Mitarbeiter/innen und Familien existiert, empfinden Eltern und Erzieher/innen die Schüler/innen als Bereicherung.

Das Berufsprofil der Erzieher/innen in Ausbildung und Praxis muss daher neu diskutiert und modifiziert werden. Im ersten Schritt sollten sich dazu die Lehrkräfte mit dieser Fragestellung auseinandersetzen. An den Fachschulen existieren sehr divergierende Einstellungen der Lehrkräfte über den Beruf der Erzieherin/des Erziehers. So kommt es innerhalb des Kollegiums immer wieder zu Verständigungsschwierigkeiten über die inhaltliche Ausgestaltung der Erzieher/innen-Ausbildung und des Anforderungsprofils.

Erzieher/innen müssen in der Ausbildung lernen, mit der Pluralität der pädagogischen Ansätze und dem fehlenden Konsens über das richtige Programm umzugehen (Ebert 2003). Sie bewegen sich in dem Dilemma, dass das Wissen und Können, das heute noch als richtig gilt, im Zuge des immer schnelleren Wandels schon morgen überholt sein kann. Zudem wird sich das Berufsprofil weiter verändern und es wird auch in Zukunft nicht zu einem allgemein anerkannten und ausformulierten Anforderungsprofil für den Beruf kommen. Diese Ungewissheiten sowie die Thematik des Wandels von Arbeitsschwerpunkten und dazugehörigen Theorien müssen selbst zum Gegenstand der Ausbildung werden, damit Erzieher/innen handlungsfähig bleiben.

Erzieher/innen sollten in der Lage sein, ihr Handeln zu legitimieren und zu dokumentieren, um die Qualität der eigenen Arbeit überprüfbar zu machen. Darüber hinaus müssen die zukünftigen Erzieher/innen dazu befähigt werden, ihre Arbeit nach außen – für die Eltern, andere Institutionen und die breite Öffentlichkeit – sichtbar zu machen.

Curriculare Anbindung der Thematik Kinder- und Familienzentrum

Die Ausbildung zur Erzieher/in erfolgt an Fachschulen (in Bayern Fachakademien) für Sozialpädagogik. Sie ist als generalisierte Breitbandausbildung angelegt – für die Arbeit mit Kindern, Jugendlichen und Erwachsenen, für die pädagogische Arbeit mit Menschen mit besonderen Bedürfnissen sowie deren Familien

und anderen Bezugspersonen (KMK 2011). Die vollzeitschulische Ausbildung an der Fachschule für Sozialpädagogik ist mit einer Meisterausbildung gleichzusetzen und stellt somit die höchste Qualifikationsstufe unterhalb der akademischen Ausbildung dar.

Als eine Antwort auf die Debatten über die Erzieher/innen-Ausbildung im Rahmen der Bologna-Prozesse und deren Auswirkung auf die berufliche Bildung beschloss das Kultusministerium 2011 das „Kompetenzorientierte Qualifikationsprofil für die Ausbildung von Erzieherinnen und Erziehern an Fachschulen/Fachakademien“. Es „orientiert sich an zwei Bezugsebenen, die für die Ausbildung von Erzieherinnen und Erziehern an Fachschulen konstitutiv sind:

- das Spektrum der beruflichen Handlungsfelder von Erzieherinnen und Erziehern in den verschiedenen Arbeitsfeldern
- die Kompetenzdimensionen des deutschen Qualifikationsrahmens.“ (KMK 2012, S. 8)

Das Strukturpapier umfasst sechs Handlungsfelder:

- Kinder, Jugendliche und junge Erwachsene in ihrer Lebenswelt verstehen und pädagogische Beziehungen zu ihnen gestalten
- Entwicklungs- und Bildungsprozesse anregen und unterstützen
- in Gruppen pädagogisch handeln
- Erziehungs- und Bildungspartnerschaften mit Eltern und Bezugspersonen gestalten
- Institution und Team entwickeln
- in Netzwerken kooperieren und Übergänge gestalten.

Im Qualifikationsprofil wird die Erziehungs- und Bildungspartnerschaft mit Eltern und anderen Bezugspersonen deutlich konnotiert, und damit erlangt das Thema Kinder- und Familienzentrum eine ganz neue Gewichtung für die Ausbildung zur Erzieherin. In einem Grundsatzpapier zur Lehrplangestaltung beschrieb eine länderübergreifende Arbeitsgruppe die Inhalte und notwendigen Kompetenzen für das Lernfeld 5: „Erziehungs- und Bildungspartnerschaften mit Eltern und Bezugspersonen gestalten sowie Übergänge unterstützen“.

Auswirkungen einer kompetenzorientierten Fachdidaktik Sozialpädagogik auf den Unterrichtsinhalt „Kinder- und Familienzentren“

Der Berufsalltag von sozialpädagogischen Fachkräften zielt ab auf den pädagogischen Umgang mit Mädchen und Jungen beziehungsweise Männern und Frauen als Einzelpersonen oder in Gruppen sowie mit deren Familien und anderen Bezugspersonen. Dies muss sich auch in der Gestaltung von Lehr-Lern-Prozessen widerspiegeln. Die Grundsätze der Fachdidaktik Sozialpädagogik wurden von Krüger und Dittrich sowie Habel und Karsten (beide 1986) entwickelt und bis heute fortgeschrieben.

Die Ausbildung zur Erzieher/in erfordert eine integrierte Persönlichkeitsentwicklung, um den Erziehungs-, Bildungs- und Betreuungsprozess in der beruflichen Praxis sinnvoll gestalten zu können. Die zukünftigen sozialpädagogischen Fachkräfte kommen keineswegs als „unbeschriebene Blätter“ in die Ausbildung, was sie nicht von anderen Auszubildenden unterscheidet. Allerdings ist die Aufgabe der zukünftigen Erzieher/innen die Beeinflussung außerfamiliärer Sozialisation von Mädchen und Jungen sowie von deren Familien. Hieran wird die grundsätzliche Differenz zu den berufssozialisatorischen Aufgaben anderer Fachrichtungen deutlich. Vorberuflich erworbene Haltungen gegenüber Eltern und Familien müssen reflektiert und „verunsichert“ werden, da diese oftmals eine verklärte oder einseitige Sichtweise auf Kindheit und Familie darstellen. Die Auseinandersetzung mit persönlichen Einstellungen wird damit zu einem zentralen Schwerpunkt der Ausbildung.

Die Ausbildung muss eine enge Theorie-Praxis-Verknüpfung sicherstellen. Ausgangspunkt für die Gestaltung von Lehr-Lern-Prozessen ist die Bearbeitung von sozialpädagogischen Praxissituationen. Nach diesem Prinzip muss die berufliche Praxis von sozialpädagogischen Fachkräften, in diesem Fall die Praxis in Kinder- und Familienzentren, in den Mittelpunkt der Unterrichtsgestaltung rücken. Unterrichtsprozesse sollten im Sinne des doppelten pädagogischen Bezugs so gestaltet sein, dass die angewandten Lehr-/Lernformen auch in der Berufspraxis der späteren sozialpädagogischen Fachkräfte eingesetzt werden können.

Die Beziehungen zwischen Schüler/innen und Lehrer/innen sind mit denen zwischen Kindern sowie deren Familien und „ihren“ Erzieher/innen in ihrer Komplexität, Ganzheitlichkeit und Bildungs- und Erziehungsabsicht strukturell vergleichbar. Diese Modelllernprozesse können eine wichtige Unterstützung für die Lernenden bei der Entwicklung ihrer beruflichen Identität darstellen, da sich Schüler/innen bewusst und unbewusst an diesem Modell orientieren (Krüger/

Dittrich 1986, S. 331). Die Lehrer/innen stehen unter diesem Blickwinkel in einer besonderen Verantwortung: Die partnerschaftlichen Grundprinzipien der Kinder- und Familienzentren sollten daher im Unterricht sowie in der Beziehung zwischen Schüler/innen und Lehrer/innen gelten.

Kinder- und Familienzentren als Ausbildungsinhalt in der Fachschule Sozialpädagogik

In der Ausbildung sollen Schüler/innen befähigt werden, in ihrer zukünftigen beruflichen Tätigkeit handlungsfähig zu sein. Das heißt, sie sollen neue Konzepte und Theorien kennenlernen, um diese als Multiplikator/innen in die Praxis zu transferieren. Da man heute nicht mit Gewissheit sagen kann, was Erzieher/innen morgen an Fachwissen benötigen, geht es neben der Wissensvermittlung mit der gleichen Wertigkeit um die Vermittlung von Methoden- und Sozialkompetenz. Was sie deshalb im Sinne von Handwerkszeug dringend benötigen, ist die Fähigkeit, sich neue Theorien zu erschließen, aktuelle Konzepte zu analysieren und im Sinne des lebenslangen Lernens die Bereitschaft, ihr Wissen ständig zu erneuern.



Abb. 31: Zur Gestaltung von Lehr-Lern-Prozessen gehört die Bearbeitung von sozialpädagogischen Praxissituationen

Im Mittelpunkt der Überlegungen, das Thema Kinder- und Familienzentrum bzw. Erziehungs- und Bildungspartnerschaften zum Gegenstand des Unterrichts zu nehmen, stehen folgende Punkte:

- Wesentliches Ziel der Ausbildung zur Erzieherin ist auch im Themenbereich Kinder- und Familienzentrum die Auseinandersetzung mit der Haltung gegenüber Familien und anderen Bezugspersonen des Kindes. Die professionelle Haltung bezieht sich auf ein professionelles Rollen- und Selbstverständnis im Sinne eines Habitus als auch auf die sich beständig weiterentwickelnde Persönlichkeit der pädagogischen Fachkraft. Eine professionelle Haltung ist zentrales Ausbildungsziel und fließt in die didaktische Realisierung jedes Lehr-Lern-Prozesses mit ein. Deutlich wird in qualitativen Befragungen von Erzieher/innen, dass die in der Kindheit und Jugend gewonnenen Erfahrungen einen wichtigen Bezugsrahmen für den beruflichen Alltag darstellen (vgl. Eggers 2004). Diese Erkenntnis muss in der Ausbildung eine größere Berücksichtigung finden, da die Mädchen und Jungen mit ihren Familien heute andere Aufgaben zu bewältigen haben als die Erzieher/innen in ihrer Kindheit. Die vorberuflich erworbenen Einstellungen und Res-

sources, der biografische Eigensinn, dürfen dabei nicht als Widerspruch zu Fachlichkeit und Professionalität gewertet werden (Thiessen/Schweizer 2000).

- Die Veränderungen von Kindertageseinrichtungen zu Kinder- und Familienzentren stehen im Zusammenhang mit der Veränderung der Lebens- und Sozialräume von Familien. Deshalb müssen im Rahmen der inhaltlichen Auseinandersetzung mit Kinder- und Familienzentren auch die aktuellen Lebenslagen und Bedarfe von Familien thematisiert werden. Elternschaft bedeutet in der heutigen Zeit häufig eine große Verunsicherung. Es gibt steigende (Selbst-)Erwartungen an „perfekte“ Eltern bei infrage gestellten Rollenmustern. Diese Veränderung bedeutet aber auch, dass Eltern heute viele Freiheiten bei der Ausgestaltung ihrer Elternrolle haben und sich ehemals starre Geschlechtsrollen innerhalb der Familien verschieben. „Zugespitzt könnte man sagen: Familien brauchen institutionelle Unterstützung, damit Familie lebbar wird, dabei geht es nicht um eine ‚Aufgabenverschiebung‘ an öffentliche Institutionen, sondern um die Verzahnung zwischen Familie und öffentlichen Institutionen“ (Diller 2008).

Die Besonderheit der Zusammenarbeit mit Familien sollte in den Mittelpunkt der inhaltlichen Unterrichtsgestaltung rücken, da dies eine Schlüsselidee von Kinder- und Familienzentren ist. Es ist davon auszugehen, dass die meisten Schüler/innen dieser Form der Kooperation mit Familien in ihrer beruflichen Praxis bisher noch nicht begegnet sind, sondern eher konventionelle Formen von Elternarbeit kennen (z. B. Elternabende, besondere Feste, Tag der offenen Tür etc.), oder diese nicht als ihre primäre Aufgabe, sondern als Zusatzangebote begreifen. Wenn Erzieher/innen die Zusammenarbeit mit Familien im Sinne von Erziehungspartnerschaften neu denken, hat dies immanente Auswirkungen auf ihr berufliches Selbstverständnis. Sie sehen sich dann nicht mehr wie bisher nur für die Arbeit mit Kindern zuständig, sondern begreifen das System Familie und ihre Bedürfnisse als Ausgangspunkt ihrer Überlegungen. Eltern werden nicht mehr als Konkurrenten, sondern als gleichberechtigte Partner gesehen. Diese Form der Zusammenarbeit bedarf eines hohen Maßes an sozialen und methodischen Kompetenzen, die während der Ausbildung erworben und in der Berufstätigkeit vertieft werden müssen.

- Ein weiterer Fokus in der Gestaltung einer Unterrichtseinheit muss auf dem Schwerpunkt „Alles unter einem Dach“ gelegt werden und steht unmittelbar im Zusammenhang mit der neuen Form der Familienarbeit. Kindertageseinrichtungen müssen sich zukünftig im Sinne einer wirklichen Sozialraumorientierung (Karsten u. a. 2003b), als Kompetenzzentren für Familien verstehen und diesen neben der klassischen Kinderbetreuung Angebote zur Unterstützung machen. Dies darf nicht in die Forderung münden, dass die

Erzieher/innen noch mehr Aufgaben als ohnehin schon übernehmen, denn die Grenzen des Leistbaren sind in vielen Einrichtungen bereits erreicht. In erster Linie geht es um Kooperation mit anderen Einrichtungen und Professionellen sowie um die Erschließung neuer Aufgabengebiete von Erzieher/innen in Kindertageseinrichtungen, die sich aber auf den Personalschlüssel auswirken müssen. In dieser Hinsicht sollte ein Verständnis der Schüler/innen entwickelt werden, dass schon kleine Möglichkeiten und Ideen ausreichen, um Kindergärten zukünftig als Kinder- und Familienzentren zu begreifen: Neben der grundsätzlich positiven Haltung gegenüber Familien ist es bereits mit wenigen Mitteln möglich, eine einladende Atmosphäre für die Familien in den Einrichtungen zu schaffen, beispielsweise durch die Einrichtung eines Elterncafés oder durch die Vermietung der Räumlichkeiten an die Familien am Wochenende.

- Ein weiterer Schwerpunkt der unterrichtlichen Überlegungen ist die Grundidee der Kinder- und Familienzentren in Bezug auf Beobachtung und Dokumentation gemeinsam mit den Familien. Die verbindliche und strukturierte Beobachtung kindlicher Entwicklung und Bildungsprozesse ist zum einen Ausgangspunkt der Zusammenarbeit mit den Familien und der Austausch mit ihnen. Elterngespräche werden dadurch konstruktiver, strukturierter und professioneller, dabei können Eltern und andere Bezugspersonen auch zu eigenen Beobachtungen angeregt werden. Zum anderen bietet gerade diese Vorgehensweise den Erzieher/innen eine stärkere Legitimation ihrer Tätigkeit. Außerdem begründen die verbindlichen und strukturierten Beobachtungen und Dokumentationen die Planung der Angebote für Kinder im Alltag der Kindertageseinrichtungen. In der derzeitigen Erziehungspraxis bleibt es oftmals in der Grauzone, warum Erzieher/innen Angebote und/oder Projekte initiieren, dadurch ist und bleibt ihre Arbeit angreifbar. Über diese Form der Dokumentation der Arbeit auf der Grundlage von Beobachtung und die daraus folgende Ableitung von Angeboten wird die Arbeit für Außenstehende, aber auch innerhalb des Teams nachvollziehbar und begründbar.

Chancen und Grenzen der Thematik für das Berufsprofil von Erzieher/innen

- Die Ausbildung zur Erzieher/in kann zwar immer neue wissenschaftliche Erkenntnisse implementieren, es ist jedoch nicht möglich, in diesem Fall auch alle Inhalte in der gleichen Tiefe zu behandeln. Die anhaltende Diskontinuität in der Arbeit der Erzieher/innen stellten Karsten und Habel bereits 1983 fest und wurde von Karsten 2003 erneut bestätigt:

„Da zukünftig weder für sozialpädagogisch Tätige erwartbar ist, daß sie in etablierten Berufsbereichen in der heute existierten Form werden arbeiten können, noch daß sie, wenn sie einen Arbeitsplatz finden, die Adressatengruppe und soziale Probleme in der zur Zeit gekannten Ausprägung antreffen werden, muß Ausbildung diese Veränderung einbeziehen.“

(Karsten/Habel 1983, S. 323; Karsten 2003a, S. 365).

Im Bezug auf den Kompetenzerwerb ist dieser Aspekt der Ungewissheit über die Weiterentwicklung des Berufsfeldes Erziehung, Bildung und Betreuung mitzudenken. Im Rahmen des Kompetenzerwerbs ist es deshalb viel wichtiger, sogenannte Schlüsselqualifikationen auch in der Zusammenarbeit mit Familien zu vermitteln: Diese ermöglichen den Schüler/innen, in der zukünftigen Arbeitswelt Probleme zu analysieren und diese dann mittels des selbstständigen Erwerbs von Fach- und Methodenkompetenz oder mittels der vorhandenen und erworbenen Sozial- und Personalkompetenzen zu bewältigen. Im Bereich von Kinder- und Familienzentren geht es demnach um Schlüsselqualifikationen in der Kommunikation mit Familien und in Netzwerken, um systemisches Denken sowie um Handlungsmethoden für die Zusammenarbeit mit Eltern und Familien.

Literatur

- Diller, Angelika/Schelle, Regine (2009): Von der Kita zum Familienzentrum. Freiburg im Breisgau, Verlag Herder.
- Diller, Angelika (2008): Alles aus einer Hand Familie im Zentrum, verfügbar unter <http://www.dji.de/cgi-bin/projekte/output.php?projekt=817&Jump1=RECHTS&Jump2=30> [2.5.2014].
- Ebert, Sigrid (2003): Zur Reform der Erzieherinnenausbildung. In: Fthenakis, W. E. (Hrsg.): Elementarpädagogik nach PISA. Wie aus Kindertagesstätten Bildungseinrichtungen werden können. Freiburg im Breisgau, Verlag Herder, S. 333–352.
- Eggers, Ute (2004): Strukturreform und berufliches Selbstverständnis von Erzieherinnen in Tageseinrichtungen für Kinder. Eine biographische exemplarische Untersuchung. Universität Lüneburg.
- Eggers, Ute (2006): „Early Excellence Centres“ – Neue Formen der institutionalisierten Tagesbetreuung für Kinder. Entwicklung, Erprobung und Reflexion einer Lernsituation unter der besonderen Berücksichtigung der Entwicklung eines beruflichen Selbstverständnisses von Erzieherinnen. Studienseminar LBBS Hannover.

- Gottschall, Karin/Pothmann, Jens (2011): Eine Frage der Gerechtigkeit. Für Kinder bildungsferner Schichten stellen Kosten bei der Nutzung von Bildungs- und Freizeitangeboten eine hohe Hürde dar. In: Deutsches Jugendinstitut (Hrsg.) (2011): DJI Impulse. Das Bulletin des Deutschen Jugendinstitut Nr 92/93. München, S. 16–18, verfügbar unter http://www.dji.de/bulletin/d_bull_d/bull92-93_d/DJIB_92-93.pdf [2.5.2014].
- Habel, Werner/Karsten, Maria-Eleonora (1986): Zur Profilierung der Sozialpädagogischen Ausbildung: Eine eigenständige Didaktik Sozialen Lernens? In: Rabe-Kleberg, Ursula u. a.: Qualifikationen für Erzieherarbeit, Band 2. DJI-Verlag, München, S. 313–323.
- Karsten, Maria-Eleonora (2003a): Sozialdidaktik – zum Eigensinn didaktischer Reflexionen in den Berufsausbildungen für soziale und sozialpädagogische (Frauen-)berufe. In: Schlüter, Anne (Hrsg.): Aktuelles und Querliegendes zur Didaktik und Curriculumentwicklung. Festschrift für Werner Habel. Bielefeld, S. 350–374.
- Karsten, Maria-Eleonora/Meyer, Christine/Hetzer, Silke/Riesen v., Katrin/Baier, Florian (2003b): Sozialraumorientierung in Politik, Planung und Praxis Sozialer Arbeit in der Kinder- und Jugendhilfe. Verdi (Hrsg.). Berlin.
- Kultusministerkonferenz (2011): Kompetenzorientiertes Qualifikationsprofil für die Ausbildung von Erzieherinnen und Erziehern, verfügbar unter http://www.kmk.org/fileadmin/veroeffentlichungen_beschluesse/2011/2011_12_01-ErzieherInnen-QualiProfil.pdf [2.5.2014].
- Krüger, Helga/Dittrich, Jochen (1986): Sozialdidaktik – ein eigenständiger Ansatz für die Ausbildung sozialer Berufe. In: Ursula Rabe-Kleberg u. a.: Qualifikationen für Erzieherarbeit, Band 2. DJI-Verlag, München S. 325–332.
- Thiessen, Barbara/Schweizer, Bettina (2000): Eigensinn und biographische Reflexivität. Voraussetzung für die Entwicklung Sozialer Qualifikationen. In: Friese, Marianne (Hrsg.) (2000): Modernisierung personenorientierter Dienstleistungen: Innovationen für die berufliche Aus- und Weiterbildung. Leske & Budrich, Opladen, S. 197–209.
- Tietze, Wolfgang u. a. (2012): NUBBEK Nationale Untersuchung zur Bildung, Betreuung und Erziehung in der frühen Kindheit. Berlin, verfügbar unter <http://www.nubbek.de/media/pdf/NUBBEK%20Broschuere.pdf> [2.5.2014].

Von der Erzieherin zur Netzwerkerin

6.5

Brigitte Heinz

Einrichtungen, die sich auf den Weg machen, um sich zu Kinder- und Familienzentren weiterzuentwickeln, stehen vor einer Vielzahl von Herausforderungen und Veränderungen. Die Zusammenarbeit mit den Eltern soll intensiviert werden und sich noch stärker zur Bildungs- und Erziehungspartnerschaft entwickeln. Passgenaue Angebote für Familien entstehen auf der Grundlage von Bedarfserhebungen und Sozialraumanalysen. Spätestens an dieser Stelle wird deutlich, dass eine Einrichtung alleine nicht in der Lage ist, den unterschiedlichen Bedarfen von Familien gerecht zu werden. Es braucht also die Kooperation und Vernetzung mit anderen Institutionen, Vereinen und ehrenamtlich Tätigen. Die besondere Herausforderung in diesem Kontext liegt sicherlich im Weg von der Mehrbelastung durch die Kooperation hin zum spürbaren Synergieeffekt.

Kooperationen sind in der Regel nicht von Anfang an gewinnbringend für die Fachkräfte. Sie erfordern Zeit, Auseinandersetzung, Absprachen, Klarheit über eigene Ziele und gemeinsame Vorhaben. Es braucht Geduld und Ausdauer, bevor sich Arbeitsentlastung und Spareffekte einstellen. Damit die Motivation auf dem Weg dorthin nicht verloren geht, braucht es ein Bewusstsein für die Chance von Kooperationen, aber auch die Auseinandersetzung mit den damit verbundenen Stolpersteinen und Herausforderungen, die es zu nehmen gilt.

Im Rahmen einer modularen Weiterbildung zur Fachkraft für Kinder- und Familienzentren haben sich Leitungskräfte und Fachkräfte städtischer Kindertagesstätten eines Trägers gemeinsam zwei Tage mit diesem Thema auseinandergesetzt. Im Folgenden möchte ich den Aufbau, die Ziele und die Erfahrungen der Fortbildung skizzieren. Leitend für die Planung waren die nachfolgenden Überlegungen.

Die Teilnehmerinnen und Teilnehmer sollten Gelegenheit für die Auseinandersetzung mit folgenden Themen und Inhalten bekommen:

- gesetzliche Grundlagen der Netzwerkarbeit für Kitas
- Theorien über Netzwerkarbeit und Gemeinwesenarbeit
- Bestimmung der eigenen Institution im bestehenden Netzwerk
- Kennenlernen unterschiedlicher Formen von Kooperation und Einordnung der eigenen kooperierenden Tätigkeiten
- Reflexion bisheriger Erfahrungen im Kontext Kooperation und Vernetzung
- Lernen von der Erfahrung anderer
- notwendige Grundhaltungen – Bedingungen für eine erfolgreiche Netzwerkarbeit entwickeln
- Erfahrungsaustausch zu den Chancen und Herausforderungen.

Bereits während der vorherigen Module tauchten Fragen der Teilnehmerinnen und Teilnehmer auf, die wir in die Planungsüberlegungen einbezogen haben:

- Welche Rolle nimmt die Leitung ein und was ist die Aufgabe der Fachkräfte?
- Welche Rahmenbedingungen braucht es, damit die Vernetzung gelingen kann?
- Wer übernimmt welche Verantwortungen in der Netzwerkarbeit, und wie regelt man das?

Vernetzung hat viele Gesichter

Zu Beginn der Fortbildung beschäftigten wir uns mit der Begriffsklärung. Was verstehen die Einzelnen unter Begriffen wie Vernetzung, Kooperation oder Kooperationspartner und wie entsteht eigentlich ein Netzwerk? Im gemeinsamen Austausch wurden sich alle bewusst, dass jeder irgendwelchen Netzwerken angehört und diese im beruflichen Alltag auch schon immer eine Rolle gespielt haben. Folgende Definition stand schließlich im Raum:

- Vernetzung meint die Zusammenarbeit und Kooperation von Menschen, die ein gemeinsames Ziel haben.
- Die Vernetzung dient der Arbeitserleichterung.
- Voraussetzung für eine erfolgreiche Vernetzung nach außen ist die Vernetzung innerhalb der Institution.

Gesetzlich verpflichtet der § 22a des SGB VIII die Kitas zur Zusammenarbeit mit

- Erziehungsberechtigten und Tagespflegepersonen
- anderen kinder- und familienbezogenen Institutionen und Initiativen im Gemeinwesen, insbesondere solchen der Familienbildung und -beratung
- den Schulen, um den Kindern einen guten Übergang zu sichern.

Im § 80/81 des SGB VIII ist der Träger in die Pflicht genommen, mit anderen Stellen und öffentlichen Einrichtungen, deren Tätigkeit sich auf die Lebenssituation junger Menschen und ihrer Familien auswirkt, zusammenzuarbeiten.

Darüber hinaus bestehen Kooperationen, die in erster Linie der pädagogischen Arbeit mit den Kindern dienen. Projekte mit ortsansässigen Handwerkern oder Betrieben, den Stadtteil und die umliegende Natur erkunden, erfordern die Zusammenarbeit mit unterschiedlichen Akteuren und Betrieben im Stadtteil. Und nicht zuletzt spielen die Eltern im Kontext Vernetzung eine wichtige Rolle. Über welche Kontakte verfügen sie, welche Kompetenzen bringen sie mit und was davon kann der Kita nützlich sein?

Es wurde deutlich, dass es Kooperationen gibt, die nur punktuell eine Rolle spielen: Ein bestimmtes Projekt wird mit anderen gemeinsam geplant, durchgeführt und reflektiert. Die Zusammenarbeit besteht für die Dauer des Projekts und löst sich dann wieder auf. Andere werden hingegen langfristig geschlossen oder entwickeln sich weiter durch erste punktuelle Annäherungen. Hilfreich für die Teilnehmerinnen und Teilnehmer war in diesem Kontext die Systematisierung kooperativer Tätigkeiten nach folgendem Schema von Angelika Diller und Regine Schelle (2009, S.49):

- Koordination: Die verschiedenen Akteure stimmen Termine gemeinsam ab und tauschen Informationen miteinander aus.
- anlassbezogene, zeitlich begrenzte Kooperation wie gemeinsame Planung und Durchführung eines Themenelternabends
- anlassübergreifende Kooperationen wie ein regelmäßiges offenes Angebot der Erziehungsberatung in der Kita
- institutionenübergreifende Angebotsstruktur zwischen verschiedenen Einrichtungen in Form eines Netzwerks.

Das eigene Netzwerk untersuchen

Aufbauend auf diesem theoretischen Hintergrund hatten die Teilnehmerinnen im nächsten Schritt Gelegenheit, das eigene Netzwerk ihrer Einrichtung in den Blick zu nehmen. Das folgende Beispiel zeigt ein solches Ergebnis.

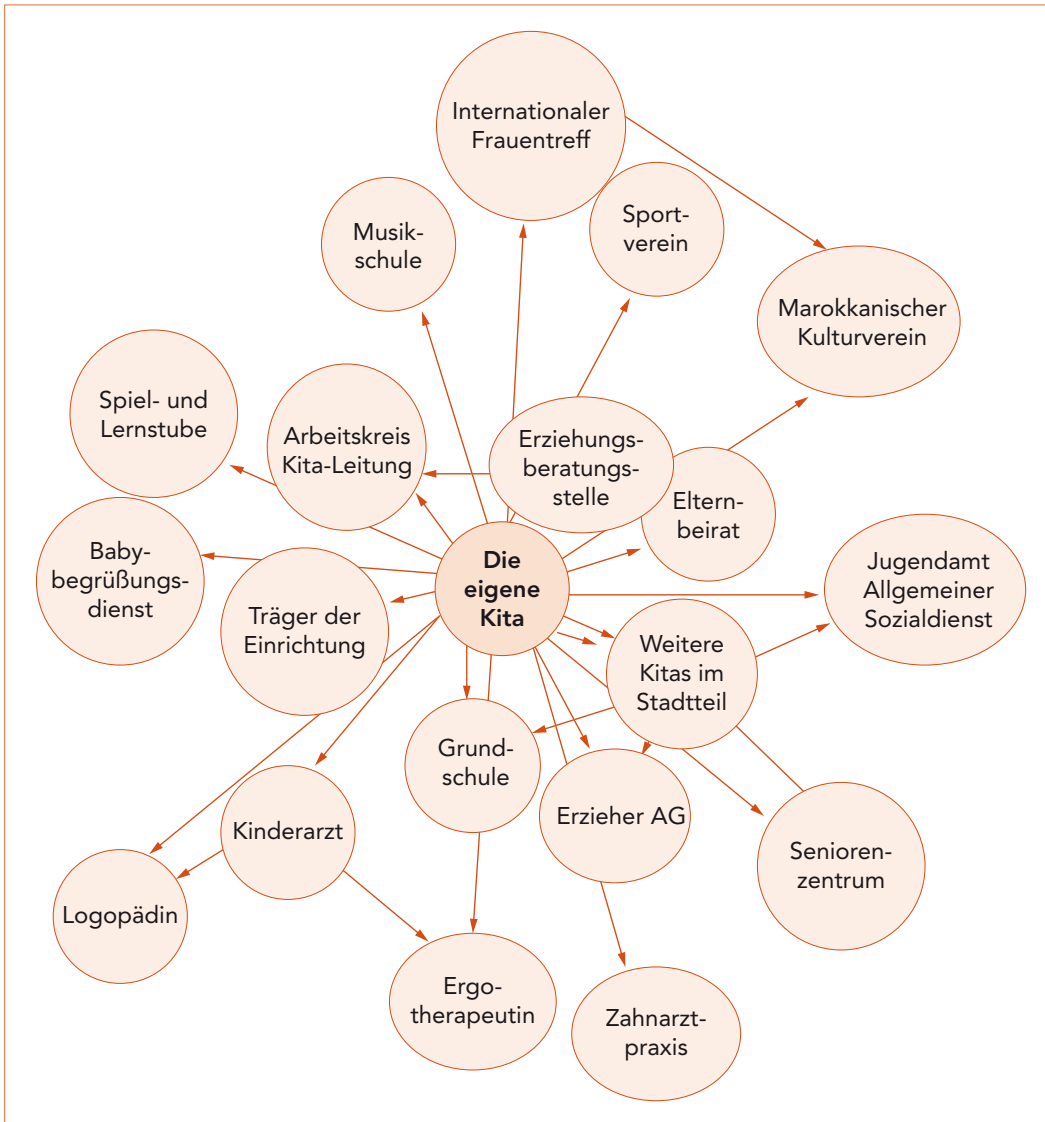


Abb. 32: Beispiel für ein lokales Netzwerk

Die Methode war für die Teilnehmerinnen und Teilnehmer sehr hilfreich. Es kam die Idee auf, das eigene Netzwerk am Eingang der Einrichtung für die Eltern auszuhängen. Durch die Visualisierung wurde aber auch deutlich, wie vielfältig ein solches Beziehungsgeflecht ist. Die Bedeutung der einzelnen Netzwerkpartner für die Kita wurde durch Nähe oder Distanz zur eigenen Einrichtung sichtbar gemacht. Wen brauche ich für die Erreichung welcher Ziele und wer ist nur am Rand für die eigene Arbeit von Bedeutung? Nicht die Quantität ist entscheidend, sondern die Qualität der einzelnen Kooperationen. Das war eine wichtige Erkenntnis, und dennoch ist es gut, auch die anderen im Stadtteil zu kennen und in regelmäßigem Austausch zu bleiben. Zudem zeigten die erstellten Bilder die Unterschiede für Leitungen und Fachkräfte im Hinblick auf die Bedeutung der verschiedenen Netzwerkpartner. Steht beispielsweise die Leitung in engem Bezug zu den Leitungen der anderen Kitas und zum Träger, ist für die Fachkraft die Zusammenarbeit mit den Eltern zentral und bedeutet bezogen auf ein einzelnes Kind vielleicht die Kooperation mit der Erziehungsberatungsstelle.

Ausgehend davon haben wir herausgearbeitet, auf welcher Grundlage Kooperationen eingegangen werden. Um den Bedarfen der Familien gerecht zu werden, braucht die Kita Netzwerkpartner,

- die die Vereinbarkeit von Familie und Beruf unterstützen, beispielsweise die Kooperation mit Tagesmüttern
- die in schwierigen Lebensphasen oder in Erziehungsfragen beraten können, wie z. B. Erziehungs- oder Familienberatungsstellen und die Familienbildung
- die Begegnung von Familien im Stadtteil ermöglichen, wie die Kirchengemeinde oder Vereine.

Welche Schwerpunkte dabei gesetzt werden, hängt stark davon ab, was die Familien vor Ort tatsächlich brauchen. Hier sitzen die Fachkräfte an der Quelle. In täglichen Tür- und Angelgesprächen, bei Entwicklungsgesprächen oder gemeinsamen Aktivitäten wie Ausflügen und Elterncafés erfahren sie, was die Familien bewegt. Da ist beispielsweise die alleinerziehende Mutter, die es aufgrund ihrer Schichtarbeit nicht regelmäßig schafft, ihr Kind rechtzeitig aus der Kita abzuholen. Ein Elternpaar äußert im Entwicklungsgespräch ihre Nöte über den permanenten Streit der Geschwister untereinander und ist sich unsicher, wie es sich verhalten soll. Eine andere Familie ist neu zugezogen und sucht nach Anschluss und Kontakten.

Kooperationen entstehen also dann, wenn es Bedarfe gibt, die die Kita selbst nicht befriedigen kann. Leitungskräfte bündeln diesen Bedarf und orientieren sich entsprechend im Stadtteil. Wen gibt es, wer könnte weiterhelfen und wie müsste eine solche Kooperation aussehen? Das heißt auch, die anderen zu kennen und zu

wissen, welche Kompetenzen und Angebote sie einbringen können. Bewährt haben sich in diesem Kontext Arbeitskreise oder runde Tische der verschiedenen Kooperationspartner. Sich kennenlernen, wissen, was die anderen tun, eventuelle Vorbehalte abbauen und aufeinander zugehen – all dies kann in regelmäßigen Treffen stattfinden und ist Voraussetzung für eine verbindliche Zusammenarbeit. Damit dies gelingen kann, braucht es Koordination und zeitlicher Ressourcen.

Anhand eines konkreten Beispiels einer Teilnehmerin, die als Koordinatorin im Stadtteil tätig ist, konnten die Erfahrungen, die Hürden und Stolpersteine bei der Etablierung eines solchen Arbeitskreises gut sichtbar gemacht werden:

Im Stadtteil sind die unterschiedlichen Vereine und Institutionen der Einladung der Koordinatorin zu einem runden Tisch gefolgt. Gemeinsam haben sich die Akteure auf den Weg gemacht, ein Konzept für ihr Stadtteil- und Familienzentrum zu entwickeln. Die ersten Treffen dienten

- dem Kennenlernen
- der Entscheidungsfindung: Will ich/wollen wir hier mitmachen?
- dem Entwickeln von Visionen und Ideen: Wie stellen wir uns ein Familienzentrum vor und was wollen wir damit erreichen?
- dem Systematisieren der jeweiligen Angebote: Was können die Einzelnen beitragen?
- dem Abwägen der eigenen Vorteile und Mehrbelastungen
- dem Festlegen der jeweiligen Verbindlichkeit.

Im Verlauf dieser ersten Treffen hatten die Teilnehmenden die Möglichkeit, sich zu entscheiden für eine verbindliche langfristige Zusammenarbeit als Kooperationspartner oder unverbindlich, ohne Verantwortung, aber auch ohne Stimmrecht, als Netzwerkpartner am Arbeitskreis teilzunehmen. Mit einer schriftlichen Kooperationsvereinbarung verpflichteten sich die Kooperationspartner schließlich

- zur Entwicklung von passgenauen Angeboten für ihren Stadtteil
- Befragungen durchzuführen, um die Bedarfe der Bewohner zu erfassen
- Strukturen aufzubauen, die eine schnelle und unkomplizierte Unterstützung von Familien ermöglichen in den Bereichen Bildung, Erziehung, Gesundheit und Existenzsicherung
- einen zentralen Anlaufpunkt zur Wahrnehmung von Angeboten und zur Informationsweitergabe aufzubauen

- verbindliche Kooperationsstrukturen zu schaffen sowie
- Angebote fortlaufend an die Bedarfe der Bewohnerinnen und Bewohner des Stadtteils anzupassen und weiterzuentwickeln.

Als erste gemeinsame Aktion wurde ein Stadtteilfest organisiert, das gleichzeitig Gründungsfest für das Familienzentrum war. Ziel dabei war es, im Stadtteil bekannt zu werden, auf die Menschen zuzugehen, ins Gespräch zu kommen und zu erfahren, was die Bewohner/innen bewegt. Das gemeinsame Agieren und Hinarbeiten auf dieses Ziel stellte sich als eine der wichtigen Gelingensfaktoren für den Aufbau der Kooperationen dar. Getragen von einer gemeinsamen Vision, Humor, gegenseitiger Wertschätzung, Transparenz, Auseinandersetzung, Kreativität und Toleranz verfestigte sich die Zusammenarbeit und wurde zunehmend persönlicher. Dies half ebenso im Umgang mit Stolpersteinen wie Konkurrenz, voneinander abweichenden Vorstellungen sowie einzelnen persönlichen Abneigungen und einer hohen zeitlichen Mehrbelastung. Die Eröffnung des Stadtteilfestes und die Würdigung der geleisteten Arbeit durch den Bürgermeister sowie das hohe Interesse der Stadtteilbewohner waren daher auch Bestätigung und der Motor für die weitere Zusammenarbeit. Im Rückblick wurde der enorme Zeitaufwand von den Akteuren als gewinnbringend gesehen. Man ist sich jetzt vertrauter, weiß viel mehr von der Arbeit der anderen und findet im Bedarfsfall schneller zusammen.

Bedingungen für Netzwerkarbeit

In der gemeinsamen Auswertung dieses Fallbeispiels und der Ergänzung weiterer Beispiele erfolgreicher Vernetzung aus anderen Kommunen erarbeiteten die Teilnehmer/innen in Kleingruppen folgende Bedingungen für den Aufbau und das Funktionieren von Kooperationen:

- Verankerung im städtischen Leitbild
- Beteiligung von lokalen Bündnissen von Familien
- Einbezug von Kommunalpolitik an Familientischen
- klarer Auftrag und Zielsetzungen vonseiten des Trägers
- geregelte Verantwortlichkeiten und regelmäßiger Austausch: Wer macht was, mit wem und bis wann?
- Entbürokratisierung und die Möglichkeit, entscheiden zu können/dürfen
- personelle und räumliche Ressourcen

- eine Koordinatorenstelle, die den gesamten Prozess steuert
- trägerübergreifende Zusammenarbeit und gemeinsame Qualifizierung der Akteure
- klare Zielvereinbarungen, z.B. Stärkung der Erziehungskompetenz von Eltern
- regelmäßige Überprüfung der vereinbarten Ziele
- Bedarfsanalysen
- qualifizierte, pädagogische Fachkräfte mit der Bereitschaft und der zeitlichen Ressource, sich in den Sozialraum zu öffnen.

Besonders deutlich im Austausch wurde immer wieder der enge Zusammenhang von persönlicher Kenntnis der Akteure, der Entstehung eines guten Arbeitsklimas und des Hinarbeitens auf ein gemeinsames Ziel. Das Ernten der Früchte einer Kooperation kann dauern; zuvor bedarf es des Willens und der Motivation, Zeit und Energie zu investieren. Man muss bereit sein, auch von eigenen Vorstellungen abzuweichen und die Dinge aus unterschiedlichen Perspektiven zu betrachten. Man bringt sich ein in eine Gruppe als Person, aber auch als Vertreter/in einer Institution. Konkurrenzen können dabei entstehen und es braucht einen offenen und wertschätzenden Umgang damit. Entscheidend aber waren für alle Teilnehmenden die Unterstützung und das klare Signal vonseiten der Politik und des Trägers, dass Kooperationen gewollt und entsprechend unterstützt werden. Die zentrale Stelle der Koordinator/in mit dem Auftrag, ein Netzwerk aufzubauen, den Prozess zu steuern und mit allen gemeinsam Ziele zu entwickeln, war für die Teilnehmenden der Schlüssel für funktionierende Netzwerke.

Eingebettet in die gesamte Weiterbildung zeigte sich durch die Auseinandersetzung mit dem Thema „Kooperation und Vernetzung“ auch innerhalb der Seminargruppe eine Entwicklung. Die Teilnehmer/innen selbst äußerten am Ende der zwei Tage den Wunsch nach einer stärkeren Vernetzung untereinander. Mehr voneinander wissen, gegenseitige Hospitationen, Angebote der anderen nutzen dürfen und vorhandene fachliche Ressourcen für alle nutzbar zu machen, waren Vorhaben, die genannt wurden. Der gemeinsame Fachtag für die Erzieher/innen im kommenden Jahr wurde unter das Motto Familienzentren gestellt. Interessierte Teilnehmerinnen und Teilnehmer schlossen sich zur Planungsgruppe zusammen, offen für alle, die mitarbeiten wollen mit dem Ziel, für die Idee der Stadtteil- und Familienzentren zu begeistern.

Literatur

Diller, Angelika/Schelle, Regine (2009): Von der Kita zum Familienzentrum. Verlag Herder, Freiburg.

Weiterbildung zur Multiplikator/in und Berater/in für Kinder- und Familienzentren

6.6

Sigrid Goder-Fahlbusch

Im Zeitraum 2009/2010 entwickelte das Odenwald-Institut, Bildungsinstitut der Karl Kübel Stiftung für Kind und Familie, eine 23-tägige Weiterbildung „Multiplikator/in und Berater/in für Kinder- und Familienzentren“ und führt diese seitdem jährlich mit bis zu 16 Teilnehmenden durch. Zielgruppe des Angebots sind Kita-Leiter/innen, Trägervorteiler/innen und Fachberater/innen sowie Erwachsenenbildner/innen im Arbeitsfeld Bildung, Erziehung und Betreuung von Kindern und deren Familien, die bei der Entwicklung von Einrichtungen hin zu Kinder- und Familienzentren als interne oder als externe Berater/in mit hoher Fach- und Prozesskompetenz begleiten wollen.

Vom einrichtungszentrierten Blick zum Lebensweltbezug

Aus seinem Selbstverständnis heraus engagiert sich das Odenwald-Institut seit seiner Gründung im Jahr 1978 für das Wohlergehen und die positive Entwicklung von Kind und Familie. Dabei greifen zielgruppen- und themenspezifische Kurse und Weiterbildungen erkannte Bedarfe von Kindern und Familien sowie pädagogischem Fachpersonal auf. Anspruch ist es, mit Bildungsarbeit Verantwortung zu übernehmen und sich für das Wohlergehen und die positive Entwicklung von Kindern und ihren Familien zu engagieren sowie Gesellschaft mitzugestalten. Den Basiskompetenzen von Kindern, der Stärkung grundlegender Fähigkeiten, Fertigkeiten, Haltungen und Persönlichkeitsmerkmale kommt in der pädagogischen Arbeit herausragende Bedeutung zu. „Diese Basiskompetenzen bilden die Grundlage für körperliche und seelische Gesundheit, Wohlbefinden und Lebensqualität des Kindes und erleichtern das Zusammenleben in Gruppen. Sie sind Vorbedingungen für den Erfolg und die Zufriedenheit in Familie, Kindergarten, Schule sowie im späteren Beruf. Diese Basiskompetenzen sind Eigenschaften, die zur Lebensbewältigung des Kindes und zu einem lebenslangen Lernen befähigen.“ (Hessisches Sozial- und Kultusministerium 2007, S.41).

Dies unterstreicht auch das Konzept der Early Excellence Centres, das seit 1997 in Großbritannien umgesetzt wird und Eltern und den Sozialraum aktiv einbezieht. Neben der Stärkung der Kinder ist das Ziel, für mehr Bildungsgerechtigkeit Sorge zu tragen – ein Ziel, dem in Deutschland besondere Bedeutung zukommt, denn nach wie vor ist für den Bildungserfolg von Kindern in Deutschland die so-

ziale Herkunft von großer Bedeutung (vgl. Bertelsmann Stiftung u. a. 2013, S. 6). Auch das veränderte Selbstverständnis der Kitas ist Grund für die Entwicklung der Weiterbildung. Noch vor wenigen Jahren waren Kitas von ihrem Selbstverständnis her (mehr oder weniger) geschlossene Systeme, deren institutioneller Blick sich in erster Linie nach innen richtete und auf die pädagogische Arbeit mit Kindern und – nachgeordnet – mit deren Eltern fokussierte. Mittlerweile hat sich jedoch das Selbstverständnis maßgeblich gewandelt und die Einrichtungen verstehen sich zunehmend als „Knotenpunkt“ eines Netzwerks, das den Sozialraum mitgestaltet. Auf die neuen Aufgabenstellungen, den Wechsel „vom einrichtungszentrierten Blick zum Lebensweltbezug“ (vgl. Deinet 2013, S. 8) ist das pädagogische Fachpersonal zumeist nicht vorbereitet, sodass eine Professionalisierung im Sinne der angestrebten Sozialraumentwicklung erforderlich ist.

Mit diesem Wandel können Kinder- und Familienzentren auf weitere Herausforderungen der Gesellschaft kinder- und familiengerechte Antworten geben, so auch auf die häufig geforderte Vereinbarkeit von Familie und Beruf. Insbesondere bei Frauen mit hohem Bildungsabschluss gehört die Berufstätigkeit wie bei den Männern zum Lebensentwurf, der freilich mit Kindern nur schwer zu realisieren ist. Es bedarf daher qualitativ hochwertiger und flexibler Betreuungseinrichtungen, die die Bedürfnislagen von Familien/Teilfamilien kennen und adäquate Betreuungskonzepte anbieten.



Abb. 33: Symbolisch gelegt: die Wege der Teilnehmenden zur Weiterbildung

Eng damit verknüpft ist auch, dass junge Familien die insbesondere von der Arbeitswelt geforderte Mobilität beweisen und den Arbeitsplatzangeboten folgen, sich also bevorzugt in den städtischen Ballungsräumen niederlassen. Betreuungsplätze für Kinder sind bei der steigenden Nachfrage in Städten häufig Mangelware. Dem steht nicht selten ein zahlenmäßiges Überangebot in ländlichen Kommunen gegenüber, das aber wegen sinkender Kinderzahlen oft nur eingeschränkte pädagogische Angebote unterbreiten kann. Durch Vernetzung und die Einbeziehung des Sozialraums können Kitas, dem neuen Selbstverständnis entsprechend, ihrer pädagogischen Aufgabe gerecht werden.

den, für das soziale Miteinander sorgen und somit maßgeblich zum inklusiven, intergenerativen und interkulturellen Miteinander beitragen. Mit Kinder- und Familienzentren können Antworten auf die vielfältigen Herausforderungen gefunden werden. Sie sind Leistungszentren für Kinder, Familien und den Sozialraum und damit Teil einer zukunftsorientierten Familienpolitik.

Konzept und Struktur der Weiterbildung

In der achtm moduligen Weiterbildung werden Methoden, Strategien und Bausteine für die Begleitung und Beratung von Institutionen, Einrichtungen und Teams vermittelt, die auf dem Weg zum Kinder- und Familienzentrum sind bzw. sich auf den Weg dorthin begeben wollen. Grundlage für die Konzeptentwicklung und Methodenauswahl ist dabei das Bewusstsein für die Entwicklungsoffenheit von Lernprozessen, die Kade u. a. feststellen und „jeglicher Bildung den Charakter eines Möglichkeitsraumes“ (Kade u. a. 1999, S. 24) attestieren. Dies verweist auf die bestehende Kluft zwischen Vermittlung und Aneignung von Wissen. Umso wichtiger ist es, „Weiterbildung auch durch den Einsatz unterschiedlicher Methoden einerseits lebendig zu gestalten und den Teilnehmenden andererseits auf diese Weise „individuelle Aneignungsmöglichkeiten anzubieten“ (Goder-Fahlbusch 2008, S. 238). Das kompetenzorientierte Konzept, das die Kompetenzbereiche Wissen, Fertigkeiten, soziale Kompetenz und Selbstkompetenz (vgl. www.ecvet-info.de) anspricht, beruht auf der auf methodisch-didaktischer und teilnehmerorientierter Vielfalt basierenden Vermittlung. Theoriewissen und Praxiskompetenz werden vermittelt durch theoretische Inputs, Recherchen im eigenen Berufsfeld, Recherchen in einem Kinder- und Familienzentrum im Kontext von Praxishospitationen, die eigenverantwortliche Durchführung eines Beratungsprozesses (Beratungsprojekt), durch Intervision und Tage der Beratung und Supervision.

Die Module im Überblick:

- Das Einstiegsmodul „Early Excellence und Modelle von Kinder- und Familienzentren“ ist im Sinne eines Grundlagenseminars konzipiert, welches das pädagogische Konzept der seit 1997 in Großbritannien umgesetzten Early Excellence Centres in den Blick nimmt. Diese dienen in Deutschland zunehmend als Modell pädagogischer Einrichtungen. Leitend ist die Überzeugung, dass jedes Kind das Potenzial zu exzellenten Leistungen hat, wenn es nur früh genug und individuell gefördert wird. Kitas werden zu Familientreffpunkten, in denen sich Eltern und Erzieher auf Augenhöhe begegnen, in denen alle Personen als wertvoll geachtet werden und damit Einfluss auf ein lebenswertes, sozialpolitisches und sozioökonomisches Lebensumfeld für Familien nehmen (vgl. www.kkstiftung-ganzheitlichebildung.de). Sozialraumorientierung ist in diesem Verständnis zentraler Aspekt der Entwicklung zum Kinder- und Familienzentrum. Welche unterschiedlichen und vielfältigen Organisationsmodelle von Kinder- und Familienzentren es gibt, ist ebenfalls Inhalt des Moduls, um über erforderliche Ressourcen und Entwicklungsstrategien nachzudenken.
- Das Modul „Sozialraumanalyse und Bedarfserhebung“ schließt sich daran an, da die Entwicklung von Kinder- und Familienzentren ohne die Ermittlung und Berücksichtigung von familialen Bedarfslagen nicht denkbar ist.

Fundierte Bedarfserhebungen bei den potenziellen Nutzern, Umfeld-Analysen und Entwicklungen in den jeweiligen Netzwerken sind von zentraler Bedeutung.

- Im Modul „Organisationen verstehen – Veränderungsprozesse anleiten, steuern und evaluieren“ werden Methoden der Organisationsanalyse und des Projektmanagements vorgestellt und angewandt, indem an der konkreten Situation der Teilnehmenden gearbeitet wird. Die Rolle und Zielsetzung des Einrichtungsträgers sowie die Untersuchung der strukturellen, personellen und materiellen Bedingungen und zur Verfügung stehenden Ressourcen bilden die Basis für den Planungsprozess.
- Kommunikation steht im Mittelpunkt des Moduls „Mit Eltern und Familien im Kontakt – Die Rolle der sozialpädagogischen Fachkraft“. Sich in Organisationen zu bewegen, bedeutet, Menschen zu begegnen. Die alltägliche Ansprache, Zusammenarbeit und Auseinandersetzung der Fachkräfte mit den Eltern und Familien ist Dreh- und Angelpunkt der erfolgreichen Entwicklung von Kinder- und Familienzentren. Die Interaktion wird dabei von der Doppelrolle der Fachkräfte bestimmt, nämlich Experten für die Betreuung, Bildung und Erziehung des Kindes in der Institution zu sein und den Kontakt zu den Erwachsenen in dessen Familie zu gestalten.
- Das Modul „Beratungs- und Vermittlungskompetenz, Moderation von Prozessen“ geht von der Annahme aus, dass auf dem Weg zum Kinder- und Familienzentrum Überzeugungsarbeit zu leisten ist, Befürchtungen und Widerstände ernst zu nehmen und abzubauen sind. Methoden der Gesprächsführung, Moderation und Projektmanagement werden als Schlüsselkompetenzen für erfolgreiche Überzeugungsarbeit vermittelt, schwierige Konstellationen werden analysiert.
- Zwei Module zum Lernort Praxis ermöglichen bei Besuchen von Kinder- und Familienzentren auf der Grundlage der vorangegangenen Weiterbildungsmodule eine fachliche Perspektive, aus der heraus die Praxis wahrgenommen wird. Das praktische Erleben, die Beobachtung, der fachliche Austausch und die Diskussionen sind gleichermaßen Erfahrungslernen wie Motivation und Impuls für das eigene Handeln und befördern den Klärungsprozess hinsichtlich eigener Motive, Zielsetzungen und Erfordernisse.
- Alle Teilnehmenden erarbeiten ein eigenes Praxisprojekt, in dem erste Maßnahmen eigenen Handelns im je eigenen professionellen Kontext auf dem Weg zum Kinder- und Familienzentrum dokumentiert und kritisch diskutiert werden. Der Weiterbildungsgruppe kommt dabei als „Resonanzkörper“ besondere Bedeutung zu.
- Unterstützend steht in zwei Modulen Supervision die ganzheitliche Betrachtung des Veränderungsprozesses im einzelnen Projekt im Fokus. Probleme im Veränderungsvorhaben werden anhand systematischer Fragen analysiert

und eine Lösung wird mittels der methodischen Herangehensweise des Supervisors und der Ideen und Denkanstöße der Kolleg/innen erarbeitet.

- In zwei Modulen zu Intervention sowie Beratung zu Praxisprojekt und -präsentation bietet sich den Teilnehmenden die Möglichkeit der Beratung durch die Gruppe und die Weiterbildungsleitung bezüglich des eigenen Praxisprojektes. Zur Intervention gebildete Kleingruppen beraten sich kollegial und die Präsentation des Praxisprojektes wird vorbereitet. Diese Module tragen zur Klärung eventueller Fragestellungen beim laufenden Praxisprojekt bei und bereiten die Präsentation vor.
- Im Abschlusskolloquium präsentieren die Teilnehmenden ihre Praxisprojekte, die im Plenum diskutiert werden. Mit der Zertifikatsübergabe schließt die Weiterbildung ab.

In der Weiterbildung erwerben die Teilnehmenden die hohen Fach-, Handlungs- und Prozesskompetenzen, die erforderlich sind, um Einrichtungen, orientiert an den Bedarfen von Kindern und Familien sowie des Sozialraums, auf dem Weg zum Kinder- und Familienzentrum nachhaltig zu begleiten.

„Die Weiterbildung zum Multiplikator und Berater für Kinder- und Familienzentren im Odenwald-Institut war für mich ein Segen. Denn die Themen und Inhalte der verschiedenen Module, die Referenten und die Kursteilnehmer haben mich durch den intensiven Austausch über die Thematik während des Tages sowie in Gesprächen am Abend fachlich und in meiner Persönlichkeitsentwicklung ein gutes Stück vorangebracht, um bereits während der Ausbildung ein Familienzentrum erfolgreich aufbauen zu können.“

Olaf Weiland, Leiter des Kinder- und Familienzentrums Rosengärtchen in Oberursel

„Die Weiterbildung hatte durch die Verzahnung von theoretischen Modulen, kollegialer Beratung, Supervisionstag, Hospitationen und Praxisprojekt eine hohe Prozessqualität. Die Gruppe lernte von- und miteinander, und es ist ein kleines Netzwerk entstanden, von dem ich heute profitiere. Die theoretischen Hintergründe wurden in einem lebendigen Lernprozess – mittels vielfältiger Methoden – miteinander ko-konstruiert. Neben den vielen interessanten Inhalten war für mich die erfahrene Methodenvielfalt ein zusätzliches Geschenk.“

Margit Franz, Diplom-Pädagogin, Publizistin, Autorin, Herausgeberin von „Die Kindergartenzeitschrift“

„Für mich besonders hilfreich war, dass ich immer wieder meine konkrete Situation vor Ort einbringen und reflektieren, mir kollegiale Beratung und Inspiration holen konnte. Manchmal war das eine einfache Bestätigung, die mir geholfen hat, mutig voranzuschreiten. Manchmal brauchte es eine intensive Beratungssituation im Plenum oder in der Kleingruppe. Besonders erfreut hat mich die Vielfalt der Methoden und Materialien, und der Spaß kam dabei auch nicht zu kurz.“

Sonja Sobotta, Fachberaterin

Als Praxisprojekt wählte ich eine Elternbefragung, um Wünsche und Bedarfe von Familien in unserem Sozialraum besser kennenzulernen. In der Auswertung wurde deutlich, wie unterschiedlich Familien leben, nicht zuletzt abhängig von deren Größe, Nationalität, Religionszugehörigkeit, Bildungsstand usw. Diese Vielfalt löste im Team unserer Kita eine Auseinandersetzung mit der eigenen Toleranz und eine Diskussion über Gerechtigkeit aus. Ich hoffe, dass diese Auseinandersetzung noch lange lebendig bleibt und am Ende alle davon profitieren können.

Petra Wrede, Leiterin des Kinder- und Familienzentrums „Sonnenland“, Bickenbach/Bergstraße

Literatur

- Allmendinger, Jutta (2013): Frauen auf dem Sprung. Wie junge Frauen heute leben wollen. Pantheon Verlag, München.
- Bertelsmann Stiftung u. a. (Hrsg.) (2013): Chancenspiegel 2013. Verlag Bertelsmann Stiftung, Gütersloh.
- Deinet, Ulrich (2013): Sozialraumorientierung als Konzeptionsentwicklung, in: Theorie und Praxis der Sozialpädagogik, Heft 8, S. 8–12.
- Goder-Fahlbusch, Sigrid (2008): Weiterbildung: Management in der Diakonie. Führungskompetenz zwischen Komplexität und der Suche nach Gewissheiten. Heidelberg, Universitätsverlag Winter GmbH, Heidelberg.
- Hess. Sozial- und Kultusministerium (Hrsg.) (2007): Bildung von Anfang an. Bildungs- und Erziehungsplan für Kinder von 0 bis 10 Jahren in Hessen.
- Kade, Jochen u. a. (1999): Einführung in die Erwachsenenbildung/Weiterbildung. Verlag Kohlhammer, Stuttgart.
- <http://www.kkstiftung.de/690-0-Early-Excellence.html> [2.5.2014]

Hospitation als Instrument zur Entwicklung von Kinder- und Familienzentren

6.7

Bianca Monzel

Mit den Programmen „Anschwung für Frühe Chancen“, „Mittel.Punkt – Die Familienkita“ oder „Treffpunkt Familienkita“ erprobt die Deutsche Kinder- und Jugendstiftung gemeinsam mit Partnern seit einigen Jahren, wie die Entwicklung zu einem Kinder- und Familienzentrum gelingen kann und was es an Qualifizierungs- und Changemanagement-Instrumenten braucht.

Neben strukturellen Gegebenheiten und allgemeinen Maßnahmen zur Organisationsentwicklung ist vor allem die Professionalisierung des Personals der Schlüssel auf dem Weg zum Kinder- und Familienzentrum. Hospitationen werden als Entwicklungsinstrument eingesetzt und ermöglichen es pädagogischen Fachkräften, sich einzeln oder im Team weiterzubilden und zu qualifizieren. Das gewonnene Wissen und die gemachten Erfahrungen können den Veränderungsprozess in der eigenen Einrichtung inspirieren und befördern.

Was sind Hospitationen?

Der Duden definiert Hospitationen so: „Sich als Gast an einer wissenschaftlichen, pädagogischen, kulturellen, politischen o. ä. Einrichtung aufhalten, um die innere Struktur derselben, ihre Arbeitsabläufe und fachlichen Probleme kennenzulernen und berufspraktische Erfahrung zu gewinnen“ (vgl. www.duden.de/rechtschreibung/hospitieren). Pädagogische Fachkräfte besuchen demnach alleine, zu mehreren oder mit dem ganzen Team eine andere Einrichtung, um deren Struktur (Rahmenbedingungen, Setting, Räumlichkeiten, Ressourcen), Team, Instrumente, Abläufe und fachliche Standards kennenzulernen. Hospitationen können auch konsultierende Phasen haben. Grundsätzlich ist eine Hospitation aber von einer Konsultation zu unterscheiden, denn Letztere führt man durch, weil man Rat sucht, Erstere, weil man etwas Neues erfahren möchte.

Das Eigene durch die Beobachtung des Fremden betrachten

Hospitationen bewirken, dass das Eigene durch die Beobachtung und Reflexion des Fremden betrachtet werden kann. Im Grunde schaut man sich die eigene vertraute Arbeit aus dem Blickwinkel des Beobachters an, indem man über das Nicht-Eigene nachdenkt, es einordnet und bewertet. Hospitationen helfen, den eigenen blinden Flecken auf die Schliche zu kommen. Fachkräfte einer Kita, die zum Kinder- und Familienzentrum entwickelt werden soll, fragen sich zum Beispiel, was denn genau den Unterschied markiert zwischen einer Kita, die eine gute Erziehungs- und Bildungspartnerschaft zu den Eltern pflegt, und einem Kinder- und Familienzentrum. Möglicherweise entsteht in ihrer Vorstellung kein klares Bild und dies erschwert die Entwicklung einer gemeinsamen Vision. Ohne Vision wiederum wird es schwierig, Ziele zu definieren, und ohne Ziele wählt man möglicherweise wenig geeignete Maßnahmen.

Umgekehrt bedeutet dies, dass Hospitationen dabei helfen können, Vorstellungen zu entwickeln, wohin man sich als Fachkraft, aber auch als Kita-Team entwickeln kann. Praktische Ideen zu pädagogischen Angeboten, räumlicher Gestaltung, Nutzung von Ressourcen, aber auch der fachliche Austausch helfen, eigene Angebote zu entwickeln und die pädagogische Haltung zu hinterfragen.

Herausfordernd ist dabei der Umgang mit der sogenannten „Back-home-Situation“ (Pieper 1988, S. 47). Diese beschreibt das Problem, das erlernte Wissen und die daraus resultierenden Ideen nach der Rückkehr in die Praxis umzusetzen. Die Situation vor Ort ist ja zunächst unverändert und der Transfer der Ideen scheitert, wenn Kollegen sich gegen Neues sperren oder die Rahmenbedingungen eine Adaption nicht zulassen. Zwei Dinge können hier abhelfen: zum einen die Haltung, dass sich gute Beispiele selten eins zu eins übertragen lassen, sondern modifiziert werden müssen, damit sie zu den gegebenen Voraussetzungen passen. Zum anderen wurde in den oben genannten Programmen die Erfahrung gemacht, dass Qualifizierungsmaßnahmen dann besonders wirken, wenn ein ganzes Team teilnimmt: Oft entsteht ein gemeinsamer „Geist“ im Sinne eines Wunschs nach Entwicklung und Veränderung, der im gesamten Team nachhallt und auch dann noch motiviert, wenn erste Hürden bewältigt werden müssen.

Schließlich wirken sich Hospitationen auch auf die gastgebende Einrichtung aus. Kinder- und Familienzentren sind „lernende Organisationen“, die sich ebenfalls in einem generell für Bildungseinrichtungen typischen, permanenten Entwicklungs- und Veränderungsprozess befinden. Der Dialog mit den Besucher/innen ermöglicht auch ihnen, das Eigene durch die Reflexion des Fremden zu betrachten. Rückfragen, Kritik, Bestätigung, Lob oder auch Unverständnis helfen dabei, den aktuellen Status quo immer wieder vor dem Hintergrund der eigenen Vision

und der eigenen Ziele zu hinterfragen. Besucht zu werden, ist also nicht nur in erster Linie (bezahlte) Mehrarbeit, sondern ganz eigentliche Entwicklungsarbeit und somit immer eine Chance.

Planung, Durchführung und Reflexion von Hospitationen

Hospitationen erzielen eine umso höhere Wirkung, je durchdachter und passgenauer sie vorbereitet, durchgeführt und nachbereitet werden. Die folgenden Fragen und Tipps können dabei helfen.

Vor der Hospitation:

- Wo soll die Reise hingehen? Was kann man am Zielort sehen: Räume, Umsetzung pädagogischer Angebote?
- Interessiert mich/uns die gesamte Einrichtung oder liegt mein/unser Fokus auf bestimmten Themen, Strukturen, Angeboten? Dies sollte unbedingt eng mit der gastgebenden Einrichtung abgestimmt werden, damit sie sich genau auf die Bedarfe und Wünsche der Gäste einstellen und die zeitliche Taktung entsprechend planen kann.
- Welche zentralen Fragen möchte(n) ich/wir unbedingt beantwortet haben? Hierbei ist es wichtig, prozessorientierte Fragen (wie?) ebenso im Blick zu haben wie ergebnisorientierte (was?). Es ist empfehlenswert, der gastgebenden Einrichtung die zentralen Fragen vorab mitzuteilen.
- Wie soll vor Ort gearbeitet werden? Begehung, Vortrag der Gastgeber, Austausch in Kleingruppen?
- Wie viele Personen können zeitgleich die Einrichtung begehen?
- Wie erreiche(n) ich/wir den Einrichtungsort?
- Welche Kosten (Honorar, Fahrt) entstehen und wie werden sie finanziert?
- Gibt es vor Ort einen Raum, in dem ein Austausch mit den gastgebenden Kollegen stattfinden kann?

Während der Hospitation:

- Es ist sinnvoll, die Beobachtungen fortlaufend zu notieren und eventuell durch Fotos zu ergänzen. Dabei ist es empfehlenswert, zunächst auf Bewertungen zu verzichten.
- Die Beobachtungen sollten durch die Brillen des „Was?“, „Wie?“ und „Mit welcher Wirkung?“ wahrgenommen werden.

Nach der Hospitation:

- Unmittelbar nach der Hospitation empfiehlt es sich, die Notizen auf Lesbarkeit und Verständlichkeit hin zu prüfen.
- Mit etwas zeitlichem Abstand sollten sie im Hinblick auf die zentralen Fragen ausgewertet, bewertet und reflektiert werden.
- In Teamsitzungen oder -tagen werden die verschiedenen Auswertungen diskutiert und gemeinsam überlegt, was, wie, von wem, bis wann und mit welchem Ziel in der eigenen Einrichtung umgesetzt werden kann.

Praxisbeispiel

Die Kita Sonnenschein hat vor anderthalb Jahren entschieden, dass sie sich zu einem Kinder- und Familienzentrum entwickeln möchte. In diesem Jahr hat sie endlich die zeitlichen und finanziellen Ressourcen, um eine Hospitation in einem Kinder- und Familienzentrum durchzuführen. Die pädagogischen Fachkräfte, die Mitarbeiterin der Familienberatungsstelle und zwei Elternvertreterinnen wollen zu dieser Einrichtung fahren, weil sie sich besonders für den Elternraum, die Sprachwerkstatt und die offenen Kochangebote interessieren.

Der Elternraum ist ein dauerhaftes, ganztägiges Angebot im Kinder- und Familienzentrum. Das Kochangebot gibt es nur am Donnerstag und auch die Sprachwerkstatt findet donnerstags im vierzehntägigen Rhythmus statt. Die Fachkräfte der Kita wählen somit einen Donnerstag, an dem sie alle Angebote erleben können. Nach der Begrüßung durch die Leitungskraft begehen sie zunächst gemeinsam die Einrichtung. Dies ist möglich, da bis zu fünfzehn Personen gleichzeitig durch die Räume gehen können. Anschließend wird die Gruppe in zwei Teile geteilt. Der erste besucht die Sprachwerkstatt und der zweite den Elternraum. Da dort gerade Angebote durchgeführt werden, erleben die Fachkräfte „live“, wie diese angenommen werden, wie sie wirken und welche Stimmung dabei entsteht. Nach ca. einer halben Stunde wechseln die Gruppen. Im Anschluss treffen sich alle gemeinsam mit der Leiterin und einer Kollegin aus der Kita im Teamraum. Die Fachkräfte stellen Fragen, z. B. was die Hürden waren, die es zu bewältigen galt, wie das Elterncafé und die Sprachwerkstatt finanziert werden, wie sie zu der Idee kamen und welche Ergebnisse sie damit erzielen. Schließlich besuchen alle das offene Kochangebot. Einige versuchen sich selbst im Kochen und nach dem gemeinsamen Ver-

zehr der Speisen sitzen sie noch ein wenig mit ein paar Müttern aus der Nachbarschaft zusammen, die erzählen, wie schön sie die Möglichkeit finden, sich im Kinder- und Familienzentrum zu treffen.

Drei Wochen später führt die Kita einen Teamtag durch. Die Mitarbeiter/innen reflektieren die Hospitation, stellen fest, dass sie viel gelernt haben, aber leider nicht alles umsetzbar ist, sie dennoch mit der einen oder anderen Sache starten wollen. Zum Beispiel ist es ihnen nicht möglich, einen Raum konstant als Elternraum einzurichten, dennoch sollen Eltern einen Ort in der Kita bekommen: Am Ende des Flurs gibt es eine verwinkelte Ecke, die künftig als „Ecke von Eltern für Eltern“ gestaltet werden soll. Mit dem gemeinsamen Essen werden sie auch beginnen, weil sie bei der Hospitation gespürt haben, wie Essen verbinden kann. Einmal wöchentlich soll es daher künftig in der neuen Elternecke ein offenes Frühstück geben.

Literatur

- Ebert, Sigrid (Hrsg.) (2010): Die Kita als lernende Organisation. Verlag Herder, Freiburg.
- Pieper, Rüdiger (1988): Diskursive Organisationsentwicklung. Ansätze einer sozialen Kontrolle von Wandel. Verlag Walter de Gruyter GmbH, Berlin/New York/Peking.
- Schäfer, Gerd E. (2010): Evaluationsforschung in Early Excellence Zentren des Pestalozzi-Fröbel-Hauses, Berlin, verfügbar unter <http://www.pfh-berlin.de/sites/default/files/artikelanhang/Zusammenfassung%20EEC-Studie%202010%20von%20Isa%20Baumgarten.pdf> [2.5.2014].
- Schlevogt, Vanessa (2012): KiFaz, Eltern-Kind-Zentren oder Haus der Familie, in: Kita aktuell spezial, Heft 1, S. 6–8.

7 Anhang

Abkürzungsverzeichnis

DKJS	Deutsche Kinder- und Jugendstiftung
EEC	Early Excellence Centres
HzE	Hilfen zur Erziehung
KEZ	Kinder-Eltern-Zentren
KiFaZ	Kinder und Familienzentrum
SGB	Sozialgesetzbuch

Grundlagenliteratur und Links zum Thema Kinder- und Familienzentren

- Ulrich Deinet (2009): Methodenbuch Sozialraum. Lehrbuch: Einführung sozial-räumliche Methoden. VS-Verlag, Wiesbaden.
- Judith Durand/Hilke Eden/Roswitha Staeger (2011): Kita-Praxis als Lernkultur. Eine Evaluation von Early Excellence Zentren des Pestalozzi-Fröbel-Hauses. Dohrmann Verlag, Berlin.
- Ilona Heuchel/Eva Lindner/Karin Sprenger (Hrsg.) (2009): Familienzentren in Nordrhein-Westfalen. Beispiele innovativer Praxis. Waxmann, Münster/New York/München/Berlin.
- Gerda Holz/Thomas Kunz/Evelin Klein/Vanessa Schlevogt (2005): Armutsprävention vor Ort – »Mo.Ki – Monheim für Kinder«. Institut für Sozialarbeit und Sozialpädagogik, Frankfurt am Main.
- Lothar Klein/Herbert Vogt (2008): Eltern in der Kita. Schwierigkeiten meistern – Kommunikation entwickeln. Verlag Klett/Kallmeyer, Seelze.
- Christine Karkow/Barbara Kühnel (2008): Das Berliner Modell. Qualitätskriterien im Early Excellence Ansatz. Pestalozzi-Fröbel Haus, Berlin.
- Gabriele Mankau/Harald Seehausen/Wiebke Wüstenberg (2010): Kinder- und Familienzentren als neue Orte frühkindlicher Bildung. VS-Verlag, Kronach.

- Tanja Merkle/Carsten Wippermann (2008): Eltern unter Druck: Selbstverständnisse, Befindlichkeiten und Bedürfnisse von Eltern in verschiedenen Lebenswelten. Hrsg. von Michael Borchard und Christine Henry-Huthmacher. Lucius & Lucius, Stuttgart.
- Stephan Rietmann/Gerald Prein/Erich Sass/Claus J. Tully (Hrsg.) (2012): Tagesbetreuung im Wandel. Das Familienzentrum als Zukunftsmodell. VS Verlag, Wiesbaden.
- Stephan Rietmann/Gregor Hensen (Hrsg.) (2009): Werkstattbuch Familienzentren. Methoden für die erfolgreiche Praxis. VS Verlag, Wiesbaden.
- Herbert Schubert (2008): Netzwerkmanagement: Koordination von professionellen Vernetzungen – Grundlagen und Praxisbeispiele. VS Verlag, Wiesbaden.
- Roswitha Sommer-Himmel/Joachim König (2012): Familienzentren. Entwicklungsperspektiven, Standards und Evaluationsergebnisse. Hrsg. von der Stadt Nürnberg.
- Sigrid Tschöpe-Scheffler (Hrsg.) (2006): Konzepte der Elternbildung – eine kritische Übersicht. Verlag Barbara Budrich, Opladen.

Fachzeitschriften

TPS 6/2008: Bedarfsgerecht und vernetzt: Familienzentren

KiTa aktuell spezial 1/2012: Kinder- und Familienzentren

Zur Sache Kita, Zeitschrift des Caritasverband für die Diözese Trier, Ausgabe 2013 zu Familien- und Sozialraumorientierung in der Kita

TPS 8/2013: Die Kita im Sozialraum

Links

<http://www.bundesverband-familienzentren.de/>

<http://www.early-excellence.de/>

<http://www.pfh-berlin.de>

<http://www.kkstiftung.de/120-0-Early-Excellence.html>

<http://www.familienzentrum.nrw.de/>

<http://www.sozialraum.de/>

Autorinnen und Autoren

Dieter Assel, Sozialpädagoge, bis 2014 Fachbereichsleiter Kinder, Jugend, Bildung der Stadt Weiterstadt, Mitbegründer des Bildungsbeirates Weiterstadt im Jahre 2003, von 2007 bis 2012 Projektleiter „Lebenswelt Schule“ Weiterstadt in Kooperation mit der Deutschen Kinder- und Jugendstiftung. Als Referent, Fortbildner und Berater in der Kinder- und Jugendhilfe tätig.

Ute Eggers, Erzieherin, Studiendirektorin an der Herman-Nohl-Schule Hildesheim in der Fachschule Sozialpädagogik; Fachberaterin für das Berufsfeld Sozialpädagogik bei der Niedersächsischen Landesschulbehörde; Projektbeauftragte des Schulversuchs zur Modularisierung der Fachschule Sozialpädagogik in Niedersachsen seit 2008, Lehrbeauftragte der HAWK Hildesheim.

Stefanie Entzmann, Erzieherin und Heilpädagogin, Gesamtleitung Kindertagesstätten und Kinder- und Familienzentren der St. Josef gGmbH in Stuttgart, Beraterin für Early Excellence, Referentin in der Qualifizierung zur Early Excellence-BeraterIn in Stuttgart sowie freiberuflich tätig im Rahmen der Implementierung des Early Excellence-Konzeptes.

Sibylle Fischer, Kindheitspädagogin, wissenschaftliche Mitarbeiterin an der Evangelischen Hochschule Freiburg und im dort angesiedelten Zentrum für Kinder- und Jugendforschung.

Sigrid Goder-Fahlbusch, Dr. phil., Erziehungswissenschaftlerin, Mediatorin, Coach, Leiterin des Odenwald-Instituts der Karl Kübel Stiftung.

Ute Günther, Diplom-Sozialpädagogin, Beraterin für die Entwicklung von Kinder- und Familienzentren und langjährige Kita-Leiterin, seit 2013 Leiterin des Kinderhauses Stadtmitte der Technischen Universität Darmstadt.

Miriam Heckmann, Diplom-Pädagogin, bei Mo.Ki „unter 3“ verantwortlich für den Bereich Familienbildung. Marte Meo-Therapeutin und Elternkursleiterin.

Brigitte Heinz, Diplom-Sozialpädagogin und freiberufliche Fortbildnerin in Bad Soden am Taunus.

Christa Höher-Pfeifer, Diplom-Verwaltungswirtin, freiberuflich tätige Organisationsberaterin und Fortbildnerin in Köln, seit 2006 u. a. als Coach für Familienzentren in NRW tätig.

Ursula Jakobi, Erzieherin, Leiterin der Kita 7/Familienzentrum der Stadt Rodgau/Hessen.

Matthias Jung, staatlich anerkannter Sozialpädagoge FH und Diakon, Leiter des Evangelischen Familienzentrums Frohnhausen/Hessen.

Gabriele Kurz-Adams, Erzieherin, Leiterin der Kita 10/Familienzentrum in Rodgau/Hessen.

Evelin Klein, Dipl. Sozialwissenschaftlerin, Dipl. Sozialwirtin, Leitung und Koordinatorin im Kinder- und Familienzentrum Frankfurt-Fechenheim.

Fenja Kothe, M.A. Soziale Arbeit, Leiterin des Familienzentrums Ritterburg, seit Oktober 2012 Koordinatorin im Rahmen des Landesprogramms „Aufbau Berliner Familienzentren“.

Gerda Ludwig, Diplom-Pädagogin, seit 1979 Tätigkeit in verschiedenen gemeinwesenorientierten interkulturellen Projekten im östlichen Ruhrgebiet, seit 1989 Leiterin der Arbeitsstelle Interkulturelle Erziehung des Bereichs Schulen und Kindertagesstätten der Stadt Ludwigshafen sowie Fachberaterin für Kindertagesstätten der Stadt Ludwigshafen.

Bianca Monzel, Diplom-Pädagogin, 2006 bis 2008 Referentin für Grundsatzfragen Kindheit der Abteilung Kindertageseinrichtungen im Diözesan-Caritasverband und freiberufliche Praxisbegleiterin, Fortbildnerin und Evaluatorin. 2008 bis 2011 Programmleiterin der Deutschen Kinder- und Jugendstiftung „Bildungsfenster Trier“, seit 2009 Leitung der Regionalstelle Rheinland Pfalz der Deutschen Kinder- und Jugendstiftung in Trier.

Doris Morhard, Erzieherin, Leiterin des Familienzentrums Pustebume der Stadt Weiterstadt

Brigitte Noack, Diplom-Pädagogin, Supervisorin (DGSv), Prozessbegleiterin für Inklusion in eigener Praxis, Fortbildung, Beratung, Coaching, Moderation in Jugendhilfe und Schule.

Marion Nordmeyer, Diplom-Sozialpädagogin, Interkulturelle Familienbildung im Internationalen Familienzentrum (IFZ e.V.) in Frankfurt am Main.

Inge Nowak, Diplom-Sozialarbeiterin, lizenzierte Marte Meo-Supervisorin und Ausbilderin, Koordinatorin von „Mo.Ki – Monheim für Kinder“.

Andreas Schenk, Diplom-Sozialpädagoge, Berater für Early Excellence, Fachberater für Familienzentren der Stadt Hannover.

Vanessa Schlevogt, Politikwissenschaftlerin, Supervisorin und Coach, freiberufliche Prozessbegleiterin in Frankfurt am Main, berät seit 2002 Träger, Einrichtungen und Netzwerke, Kommunen, Landkreise und Ministerien zum Thema Kinder- und Familienzentrum, Referentin in Weiterbildungen für Multiplikator/innen und Berater/innen für Kinder- und Familienzentren am Odenwald- und Osterberg-Institut der Karl Kübel Stiftung.

Lena Schlör, M.A. Erziehungswissenschaften und Europäische Ethnologie, seit Oktober 2012 Koordinatorin im Familienzentrum Fischerinsel im Rahmen des Landesprogramms „Aufbau Berliner Familienzentren“.

Harald Seehausen, Dr. phil., Diplom-Pädagoge, langjähriger wissenschaftlicher Referent am Deutschen Jugendinstitut, freiberuflicher Sozialforscher und Berater, Leiter der Frankfurter Agentur für Innovation und Forschung (FAIF).

Senka Turk, Diplom-Sozialpädagogin, EEC-Beraterin und Bereichsleitung „Migration und Familie“ im Internationalen Familienzentrum (IFZ e.V.) in Frankfurt am Main.

Herbert Vogt, Grundschullehrer und Diplom-Pädagoge, war Kita-Leiter und Fachberater für Kindertageseinrichtungen; leitender Redakteur von TPS (Theorie und Praxis der Sozialpädagogik) und freiberuflicher Fortbildner und Teamberater, Leiter der Weiterbildung für Multiplikator/innen und Berater/innen für Kinder- und Familienzentren am Odenwald-Institut der Karl Kübel Stiftung.

Monika Wilhelm, Erzieherin BA, Fachbereich Kinder, Jugend, Bildung, Stadt Weierstadt.

Bildnachweis

Bildagentur fotolia.com: S. 28: © Scott Griessel, S. 32: © bramgino, S. 34: © SolisImages, S. 58: © Peter Maszlen, S. 62: © lisalucia, S. 73: © Sergey Khamidulin, S. 92: © Dron, S. 113: © industrieblick, S. 115: © mangostock, S. 121: © twystydigi, S. 127: © kolotype, S. 130: © Tyler Olson, S. 132: © apops, S. 141: © Aliaksei Lasevich, S. 146: © Jasmin Merdan, S. 152: © tinadefortunata, S. 154: © Rawpixel, S. 160: © auremar, S. 165: © kk75, S. 176: © lightpoet, S. 180: © Woodapple

S. 10: © Karin Arras

S. 99: © Laura Brachthäuser

S. 134: © Stefanie Entzmann

S. 188: © Brigitte Heinz

S. 106: © Miriam Heckmann

S. 171: © Christa Höher-Pfeifer

S. 89, 90: © Ursula Jakobi & Gabriele Kurz-Adams

S. 14, 15, 16, 18: © Birgit Nöpper

S. 39, 41, 47, 48: © Andreas Schenk

S. 65: © Vanessa Schlevogt

S. 94, 172, 194: © Herbert Vogt



Immer mehr Kindertageseinrichtungen entscheiden sich, ihre Türen auch für die Bedürfnisse von Familien zu öffnen. Im Kontext des Veränderungsprozesses kommen neue

Aufgaben auf das Team der Einrichtung und auf den Träger zu. Kooperationen und Vernetzungen im Sozialraum gehen einher mit veränderten Rahmenbedingungen für eine erfolgreiche Arbeit. Dieses Buch wendet sich an alle, die sich auf den Weg zum Kinder- und Familienzentrum machen wollen und auch an diejenigen, die sich bereits auf den Weg gemacht haben. Sozialraumorientierung, Kooperation, Erziehungspartnerschaft – die Autorinnen und Autoren geben wichtige Informationen und Praxisbeispiele, die bei der Arbeit im Kinder- und Familienzentrum hilfreich sind.

Dieses Buch ist Ihr perfekter Praxisbegleiter, wenn es um das Anbieten eines breiten, bedarfsgerechten Spektrums für Kinder und Eltern geht.

Cornelsen

ISBN 978-3-589-24864-3



[www.cornelsen.de/
fruehe-kindheit](http://www.cornelsen.de/fruehe-kindheit)